Oecon. 184-2

Oec. 184

Oeconomia. Syſtemata & methodi
127.

~~Oec. gen. N°. 310~~

R

Hr. Chriſtian Baumann

D. h. b. C. O. im U. St. E. in F. P. der churbayriſchen Geſellſchaft in ſittlichen und landwirtſchaftlichen Wiſſenſchaften Mitglied.

Entdeckte Geheimniſſe der Land- und Hauswirthſchaft, für jedes Land zum Beſten aller Innwohner Deutſchlandes.

Mit ſechs Kupfern.

Zweyter Theil.

Wien,

bey Joſeph Gerold, kaiſerl. Reichs-Hofbuchdruckern und Univerſitäts Buchhändlern.

1783.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Jumenta eorum non minoravit.

Er hat das Vieh von ihnen nicht gemindert.

Pſ. 106. 38.

Vorbericht über die Viehezucht.

Der Wieſenbau und die Viehezucht ſind auf das engſte miteinander verbunden, und mit beyden der Feld- oder Ackerbau; ein Theil giebt dem andern ſein Maaß und Verhältniß: beyde erheben die Wirthſchaft auf den gehörigen Grad, und geben den Beſizern die vollkommene Nahrung.

Der Wieſenbau wirft alle Jahre ſeinen gewiſſen Ertrag ab, weswegen ihn einige dem Ackerbau noch vorziehen wollen, weil er ohnehin weit weniger Köſten macht. Es iſt wahr, allein wenn man näher zur Sache gehet, ſo wird man nicht irren, wenn man mit mehr Mühe den Ackerbau pflegt, und dabey ſein gewiſſes Brod hat, als wenn man ohne Mühe auch ohne Brod bleibt.

Zudem, wenn auch bey dem Wieſenbau der jährliche Ertrag nicht umſchlägt, wie beym Feldbau, ſo ſchlägt doch oft das Vieh um, und dabey iſt der Verluſt manchen ſo em-

pfindlich, als der jährliche Ertrag ſelbſt geweſen; ſchlägt nun das Vieh um, ſo iſt der Schaden oft ſo groß, wie beym Mißwachs vom Getreide.

Es bleibt deshalben eine Vorſichtsregel, man ſoll bauen, was, und wie viel man kann, damit, wenn ein Stück umſchlägt, das andere gerathe, und jenen Verluſt erſeze, die Verſchiedenheit der Früchte muß alſo das Gleichgewicht halten, und der Ertrag von einem muß den Erſaz vom andern machen; zu dieſem Ende ſind im erſten Theile bey Eintheilung aller Felder in vier oder zwölf Fluren alle Früchte und Erdgewächſe beſchrieben, damit man alles mögliche bauen, ſäen, oder pflanzen, und hiedurch allem Mangel, ſoviel die menſchlichen Kräfte leiden, vorbiegen könne.

Wie mit den Getreidfrüchten, eben ſo iſt es mit den verſchiedenſten Viehgattungen beſchaffen: wer einen großen Getreid- und Wieſenbau hat, kann auch vieles Vieh halten, und davon ernähren; wer vieles Vieh hat, erhält davon viele Nuzungen, beſonders häufigen Dung, ſeine Felder zu beſſern, und fruchttragend zu erhalten, dabey wächſt die Hoffnung zur guten Erndte, und mit dieſer die Reichthümer.

Meine

Meine erſte Abſicht iſt hier auf die Rindviehzucht gerichtet, mit welcher vor andern in der Landwirthſchaft ein Gewinn zu machen; weil der tägliche Gebrauch vom Fleiſch, faſt wie beym Brod, eine Gattung der Nothwendigkeit eingeführt hat, das Rindvieh vor andern zu ſuchen, weshalben es häufiger zu erziehen, und leichter um ein Stück Geld anzubringen iſt.

Die Schaafzucht iſt nebſt der Rindviehzucht die erträglichſte, ſie verdienet dahero ihren beſonderen Plaz, und eine genauere Abhandlung.

Die Schweinzucht iſt mancher Haushaltung einträglicher, als jene vom Rindviehe: vieles hängt von der Haushaltung und Futtervorrath ab.

Das Federvieh giebt beſondere Vortheile ins Haus, vorzüglich geben die Hühner manchem Beſizer die ganze Nahrung, und koſten weniger, als manche Wirthſchafter behaupten, wenn man nur gewiſſe Griffe ſie zu behandeln hat; ich werde dieſelbe mitzutheilen nicht ermangeln.

Auch die Fiſche ſammt den Seen und Weyern ſind in dieſem Theile ein Gegenſtand

und werden nicht leichthin behandelt werden.

Die Waldpflege macht den Beſchluß, und giebt jedem Wirthſchafter den vollkommenen und kürzeren Unterricht, wie die Waldungen zu allen Zeiten zu behandeln, und im guten Stande zu erhalten ſeyen: ſie führt auch ins Kenntniß aller und jeder Bäume, damit man die nüzlicheren Baumarten vor anderen pflanzen könne.

Auf die Rindviehzucht hefte ich ein beſonderes Aug, und werde weder etwas nüzliches, noch etwas nothwendiges mit Stillſchweigen übergehen, ſogar werde zulezt die nothwendige Haus- und Heilmittel für jedes ſonderbar aber für das Rindvieh angeben.

Der Wieſenbau iſt zeithero an manchen Orten ganz vernachläſſiget, oder nur ſchlecht gepflogen worden: es hieß bey manchen, was wächſt, das wächſt, was nicht kommen will, bleibt aus; die Wieſen ſind und bleiben ſich überlaſſen. Man hat die magere und trockene Wieſen mit ſchlechten niedern Gräſern, welche jedoch dem Viehe um ſo geſünder ſind; man läßt ſie trocken und mager, denkt nicht darauf, wenn man auch könnte, ihnen mit Wäſſerungen zu helfen. Andre Wieſen ſind

fett,

fett, tragen fette Gräſer, und werden eben deswegen, weil ſie für ſich gut, niemal mit einigen Dung, oder nur mit Miſtlacke verbeſſert, da man doch ſolche Wieſen in ſolchen Fällen doppelt benützen, auch nebſt Heu zweymal Grumet, oder wenigſtens ein ſtarkes Herbſtgras ſammeln könnte.

Man hat ferner die ſauere und naſſe Wieſen, das ſauere Futter könnte leicht in ſüſſes verwechſelt werden, wenn man nur mit gezogenen Gräben die Wäſſer und überflüßige Früchte abzapfen würde. Das naſſe, ſauere Futter iſt für jedes Vieh das ungeſündeſte und ſchlechteſte, giebt gar keine Kräfte, ſondern füllt nur den hungerigen Magen aus. Man liebt zwar das ſauere Futter für Pferde, welche es gern freſſen. Allein der Hunger und die Gewohnheit treiben es hinein: die Pferde lieben nicht das rauhe Futter, ſondern die ihm eigene Säure; ſüſſes Futter mit wenigem Salz beſtreuet, freſſen ſie weit lieber, werden weit ſtärker, und kräftiger davon. Jedes Vieh liebt das Salz ſo gut als der Menſch, und es ſchlägt wie Gewürz auf Heu und Grumet geſtreuet, jedem Vieh wohl an.

Das

Das Rindvieh frißt das ſaure Futter gar ungern, weil es ihm den Gaumen verwundet.

Für Rindviehe hat man ganz beſondere Anſtalten zu treffen, wenn man ſeinen Viehſtand vermehren will. Die ehemalige Brachen und Huthweiden müſſen den ſtärkeren Beytrag machen, ohne daß ihnen der mindeſte Schaden geſchehe: vielmehr werden ſie verbeſſert, und neue Früchte zu tragen fähiger hergeſtellt. Die Brachen, anſtatt daß ſie leer und müßig liegen, geben eine reiche Kleeerndt, wobey der vormals einfache Viehſtand verdoppelt, oder mehr vervielfältiget wird: die Huthweiden in Wieſen und Aecker verkehrt, nähren vier- oder ſechsmal ſo viel Vieh, wenn man ſie geſchickt zu beſtellen weiß, jeder ſteht ſich alſo ſelbſt im Wege, leidet Mangel an Viehfutter, kann alſo ſein Vieh kümmerlich nähren, da er im Gegentheil Ueberfluß hätte, wenn er nach meiner und andrer Wirthſchafter Vorſchrift gehen würde. Wie bey den Brachen und Huthweiden vorzuſchreiten ſey, iſt oben im I. Thl. weitläufig erkläret worden, wo mehr zu ſehen iſt.

Da eines auf das andere folgt, ſo muß nothwendiger Weiſe nach aufgehobenen Huthweiden, wie oben im I. Thl. angedeutet worden, auch die Stallfütterung mit allem Rindviehe

viehe eingeführt werden, welche, wie nothwendig ſie ſey, ich unten anzeigen werde, wo ich von dieſer, wie von den zu verbeſſerenden Wieſen, und auszurottenden giftigen Kräutern handeln werde.

Die Schäfer mit ihren Schaafen ſcheinen dieſer Einrichtung in Anbauung der Brache und Hutweiden am meiſten entgegen zu ſtehen, weil ſie darauf beſondere Gerechtigkeiten zu haben vermeinen. Ich will hier nicht entſcheiden, ob dieſe eine Gerecht- oder Ungerechtigkeit ſey; denn es iſt ſicher, daß kein Schäfer ein Recht auf eines andern Grund und Boden hat, noch ſuchen kann, ſolang ihn der Eigenthümer ſelbſt benüzen, und mit Früchten, oder einem im Werth oder Wirkung gleich zu haltenden Gewächs oder Kraut beſezen kann: denn der Klee, Futterweide, u. d. gl. m. eben ſo erträglich, oft noch erträglicher als die Früchte ſind, ſo ſehe ich nicht, wie man eine Gerechtigkeit, darauf zu hüten behaupten könne. Sein Trieb von unerdenklichen Jahren her könnte ihm allein einiges Recht zulegen, wenn man nicht zwiſchen den älteren und neueren Zeiten in Rückſicht auf die Bevölkerung ein andres zu urtheilen veranlaſſet werden will; denn vormals waren bey weniger Inwohnern viele verlaſſene Pläze und Landesſtriche, welche dermalen anzubauen,

und nach Möglichkeit anzubauen zur Nothwendigkeit wird.

Jedoch ich werde dieſsfalls nichts erwiedern laſſen, auch für die liebe, ſo nüzliche und nothwendige Schaafe zu ſorgen, und ich hoffe, der Verluſt, den ſie auf der Brache, oder auf nunmehro verkürzten Huthweiden leiden, werde ſich auf den Stoppeläckern, Wieſen und andern Pläzen, wo das Rindvieh auch im Herbſt wegbleiben ſollte, erſezen. Kömmt eine Verbeſſerung der für ſie auf Anhöhen, Bergen und Bühlen zu widmenden Huthweiden dazu, oder ſie erhalten von den Kleeäckern ſelbſt, welche ſie nach abgenommenen Klee mit Maſthammeln übertreiben können, oder vom Futterſtrohe der Sommerfrüchte einigen Erſaz, ſo werden ſie ihre Schaafe beſſer als vormals auf mageren Weiden verſorgen können, und wenigere Krankheiten zu befürchten haben.

Die Bienenzucht, und was immer unter dem Namen der Vögel, Thiere oder Viehe kommt, wird auch ihre Liebhaber begnügen, weil ich, was in meinem erſten ökonomiſchen Werke nur obenhin berühret worden, in dieſem weitſchichtiger vorzutragen erachte. Die Seidenwürmezucht allein iſt für den III. Theil aufbehalten, damit dieſer nicht zu

ſtark

ſtark anwachſe: dort wird ohnehin von den Maulbeerbäumen vielfach gehandelt, ſo folgt von ſelbſt, daß die Seidenwürme, weil ſie ſich vom Laube der Maulbeerbäume nähren, dort einen ſchicklichern Plaz finden.

Noch eines iſt, worauf ich eine beſondre Rückſicht zu machen nothwendig finde: das verfloſſene Jahr war auſſerordentlich hizig und trocken, faſt alles ſchien zu verſagen, oder wollte mißrathen, die werthe Feldfrüchte allein ausgenommen. Die Futterweiden, Kleefelder und Wieſen waren weit minder ergiebig, und unterſagten ihren ſonſtigen Ueberfluß: dabey war der Futtermangel ſo allgemein, daß faſt alles Vieh dabey leiden müſſen; viele waren genöthiget, es zu verkaufen, oder ſelbſt zu ſchlachten, wenn ihr Vorrath an Futter zu ſchwach war. Ein Zufall, der ſeltner in Deutſchland, aber öfter in Spanien und Wälſchland ſich zu ereignen pflegt.

Zu dürre und trockene, wie zu naſſe und feuchte Jahre ſind allzeit minder fruchtbare Jahre. Wenn die Hize zu groß, ſo wird nothwendig die ganze Oberfläche der Erde auch bis auf einen oder zwey Schuhe tief ausgezogen, und ausgetrocknet, kommen häufige und ſtark abtrocknende Winde dazu, wie im lezten Jahre geſchehen, ſo iſt die Ertrocknung

der

der Erde weit ſtärker; denn die trocknende Winde ſezen weit ſtärker zu, und laſſen keinen Regen wirken, oder gar keinen Thau zur Erde kommen; was alſo die Sonne nicht thun kann, erwirken die Winde.

Im Jahre 1766. und ſonſt war auch eine auſſerordentliche Hize, und eines der heiſſeſten Jahren, ſo den beſten Wein gebracht, weil jedoch die heftigen Winde weggeblieben, und die Thaue mit einem oder andern Wetterregen zur Erde kamen, ſo wurden die Erdgewächſe befeuchtet, und erfolgte das geſegneteſte Jahr.

Wo in dürren Jahren zu viel, iſt in naſſen Jahren zu wenig, wo Regen auf Regen folgen, welche Ueberſchwemmungen gleichen, wo die Wäſſer in Bächen wie in Flüſſen fortwälzen, wo ſogar die Wäſſer in den Brünnen empor ſteigen, und die Ciſternen wider alle Gewohnheit füllen, oder gar an der weit und breiten Oberfläche der Erde, Wieſen und Feldern ſichtbar vordringen, wie man in den Jahren 1763, und 1772 bemerket hat, ſo iſt ſicher eines der unfruchtbareſten Jahren für alle Erdgewächſe, weil die meiſten erſaufen, oder die dicke zähe Säfte alle Röhren der Gewächſe ausfüllen, daß keine Vermiſchung der Oele und Salze erfolgen

gen kann, ſomit ſezen keine Körner, oder Körner mit mehr Kleyen als Mehl an, die Gewächſe und Pflanzen werden an den Wurzeln kröpfig, und alles ſchlägt um.

In den lezteren Fällen iſt der menſchliche Arm kürzer als im erſten: wenn eine Hilfe wider unmäßige Näſſe wäre, ſo beſtünde ſie in dem, daß man auf den Aeckern und Feldern lauter erhobene Beete, viele ſchmale runde Beete mit tieferen Furchen, und endlich recht häufige Waſſerfurchen zurichtete, dadurch die Näſſe abzuleiten, und von den Wurzeln der Gewächſe mehr abzuweiſen: allein alles dieſes ſezt zum voraus, daß man eine ſolche Näſſe vorſehe, und vor der Saat den Antrag dazu mache, nach dieſer wäre es ſchon zu ſpat, oder man könnte bey den Feldfrüchten, ſo die Hauptſache ſind, nicht mehr ſo beykommen, das Waſſer durch gezogene Gräben abzuweiſen. Bey Kräutern, Wurzeln, und Gemüſen ließ ſich noch etwas thun.

Im Falle einer auſſerordentlichen Hize, Trockne und Dürre wäre noch weit mehr Hilfe in Anbetracht des zu nährenden Viehes, die ich berühre.

Ich

Ich ſeze zum voraus, daß man 1) an Verbeſſerung der Wieſen nichts fehlen laſſe, und nebſt guten Futte kräutern einen ſtarken Kleebau unterhalte, ferner pflanze man 2) auch verſchiedene Küchenkräuter oder andere mit Wurzeln für das Vieh, als Beta oder Rana, Rangeres, Kraut und Kohlraben, Erdkohlraben oder Steckrüben, gelbe und weiſſe Rüben, oder Möhren, die rothe und gelbe Burgunder Rüben, von einigen Dickrüben, oder Turnips genannt, die Saubohnen, beſonders die Erdäpfel, ſo hat man gewiß ſchon einen ziemlichen Vorrath an Futter, und kann, nachdem man viele oder wenige dergleichen Erdgewächſe viel oder weniger Vieh mit einem ſicheren Winterfutter nähren. Damit aber dieſe nicht ausdorren, muß man nothwendig auf das Begießen denken, wozu an manchen Orten die müßig ſtehende, oder ohnehin öfter zu prüfende Feuerſprizen die beſte Dienſte an Bächen über ganze Aecker, Wieſen und Krautfelder machen könnten, weil das in den freyen Luft geſprizte Waſſer auf die Art eines Regens oder ſtarken Thaues herabfällt, und ſolche Gewächſe erquicken kann. Wie jedes von beſagten Gewächſen zu pflanzen und zu pflegen, lehrt der I. Theil, welcher darüber die nähere Auskunft giebt. 3) Zur Zeit, wo man allbereit

die

die Dürre des Sommers ſchon fühlt, oder der Futtermangel nicht vorgeſehen wird, ſondern ſchon allbereit drückt, ſind alle Felder vom Weizen, Korn, und Gerſte gleich nach abgenommenen Früchten umzuackern, und in einen Theil der Stoppeln, wie oben geſagt worden, wird Futterweide von vermiſchten Haber, Wicken, auch Gerſte und Erbſen, was man nämlich hat, geſäet, hernach grün, oder dürr zum Herbſt- oder Winterfutter gewidmet. Ein andrer Theil wird mit weiſſen Rüben, und dazwiſchen geſäeten Lein wider Erdflöhe, oder in die Furchen gebrachten Haber und Wicken beſtellt. Den dritten Theil nimmt friſch geſäetes Heidekorn ein, ſo noch im Herbſt zeitiget, und wovon das Futter im Winter vom Strohe erhalten, und vorgelegt wird, ehe man dem Viehe ein andres Stroh verfüttert. Endlich der vierte Theil der umgepflügten Stoppeln wird mit Salate beſonders mit Spinat Reihenweis angeſäet: der Spinat wird im Herbſt, vorzüglich im Frühling, wo er vor allen Gräſern wächſt, mit geſchnittenem Strohe dem Vieh vorgegeben, und verfüttert.

Auf dieſe Weiſe wird es kaum an hinlänglichen Futter fehlen können. Wir gehen näher zum Werk ſelbſt, und wünſchen, der

Ge-

Gebrauch von jedem vorgeſchriebenen Mittel möge mit ſeinem Endzweck alſo verbunden ſeyn, daß mit unſrer Mühe und Arbeit der Segen Gottes, der nur jenen zufließt, welche ſich darum bearbeiten, nicht fehle. Mit dieſem Wunſch empfiehlt ſich aller Huld

der Verfaſſer.

Zwey-

Zweyter Theil.

Vom

Wieſenbau,

von der Viehezucht,

und was damit verknüpfet iſt,

auch

von der Pflege der Waldungen.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I. Abtheilung,

Von dem Wieſenbau.

Der mit den Viehezuchten verbundene Wieſenbau iſt ein zweyter Gegenſtand unſerer Nahrung. Er ſtehet dem Feldbau weit nach: ſoll jedoch ein Land gut beſtellt ſeyn, ſo muß er mit dem Feldbau im genauen Verhältniß ſtehen; das iſt, der Wieſenbau mit Zuziehung des Kleebaues muß ſich ſo weit erſtrecken, daß man dasjenige Viehe bequem nähre, welches den zur Verbeſſerung des Feldbaues nothwendigen Dung abwirſt, und die Arbeiten des Feldbaues zu beſtreiten erforderlich iſt. Die Wieſen können alſo niemal vom Feldbau getrennet werden, und eines muß dem andern die Hände bieten. Denn der

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Ackerbau ſezt zum voraus das dazu nöthige Viehe, dieſes aber ſein Futter, welches die Wieſen am Graſe, Heu und Grumet abwerfen müſſen.

Gut gehaltene Wieſen geben allzeit ihre gewiſſe Erträge, fodern wenige Arbeiten und Köſten, weswegen ſie von verſchiedenen dem mühevollen Ackerbau vorgezogen ſind. Weil jedoch das erſte und fürnehmſte und unentbehrlichſte, nämlich das tägliche Brod dabey fehlt, ſo müſſen ſie, wenn es anderſt die Lage des Landes zuläßt, allzeit mit dem Ackerbau verbunden werden.

I. Abhandlung.

Von den Wieſen, und ihrer Benüzung.

Die grüne Wieſen ſind im Frühling und Sommer die angenehmſte Weide der Augen, eine zuträglichere für das Viehe. Wer ſich ſeiner Geſchäfte entſchlagen, oder das durch vieles Leſen geſchwächte Aug erquicken will, gehe täglich eine oder andere Stunde in Wieſen und Auen, ſo wird er ſich leicht erhohlen: auch bey dieſer Erhohlung und Ergözung ſelbſt wird

der

der Wirthſchafter der Wirthſchaft nicht vergeſſen, und hie oder dort etwas entdecken, was der Verbeſſerung bedarf, ſomit wird er auch dieſe Erhohlungsſtunden nicht ganz müßig zubringen, denn die größte Kunſt der Wirthſchafter iſt, daß ſie auch in dem, was zu ihrer Ergözung dient, die Wirthſchaft vor Augen haben, und davon eine gute Verwendung zu machen wiſſen. Beyde können gar wohl beyſamm ſtehen, die Ergözung wird jede Arbeit erleichtern, wenn die Arbeit ſelbſt eine Ergözung iſt, oder wenn ſie zur Geſundheit zuträglich befunden wird. So iſt zum Beyſpiel auf den Aeckern, Feldern, oder in Weingärten nachzuſehen, der Aufſeher kann allda ſein Amt thun, und der Verbeſſerung nachdenken, zugleich eine Beſorgung zur Beförderung der leiblichen Geſundheit, und wenn ihm das Geſchäft angenehm, eine Ergözung finden: kömmt eine gute Meynung dazu, ſo iſt damit auch der Verdienſt vor Gott verknüpft, den ohnehin Chriſten täglich vor Augen halten müſſen.

Ferner kann derjenige, welcher auf die Felder zu ſpazieren liebt, oder zur Erhaltung ſeiner Geſundheit eine Bewegung machen muß, auf das Kenntniß nüzlicher Kräuter und Gräſer die Augen werfen, oder die nüzlichere ſammeln, ſo wird der Spaziergang nüzlich werden, und dabey nicht ohne Ergözung ſeyn. Alſo nämlich trachtet der Wirthſchafter jeden Zeitpunkt gut anzuwenden.

§. I. Die Lage und ihre Beſchaffenheit guter Wieſen.

Die Wieſen geben gewiſſe Erträge, ſie ſind alſo nicht zu vernachläßigen, ſondern gehörig zu pflegen. Wo Flüße rauſchen, und Bäche oder Quellen flieſſen,

ſind insgemein die angenehmſte Thäler, wovon kein Theil den Wieſen zu entziehen iſt. In ſolchen Lagen ſind die erträglichern und beſſern Wieſen, wenn man ſie nicht mit Moos überziehen, und verwilden läßt.

Oft beſezen unnüze Gebüſche von Aſpen oder Dornhecken die ſchönſte Ebenen zum gröſten Theil, welche doch zu erträglichen Wieſen die beſte Anlagen hätten; bey groſſen Flüſſen fordert freylich nicht ſelten die Nothwendigkeit ſelbſt, daß man dergleichen Büſche nicht beſeitige, allein ſie könnten ihre Dienſte nahe an Ufern nicht in der Ferne und tief ins feſte Lande leiſten; zudem, wenn man ihnen eine Schuzwehre wider das An- und Abſchwemmen ſucht, taugen Weiden, ſonſt Felber oder Erlen weit beſſer dazu, wovon unten noch mehr erfolgen wird.

Die erträglichſte Wieſen findet man ſicher in den Thälern, wenn ſie anderſt gut gepflogen werden; weil die Sonne in dieſe ſtärker einfällt, ſich gleichſam in einem Keſſel fängt, und bey rückprellenden Strahlen ſie mit den umliegenden Gegenden erwärmt; man wird dahero allzeit in den Thälern die angenehmſte zugleich fruchtbareſte Erdſtriche wahrnehmen, ſonderheitlich wenn die Sonnenſtrahlen nicht nur gerad, ſondern auch über quer zurück ſchlagen, oder von den nahen Bergen zurück geſchlagen werden.

In den tyroler und ſchweizer Gebirgen ſieht man mit offenen Augen auf den Gebirgen ſelbſt die ſtärkeſte Wildniße, in den Thälern hingegen die angenehmſte Lagen, dort kein Wachsthum, hier eine gewünſchte Fruchtbarkeit, weswegen ſelten Berge, wohl aber alle Thäler mit Innwohnern beſezt ſind.

Zur Fruchtbarkeit ſolcher Wieſen in Thälern tragen die nahen Wäſſer, Bäche, Flüße vieles bey, dieſe befeuchten die ganze Gegend durch die aufſteigende Dünſte, und herab fallende Nebel und Thaue, wodurch die Gräſer und Kräuter erfriſchet, und genähret werden; denn da die Flüſſe und Bäche gleichſam ein Zuſammenfluß von allen nahrhaften Oel- und ſalzreichen Theilen ſind, worin alle vernachläßigten Dunggattungen aus geheimen Orten, Mezgereyen, Wäſchereyen, und Miſtungen fortgeflößet werden, ſo liegt vor Augen, daß ſie den Blättern und Wurzeln der Kräuter und Gräſer zuführen, ſo oft ihre Dünſte durch die Sonne erhoben, und im Luft wieder vereiniget, abends oder zu Nacht und in der Frühe zur Befeucht- und Befruchtung herab fallen.

Ziehet man auch in Betrachtung, daß Flüſſe und Bäche nicht allein obige Dunggattungen in ſich halten, ſondern auch alle von den Feldern durch Regen abgeſchwemmte Dungtheile in ihren Schooſe genommen, oft beym Anfließen Mergellagen abſchwemmen, und fortführen, ſo hat man allerdings alles Fluß- und Bachwaſſer als ſehr beyträglich zur Fruchtbarkeit hoch zu ſchäzen. Aus dieſen Urſachen erhalten die Felder und Wieſen bey Ausgieſſungen der Bäche und Flüſſe, oder bey den Ueberſchwemmungen eine ſo außerordentliche Fruchtbarkeit, wie ſchon oben im I. Theil vom Nilfluß in Aegypten angemerket worden. Jene handeln dahero ſehr wirthſchaftlich, welche die Fluß- oder Bachwäſſer in ihren Nuzen zu ziehen, und ihre Wieſen durch eingerichtete Wäſſerungen, wovon unten deutlicher zu handeln, zu befeuchten geflißen ſind.

Nur ſollen ſorgſame Wirthſchafter, ſo viel möglich iſt, verhüten, das bey ausgetrettenen Flüſſen und Bächen keine Wäſſer auf den Feldern oder Wieſen ſtehen bleiben; denn dergleichen ſtehen bleibende Wäſſer gehen in eine ſchädliche Säurung über, die Säure erweckt an den Wurzeln und Kronen der Gräſer eine ſchädliche Fäulung, worauf das Gras nothwendig abſtehen, und zu Grunde gehen muß: wo man immer dergleichen Lacken oder Pfütſchen entdeckt, ſind ſie ohne Verzug zu durchgraben, damit die Wäſſer abgeleitet werden; denn kommen Schaafe oder Rindviehe auch nach ſchon abgetrockneten ſauren Wäſſern an ſolche Pläze, und freſſen die allda gewachſene Gräſer, ſo freſſen ſie Krankheiten, oder den Tod ein.

Von der Erdart hängt allzeit das beſſere oder ſchlechtere Futter, der ſtarke oder geringe Graswuchs ab: iſt der Boden fett und gut, ſo wächſt ein ſchönes Gras, iſt er aber mager und ſchlecht, ſo bringt er nur ein ſchwach= dünn= und ſchlechtes Gras. Man kann demnach eine jede Erdart am ſtark= oder ſchwachen Graſe und Unkraut leicht kennen lernen, und unterſcheiden, ob er ſchlecht oder gut ſeye.

Die Thäler ſelbſt haben die verſchiedenſte Erdgattungen, ich bin mehrmal durch lange Wieſenſtrecken gegangen, und ware ganz achtſam auf die Gräſer, wie auf die Erde, ſo fande ich die nämliche Verſchiedenheit, wie auf den Aeckern, nur kömmt es darauf an, daß man mit Wäſſerungen auf trockenen, und mit Abzapfen des Waſſers auf naſſen Wieſen zu helfen weiß. Will man über das einer Erdart mit der andern zu Hilfe kommen, und der mageren mit fetter, der zu fetten, ſchweren aber mit magerer leichter eine Zulage ma=

machen, ſo wird man ſicher den Graswuchs ungemein befördern, und zu reichen Heu und Grumeterndten den beſten Grund legen. Dergleichen Erdarten werden nur eine Zeit zuvor auf Häufen geſchaft, damit ſie nach und nach zerfallen, nach einen halben Jahre können ſie wie jeder andrer Dung zur Winterzeit aufgeführt, und verbreitet werden; durch dieſes leichteſte Mittel kann oft eine ganze Gegend von Wieſen alſo hergeſtellt werden; daß man von den zuvor ungleicheſten einen ganz gleichen Ertrag herab nehmen kann.

Faſt die nämliche Dienſte könnten oft die häufige Maulwurfhäufen (nach andern Scheermäuſeerde) thun; wenn man ſie fleißig abhauen, auf Häufen bringen, und endlich auf den Wieſen ſelbſt verbreiten lieſſe.

Tief liegende Wieſen, welche gewäſſert werden, bringen zwar eine längere, und höhere Grasart, als hoch liegende, ſolche Gräſer ſind aber ſehr wäſſerig, unkräftig und ſchwach, weil die ſtärkende Oeltheile mangeln, die dem Viehe Stärke, und Kräfte geben, und länger anhalten.

Hoch liegende Grasländer hingegen bringen weniger, aber fett- zart- und ſtärkendes Gras, welches den Schaafen am beſten zuſchlägt: Thymian, Lavendel, Kümel, Schaafgarbe, Paſtinat, nnd mehr dergleichen Kräuter wachſen gern auf Anhöhen, und Zwiſchenrangen, welche man in Bayern Döbel nennt, ſie werden insgemein den Schaafen gewiedmet, dabey bleiben ſie geſund, und erhalten ein würzhaftes Fleiſch vom beſten Geſchmack.

§. II. Von den ſchlechten, feucht = und mooſigen Wieſen.

Wo ſchlechtere Erdgattungen, ſind auch ſchlechtere Wieſen: wo zu viel Sand, er mag kraus oder grob ſeyn, zu viel Kies ohne Erde, wo lauter weiſſe oder ſchwarze Mooserde, oder Torf = und Mooskoth nach andrer Redart, ſind die ſchlechteſte Pläze, welche man nicht unter die Wieſen zählen darf. Einige dieſer Wieſen liegen trocken, ſie müſſen dahero ausbrennen, und die Gräſer vertrocknen, ſterben ab, weil die Wurzeln zu locker ſtehen, keine Nahrung einziehen können: aus gleicher Urſache kann allda kein ausfallender Saamen keimen, zuſchlagen, oder empor kommen; kurz ſolche Pläze ſind ſchlecht, und ſich überlaſſen, oder unbearbeitet bleiben ſie ſchlecht.

Sie zu verbeſſern bleiben eben die Wege offen, welche oben im I. Theil zur Verbeſſerung der Erdarten vorgeſchlagen worden, nämlich was der ſchlechten Erde mangelt, muß man von der beſſeren hernehmen, und zuſezen; zugleich kann man mit dem an ſich ſchlechteſten Boden den fettern ſo verbeſſern, daß er eine reichere Graserndt bringe, als er zuvor gebracht.

Bekanntermaſſen iſt die weiſſe, wie die ſchwarze Mooserde, oder der Torf an ſich ſelbſt und allein die unnüzeſte Erdart, weil ſie zu leicht und zu locker keine Gewächſe nähren, oder die Wurzeln halten kann, der bloſſe Saar mit ſchlechteſten Gräſern kommt allein fort, iſt aber ohne Saft und Kraft, ſomit ſind oft lange Erdſtrecken, die aus ſolchen Erdarten beſtehen, weder zu Wieſen noch zu Weiden tauglich. Sind Brüche, Sümpfe, oder Waſſerquellen dabey, ſo kann man beym

Torf=

Torfgraben auch Mergelgruben entdecken, damit Aecker oder Wieſen zu verbeſſern.

Will man nun auf die Verbeſſerung dieſer Lagen denken, und ernſtlich Hand anlegen, ſo muß, wie auf den Aeckern, alſo auch auf Wieſen eine Erdmiſchung vorgenommen werden, man muß von dieſer leichten Erd- oder Torfart einen Theil auf grobe ſand- und kies- oder andere ſchwere Felder führen, und dagegen einen Theil ſchweren Sand, Kies, Mauerſchutte, zermahlene Steine, oder ſchwere Ton- und Leimenerde herbey führen, ſo wird auf einmal zwey an ſich untauglichen Gegenden geholfen ſeyn, beyde werden verbeſſert, und können in ihrer Art fruchtbar hergeſtellet werden.

Dergleichen Pläze zu Wieſen brauchbar herzurichten, wird die aufgeführte neue Erde mit der ſchon auf dem Plaz vorfindlichen vermiſcht, auf walleartige lange Häufen geſchlagen, hernach auseinander geworfen, wenn ſie nach verfloſſenen halben Jahre ausgezogen worden, endlich mit Grasſämen beſäet, und als eine Wieſe benüzet. Eben auf ſolche Art wird das mit der ſchlechten Moos- oder Torferde überführte Feld bearbeitet, und nach oben gegebener Anweiſung fruchtbringend zubereitet.

Feuchte Wieſen haben wieder zu viel an dem, woran trockene Mangel haben, wie alſo dort eine Feuchte beyzubringen, ſo iſt ſie hier abzuführen, wie mit Schuhe tiefen Gräben an manchen Orten leicht geſchehen kann, durch dieſe die Wieſen ins Trockene zu ſezen: anbey kann die aus ſolchen Gräben gehobene Erde auf Felder verführt ihren Nuzen ſchaffen; wird man ſo viele andre von entgegen geſezter Art und Farbe beybringen, dieſe Pläze damit gleichſam dungen, ſo bekommen

nach

nach und nach ſolche Wieſen mehr erhöhete Lagen, dabey werden die Gräſer und Wurzeln umſchlagen, ſich mehr beſtärken, und, nachdem hiedurch Saar und Schilfe abgetrieben worden, werden die beſſeren Gräſer, der Klee, und andere gute Futterkräuter vorkommen, ſonderbar wenn man zugleich mit einer anſtändigen Dunggattung, mit Mergel, Kalch oder Gaſſenkoth mit Aſche ꝛc. auf den ſchon trocken gelegten Wieſen zu Hilfe kommt.

Dem unnüzen Saar oder Schilf ſollte man, wie dem Moos niemal auf den Feldern, ſie ſeyen, wo ſie immer wollen, einen Plaz gönnen, weil ſie ſo rauh, daß ſie dem Rindviehe den Gaumen verwunden, und deshalben von ihm geflohen werden, ſie ſind auch ſo ſchlecht und unkräftig, daß ſie blos dem hungerigen Viehe, ſo nichts anders hat, den Bauch füllen müſſen: betrachte man nur eine Viehheerd, ſo darauf weidet, man wird beym erſten Anblick ein mageres, kleines und ſchmachtendes Viehe ſehen, und daraus urtheilen müſſen, daß ein ſolches Futter das ſchlechteſte ſey, wobey kein Viehe ſich nähren, viel weniger wachſen, und zunehmen kann.

Auf den mehreſten unverbeſſerten Wieſen wächſt das ausſaugende Moos ganz außerordentlich, es ſezt ſich zwiſchen den Gräſern mit ſeinen Wurzeln, und raubt alle gute Säfte, daß den Kräutern und Gräſern gar nichts bleiben oder zuflieſſen kann, es verbreitet auch ſeine Zweige auf allen Seiten auf der Oberfläche der Erde, und verdoppelt ſeinen Raub, es verpelzt ſich aneinander ſo dick und eng, daß darunter alle Gräſer erſticken müſſen, und zulezt nichts mehr wachſen kann. Stehen Aſpenbäume in der Nähe, daß der Saamen

darein fallen kann, ſo wachſen lauter unnůze Gebůſche auf, und verderben ganz, was nicht ſchon das Moos verdorben hat.

Dergleichen Wieſen ſollten eigentlich ganz erneuert, und nicht bloß verbeſſert werden. Man fåhrt auf ſolche Wieſen mit dem Pfluge, hebt die flach abgeſcheelte Wåſen herab, bringt ſie auf Håufen zum faulen oder verbrennen; man beackert ferner das Feld in der Långe und über Quer, kann man eine anſtåndige Erde aus der Nåhe, oder einen ſchicklichen Dung beybringen, ſo pflůgt man ihn mit unter, låßt im darauf folgenden Winter das Erdreich ausfrieren: im Frůhling kann man die Wåſen verbreiten und unterpflůgen, oder recht trocken verbrennen, und aufſtreuen, darauf ein ſolches Feld mit Hirſe, Heidekorn, Erdåpfeln, Haber oder Gerſte ſammt Klee, oder mit Haber und Wicken, oder mit lauter Klee anpflanzen und beſåen, hat man dieſe Stůcke eingeerndtet, ſo kann man auch auf guten Boden Winterfrůchte bauen, wodurch alle Arbeiter gelohnt, und die Unkőſten bezahlt werden: endlich beſået man das ganze Feld mit verſchiedenen Kleearten, auch mit Grasſåmen, oder ſogenannten Heublumen, ſo die vom eingelegten Heu asgefallene Såmen ſind, nachdem die herzuſtellende Wieſe durchaus eingeebnet worden, und man erhålt eine neue tragbare Wieſe auf lange Jahre, erhielte davon noch ſoviel Futter fůr das Vieh, und alles Moos bliebe verbannet. Wird man nach 6, oder 8 Jahren dieſe Wieſe abermal ſo behandeln, ſo kann man wiederum die beſte Winter- und Sommerfrůchte 3, oder mehr Jahre lang bauen, und alſo ab-

wech-

wechſeln, wie die Engelländer abzuwechſeln pflegen, worüber der I. Theil weitläufiger einzuſehen iſt.

Wollte man eine ſolche Wieſe nur ſchlechthin verbeſſern, ſo wäre ſie mit mit ſchwerer Ege zu überziehen, alles Moos auszureiſſen, ferner müßte Gaſſenkoth, Mergel, Aſche, Potaſcheauswurf, oder kurzer Dung aufgebreitet, und Heuſaamen aufgeſtreuet werden. Die alſo verbeſſerte Wieſe wird noch ſo gut in ihrem Ertrage ſeyn, jedoch keinen ſo ſtarken Nuzen abwerfen, wie jene, von welcher oben gedacht worden.

§. III. Was von den Verbeſſerungen durch Hüthung des Viehes auf Wieſen zu halten.

Man denkt auf verſchiedene Verbeſſerungen der Wieſen, und einige eröfnen ganz ſeltene Meinungen darüber. Welche einmal von der Nuzbarkeit der Stallfütterung überzeuget worden, denken gar nicht auf die Huthweiden, und laſſen nicht einmal gern eine Kuhe zur Herbſtzeit auf die Wieſen gehen, weil ſie ſchon im erſten Tage merklich weniger Milch geben, und in der Nuzung abnehmen.

In einigen Landesſtrichen beſonders in Bayern hält man alles auf die Viehweiden, man läßt Ochſen, Kühe, Schweine, Schaafe, Gänſe im Herbſt auf die Wieſen, im Winter ohne Unterſchied der naſſen oder trockenen Witterung auf die Saamenfelder vom Walzen und Korn, im Frühling darfen Ochſen, Kühe, Pferde und Schaafe wieder auf die Wieſen bis in den Maymonat, an einigen Orten gehen gar die Ochſen unter dem Titel einer ſogenannten Triebgerechtigkeit durch verſchiedene Wieſen, und ſuchen ihre Weide zum

offenbaren Verderben der Unterthanen, folgſam auch ſeiner ſelbſt.

Freylich nach der Lage, in welcher ſich das geſegnete Bayerland dermalen befindet, iſt unmöglich, daß ernſtliche Verbeſſerungen Statt finden können; denn die Güter ſind zu groß, und jeder Hof iſt zu ſtark, hat zu wenige und unfleißige Leute, ſomit kann auch das Vieh nicht gehörig verſorgt werden, hauptſächlich iſt zwiſchen den Wieſen- und Ackerbau kein gehöriges Verhältniß, man hat zu ſchlechte, oder zu wenige Wieſen, kann alſo wenig Viehhalter, und daher wenig Dung erwarten, die ungeheure große Felder damit zu dungen, man läßt überdas im Sommer und Winter dem Viehe ſeinen freyen Lauf, und hat um ſo weniger Dung davon zu hoffen, die Pferde werfen ohnehin wenig und einen untauglichen Dung auf Sand- und Kiesfelder ab, worauf man keine Rückſicht zu machen pflegt. Viele ſind noch in der Einfalt, und glauben ſie haben einen Vortheil, oder eine Mühe den Dung auszuführen erſpahrt, wenn ihn das Vieh auf den freyen Feldern verliehrt, ſie wiſſen nämlich nicht, daß aller Dung verlohren, oder unkräftig iſt, der alſo verlohren wird, daß er ſich durch keine Gährung auflöſen kann, wie auf Miſtſtätten geſchiehet. So lang alſo die große Güter nicht in kleinere abgetheilt, die Inwohner eines andern belehrt werden, und keinen Sporn zum größeren Fleiß bekommen, wird auch keine Hoffnung einer Verbeſſerung ſeyn.

Auf naſſe Wieſen ſollten zur Herbſtzeit weder Ochſen noch Pferde, im Winter auf naſſe Saamenfelder nicht einmal die Schaafe, vielweniger Kühe

und Schweine, im Frühling endlich gar kein Vieh in die Wieſen gehen, weil ſie allda nicht ohne empfindlichen Schaden weiden können.

Wer die Urſache hievon mit Grunde wiſſen will, gehe im Herbſt- oder Frühling auf ſolche Wieſen, wo das Vieh weidet, wo Pferde und Ochſen allenthalben frey herum laufen, er wird auf naſſen Pläzen alle Fußſtapfen von den Ochſen, und Pferden erblicken, ſie ſtehen voll Waſſer, die beſte Graswurzeln ſind abgeſprengt, oder eingetretten, daß alſo im nächſten Frühling nichts an ſolchen Pläzen wachſen kann. Die gute Leute denken nicht nach, daß, wenn ſie mit Futterweiden, Klee, und Wurzelwerken ſich im gegenwärtigen Jahre einen Vorrath machen würden, damit bis zum Grasaufwuchs in ihren gewohnten Huthweiden zu wirthſchaften, ſie gar leicht ihre Wieſen vor Winters mit obgemeldten Dungarten, mit Aſche, oder Straſſenkoth verbeſſern könnten, und hiedurch in den Stand geſezt würden, davon doppelt ſo viel Heu und Grumet zu gewinnen, womit das Vieh alle Frühling zu Hauſe zu ernähren wäre.

Ich weis zwar daß alldort einige das Wort für die Viehtriebe ſprechen, und eine Gattung der Nothwendigkeit für die Behütung der Wieſen behaupten. Dem Herrn Verfaſſer der bayeriſchen Beyträge beliebte anzupreiſen, was die Berliner Beyträge 5. B. 1. St. §. 55. und §. 127. angemerkt haben, wo er ſagt: „Aus dem fleiſſigen Behüten der Wieſen entſteht noch ein andrer Vortheil, welcher eben ſo wichtig, als die dadurch zu bewirkende Düngung ſelbſt iſt. Die meiſten Wieſen haben einen lockeren Boden, welche nach und nach theils durch die Näſſe,

„ theils

„ theils aber durch den Froſt, und öfters durch das
„ Anziehen der Sonne aufſchwillt — — um den da-
„ durch entſtehenden Schaden zu vermeiden, wird die
„ Behütung auch vor der Walze gewählt, weil, wenn
„ das Vieh auf abgemäheten Wieſen ſeine Nahrung
„ ſucht, ſie zugleich dungt, und den tiefliegenden lo-
„ kern Boden feſter tritt. — — Der Herr Verfaſſer
handelt hier von der Stallfütterung, und will als
ein erfahrner Wirthſchafter darthun, daß ſie nicht
überall Plaz finde, ſondern gewiſſe Wieſengründe mit
lockern Boden wären nothwendig zu behüten, weil ſie
dadurch feſter getretten, und vom abfallenden Dung
verbeſſert werden, und zwar auf die leichteſte, und
wohlfeileſte Art.

Ein ganz neuer Veebeſſerungs Gedanken! er will
faſt eben ſo viel ſagen, als: ich wünſchte mir Obſt,
Kräuter und Früchte, aber Bäume ſezen, Kräuter
und Früchte bauen mag ich nicht; es wird ſchon für
ſich kommen, Mühe und Auslagen ſind mir zu viel.

Ernſtlich zur Sache zu gehen, ſage ich: 1. Daß
ein erfahrner Landwirth wiſſen müſſe, der Dung, ſo
auf ſolchen Wieſen, wie auf andern Hutweiden, ver-
ſtreuet liegt, ſeye ganz unnüz und unkräftig, weil er
von dem Luft, Sonnenhize und Winden ausgezogen,
und dadurch von der Gährung und Auflöſung gehin-
dert wird, folglich niemal die Wirkung eines Dunges
machen kann, wie jedermann auf den Viehweiden
ſiehet, wo, wenn dieſer auffallende Dung ſeinen Nu-
zen ſchafte, ein weit ſchönerer Graswuchs als auf
Wieſen ſeyn müßte, da doch jeder vor Augen hat,
daß allda der ſchlechteſte ſeye. 2. Schon

2. Schon oben hab ich geſagt, das Vieh trette auf naſſen Wieſen tiefe Löcher ein, worinn das Waſſer ſtehen bleibt: ſind dergleichen mooſige Wieſen durch Sonnenhize oder Fröſte aufgezogen, ſo tritt das Vieh beym Weiden zwar einige, nicht aber alle Theile feſt, oder vielmehr wenn es jene unter ſeinen Fußtritten in die Tiefe, und feſt zu tretten ſcheint, ſo weichen die Nebentheile auf allen Seiten der Fußtritte, ſteigen, oder erheben ſich in die Höhe, und werden weit lockerer, vorzüglich bey einfallenden naſſen Witterungen, weshalben man einen großen Pfuhl und Moraſt an ſolchen Pläzen, wo mehr Vieh zu gehen oder zu ſtehen pflegt, ſiehet, die Gräſer wachſen auch erſt ſpät mit der Zeit wieder nach.

3. Wenn ſolche Wieſen pelzig, von dick in einander gewachſenen Graſe und Wurzeln, wie die Sumpfwieſen gemeiniglich vorzeigen, ſo nüzt das Behüten wiederum nichts; denn auf dieſen iſt das allerſchlechteſte ſaure Gras, wo die vom Viehe geſezte Fußtritte in der Tiefe, wie die pelzige Schroffen in der Höhe bleiben, ohne daß deswegen jemal ein gutes Gras oder Futterkraut vordringen kann.

4. Auf trockenen Gründen nüzt das Behüten wiederum nichts, weil der trockene Boden nicht nachgiebt, und auf naſſen Gründen bleibt es allzeit beſonders im Frühling ſchädlich, nicht allein, weil das Vieh die ſchlechteſte Nahrung hat, ſondern auch, weil mehr vordringende zarte Gräſer vertretten, als genoſſen, durch die Pferdeiſen und Ochſenklauen die Graskronen von den Wurzeln abgeſprengt, gequetſcht, geſtimmelt und verſenket werden. Dieſen Schaden erwegen gar wenige, er wäre aber würdig erwogen zu werden.

5. Wenn einmal die Behütung für das leichteſte und wohlfeileſte Mittel angeſehen werden will, womit man die Wieſen verbeſſern kann, ſo iſt und bleibt es auch ſicher das geringſte, eine geringe Verbeſſerung aber iſt allerdings keiner Verbeſſerung gleich zu halten.

Der gute Landwirth darf niemal für ſchlechthin auf die geringſte Verbeſſerung denken, ſondern auf die nüzlichere, und erträglichere, wenn wir nach dem Ausdruck, ſo die Landwirthſchaft macht, gleichförmig, oder gemeſſen urtheilen wollen; denn ſie will, daß wir alle zuträgliche Mittel ergreifen, die Gründe auf alle beſſere Weiſe zu benüzen. Alſo verbeſſerte Wieſen vermehren den Viehſtand gar nicht, wer dabey mit der Armuth kämpft, muß darinn verbleiben: aus dieſer hingegen ſich zu erſchwingen, ſtimme ich jenen bey, welche Rathgeber ſind, man ſolle naſſe Gründe durch tiefe Gräben austrocknen, durch neue aufgeführte Erdarten nach und nach zur Fruchtbarkeit bringen, und auf die wohlfeileſte Art, das iſt, nicht übereilt, und mit ſchweren Köſten gute Wieſen herſtellen: anſonſt möchte wahr werden, daß, wie obgedachte Beyträge anmerken, ſie mehr aus Verbeſſerungsbegierde verderben, als aufkommen.

6. Das angezogene Beyſpiel von H. v. H. erweiſet nicht mehr, als daß er ſeine neu angelegte Wieſe wieder zum Behüten habe liegen gelaſſen, entweder den Verdrüßligkeiten mit den ungeſtümen Nachbarn, welche die Holzzäune öfters niedergeriſſen haben, ein Ende zu machen, oder weil eine zu weit entfernte ungedungte, oder beſchwerlich zu düngende Wieſe den gewünſchten Ertrag nicht geben konnte. Freylich wenn das

Volk auf ſeine alte Gebräuche ſo eigenſinnig und hals-ſtärrig iſt, daß es auf neu angelegten Feldern neu errichtete Häuſer wegreißet, wird es zu rohe ſeyn, Zäune um Wieſen ſtehen zu laſſen.

Was mir am ſeltſamſten vorkömmt, iſt, das ein-ſichtige Herrſchaften gleichgültig zuſehen können, zum offenbaren Schaden und Verderben der Unterthanen ihre eigene oder ander Ochſen durch ganze Strecken Wieſen gehen zu laſſen, ohne diesfalls eine andre Einrichtung zu treffen, daß ſie wie die ihrige unbe-ſchädigt blieben. Dieſe Behüthung beſtimmter Wie-ſen, ſcheint ein Zweig der alten Knechtſchaft zu ſeyn, welche aber der guten Landwirthſchaft ſchnurgerad entgegen geſezt iſt, und die Unterthanen ſchwächet, ohne ſich etwas mehr zuzulegen; denn gut ſtehende Unter-thanen ſind die Stüze der Herrſchaft, hat aber der Unterthan nichts, was will die Herrſchaft hoffen? — Es iſt hiebey zu überlegen, daß auf guten Wieſen den Sommer durch weidendes Vieh mehr Gras ver-tritt, und verunreinigt, als es frißt, der Beſizer kann dahero eine ſolche Wieſe nur zur Hälfte nuzen: der Unterthan würde viel leichter ein gewiſſes an Heu oder Geld geben, als ſolchen Schaden tragen; Herr-ſchaften verhält man insgemein dergleichen Vorgän-ge, ſonſt wäre unmöglich, das, wenn ihnen anderſt das Wohl ihrer Unterthanen am Herze liegt, ſie der-gleichen Unfug länger dulden würden. — —

§. IV. Von Verbeſſerungen der ſumpfigen Wieſen.

In jedem Lande werden gar viele Sümpfe, und naſſe Wieſen gefunden, welchen leicht zu helfen wäre, wenn man Hand anlegen wollte. Jederman klagt über

über den Mangel an Heu und Grumet, das Vieh ſchmachtet aus Abgang ſeines Futters, man ſiehet zugleich große, lange und breite Strecken, wo wegen den häufigen Wäſſern, Brüchen und Sümpfen, oder durchziehenden nicht abgegrabenen Wäſſern die ſchönſte Wieſen anzulegen wären, wenn man nach dem Beyſpiele emſiger Schweizer, Schwaben oder Franken die erforderliche Gräben durchziehen, und ſolche Pläze trocken herſtellen würde.

Unfern dem weltgeprieſenen Stift Maria Einſiedel in der Schweiz, waren vor etlichen Jahren 200 Arbeiter zu ſehen, welche mit Abgrabung der Sümpfe beſchäftigt geweſen. Dort hatte das ſogenannte rothe und blaue Kupferwaſſer, von einigen Giftwaſſer genannt, weil es ein verſäuertes ſchädliches Waſſer iſt, ganze Gegenden überzogen, und zu Wieſen, wie zu Weiden unbrauchbar gemacht. Auf einer Seite war der Torf, dort Turpen genannt, mannhoch, oder 6, bis 8 Schuh hoch zu ſehen, der ganze Plaz wurde mit 3, 4, auch 6 Schuh breit- und tiefen Gräben durchſchnitten, daß man in kurzer Zeit an Pläzen, wo ſonſt kein Menſch oder Vieh durchkommen können, mit trocknen Füſſen durchwandern konnte.

Eben ſo behauptet man, daß das ſogenannte Riß in Schwaben, eine Gegend von 6, 8 oder mehr Stunden, vormals ein purer See geweſen, nach und nach ausgetrocknet, und durch eingeführte Erde nach abgewieſenen Wäſſern in die fruchttragendſte Felder verwechſelt worden. Ein Beyſpiel emſiger Vorfahrer.

In Ungarn werden wirklich die preiswürdigſte Anſtalten getroffen, den Neuſidler See, welcher bey ſtets anwachſenden Inſeln vom eingeſchwemmten und

angeſezten Erdreich ſeine Wäſſer verbreitete, in engere Schranken zu ſezen. Unter der Begünſtigung und weiſeſten Unterſtüzung Sr. Hochfl. Durchlaucht von Eſterhaz, werden anſehnl. Gräben und Kanäle gezogen, wodurch das Waſſer in die Raab täglich ſtärker abfließt, und wirklich viele Nebenpläze trocken ſezt. Dabey wird ein andrer Vortheil erzielt, daß zugleich der koſtſplitterige Damm mit über den ganzen See wechſelnden Brücken mehr befeſtiget, und dauerhafter werde.

Ein Unternehmen von höchſter Wichtigkeit, wodurch eine anſehnliche Erdſtrecke gewonnen, und der Wirthſchaft beygelegt wird.

Was da im Großen geſchehen, iſt an vielen andern Orten im Kleinen zu thun, manche Sumpfpläze ſind auch gar leicht abzugraben, wenn man nur mit gewiſſer Vorſicht zum Werk ſchreitet. Ich gebe eine Anleitung dazu.

Insgemein liegen kleine oder größere Waſſerquellen an der Oberfläche der Erde, oder an den oberſten Erdtheilen, von dieſen bringen ſie, wenn ſie von Anhöhen kommen, in die Tiefe und Niedre, und ſuchen abzuflieſſen. Zuweilen ſind ganz ebene Pläze, und die Waſſerquellen ſteigen gerad empor, die Wäſſer davon verbreiten ſich auf allen Seiten, und können nirgends abflieſſen, ſie verfliegen nach und nach durch Ausdünſtungen, oder verliehren ſich in der Verbreitung; oder bleiben ſtehen und verſäuern, woher nothwendig die Sümpfe an, oder unter den Bergen entſtehen.

Die Urſache von ſolchen Sümpfen, oder ſtehenden Wäſſern ſind nicht die Quellen; denn dieſe, wenn ſie kein Hinderniß fänden, würden frey abflieſſen, oder verſinken. Das Hinderniß ſezt hierinn der ſeichter

oder

oder tiefer liegende unter der Erdfläche allenthalben verborgene Ton, oder Liedenerde, wodurch das vorgedrungene Waſſer nicht wieder eindringen, und verſinken kann. Meine Aufmerkſamkeit zogen einige dergleichen Sumpf- beſonders Torfpläze an, ich ſahe die Anlagen vom Torf zwey, drey, ſechs auch acht Schuh hoch, eben ſo ware es mit dem Sumpf- oder Mooskoth beſtellt, unterhalb folgte allzeit eine Unterlage von zähen Ton, endlich unter dieſem Sand oder Kies: der Sumpf, oder die lockere Erde mit den Wäſſern iſt wie ein Schwamm, der alle Gewäſſer in ſich verſchlingt, und einnimmt, das Waſſer wird vom Ton auf einmal gehemmt, kann keinen Durchgang finden, weil die Tonlagen zu zäh und eng gebunden, und hiedurch muß, nachdem der Ausfluß der Quelle ſtark oder ſchwach iſt, ein großer oder kleiner Sumpf entſtehen, weil ſich das Waſſer nach dem Maaß ſeines Zufloßes verbreitet. Wer nun ſolchen Ton durchgräbt, auf Sand, oder Kies ſtoßt, hat einen gewonnenen Handel, denn dort wird das Waſſer durchſeihen und verſinken. Auf dieſe Weiſe iſt jeder Sumpf am leichteſten abzugraben, nur muß man dem Urſprung der Quelle nachforſchen, das Waſſer von der ganzen Oberfläche mit gezogenen Gräben abzuleithen.

Da aber die Tonlagen von verſchiedener Höhe, oder Tiefe wie die Torf- Kies- und Sandlagen ſind, ſo kann ſich ein neues Beſchwerniß bey dieſer Ableitung ereignen, man könnte oben da, wo die Unterlage vom Ton am ſtärkeſten iſt, eingraben, und kaum an die Sand- oder Kieslagen vor Wäſſern kommen: man hat ſich alſo zur Erleichterung des Geſchäftes eines Erdbohrers wie beym Mergelſuchen zu bedienen,

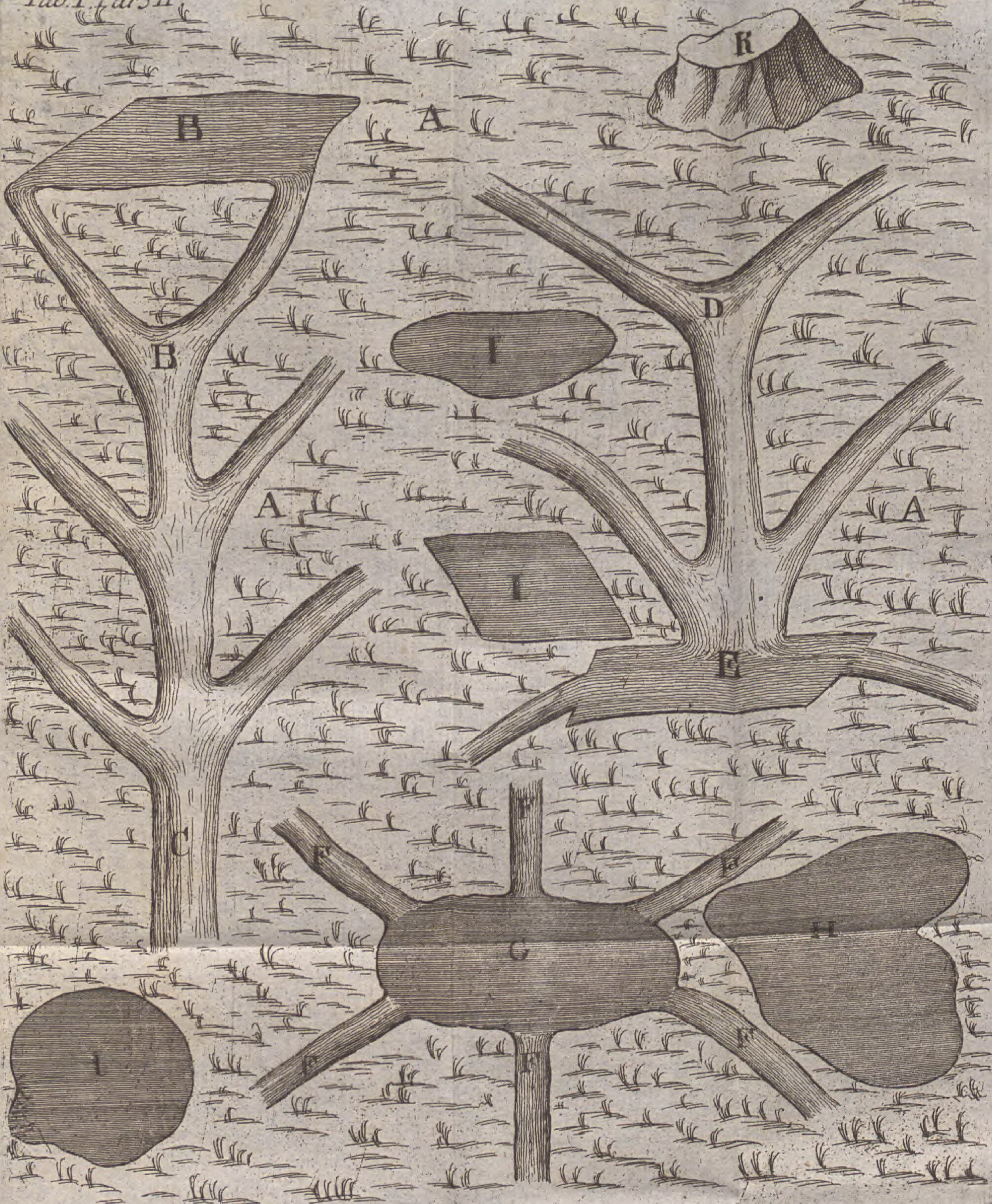
 durch

durch dieſen kann man die tiefere oder ſeichtere Lage des Tones erforſchen, und zu ſeinen Endzweck gelangen.

Die Abweiſung des Waſſers kann durch Ab- und Einleitungen geſchehen, von der Höhe in die Tiefe durch einen Abfluß, oder durch den Einfluß und Verſenkung, oder in ein Seelein, wie auf den beygelegten Muſtern näher zu erſehen iſt.

1. Der Kupferſtich A. entwirft eine Waſſerableitung, wo eine Quelle die ganze Oberfläche überzieht, geht von der Höhe, wo die Quelle liegt, in die Tiefe; das Waſſer wird zur Rechten und Linken mit zwey auch drey kleinen tiefen Gräben gefangen, und lauft in dem mittleren Hauptgraben in das Thal hinab. Wenn Steine vorfindig ſind, ſo hat man die Bequemlichkeit, die Gräben ausmauern, und mit Steinen ſo bedecken zu laſſen, daß die Wäſſer wie in Dohlen abflieſſen, ohne daß man äuſſerlich etwas davon ſehen, oder wahrnehmen kann, zugleich iſt die Erde anzubauen, und zu benüzen, welchen man ſo lang die Näſſe beſtanden, unbenüzt liegen gelaſſen.

2. Wie der Kupferſtich bey A. eine Ableitung, ſo ſtellt das B. eine Einleitung des Waſſers vor. Wenn die Anhöhen ringsherum, wo das Waſſer keine Abflüſſe hat, und man will das naſſe ſumpfige Erdreich in ſeinen Nuzen verwenden, ſo grabe man einen Plaz auf Art eines kleinen Sees aus; wohin man das ſämmtliche Waſſer durch verſchiedene kleine oder größere Gräben einleitet. Iſt die Lage gut, ſo kann man das Waſſer zum Weyer und für Fiſche widmen, im Gegentheile wäre der kleinere Plaz mit großen Steinen,


K
B
A
B
D
I
A
A
I
E
F
C
F
F
G
H
I
F
F

und darüber mit Wäſen zu decken, hernach mit Erde zu belegen, daß man nichts davon ſehen kann.

3. Der Buchſtab C. ſtellt einen ordentlichen kleinen See in der Tiefe oder auf ebenen Plaz vor, wenn keine Ableitung ſtatt findet. Dieſer wird tief gegraben, damit ſich die Wäſſer dahin ſammeln, welche man zu dieſem Ende durch Gräben einführt.

4. Wenn auf ganz ebenen Pläzen keine Waſſerableitung ſtatt findet, ſo werden viele mehr Ellen tiefe Löcher zugerichtet, das Waſſer dahin zu leiten und darinn zu verſenken.

Bey dieſer Gelegenheit erhält man an der ausgegrabenen Sumpf- Moor- oder Mooserde einen hinlänglichen Dung für viele Aecker, und Kleefelder, ſie zu verbeſſern, worauf gute Getreiderndten erfolgen, welche alle gemachte Unköſten reichlich bezahlen. Die Sumpfpläze ſelbſt, wovon die Torf- oder Mooserde abgeführt worden, zu tragbaren Wieſen einzurichten, ſucht man Schutt- und Modererde, Schoter, Kies, Sand, alte Ziegelſtücke, endlich Gaſſen- und Straſſenerde dagegen aufzuführen, die naſſe Pläze in trokene zu verwechſeln, und durch ſolche Vermiſchungen gut zu machen.

§. V. Von den für Wieſen beſtimmten Dunggatungen.

Schon obberührtermaſſen kann die Verbeſſerung der Wieſen wie bey den Erdarten ſelbſt geſchehen, wenn man nämlich fettere auf magere ſchlechte, und leichte auf fette und ſchwere bringt, und mit dieſen, wie mit dem kurzen Miſt überlegt. Alle im erſten Theile angeführte Dunggattungen hier abermal zu beſchreiben,

leidet der Raum nicht, und iſt überflüſſig, ich benenne hier allein die den Wieſen anſtändigere.

Dieſe ſind 1. aus dem Erdreich der Mergel nebſt viel andern Erdarten, die Walkererde, die Schlamerde aus Gräben, Weyern und Bächen, welche für Wieſen der dauerhafteſte 20 oder mehr Jahre anhaltende Dung, die Torferde, die Maulwurferde von den Hügeln, die Steingattungen (die Sandſteine ausgenommen, wolche ohne Dungkraft ſind) der Kalch- oder Gipsſtein roh oder gebrennt zerſtoſſen, zermahlen, oder zerfahren, der gebrennte Kalch, gebrennte Ziegelſteine, oder verbrennte Erde aus Kalch- Ziegel- Backöfen, Mauerſchutten, und dergleichen.

2. Die vierſchiedneſte Hilfsmittel aus dem Pflanzenreich, nämlich die gefaulte Holzerde, Sägeſpäne, Gewächs- und Stängelerde, Gerberlohe: alle Aſchen von Holzbäumen, vorzüglich die Aſche aus Potaſche- und Seifenſiedereyen, die Aſche aus Kalch- Ziegel- und andern Oefen, gefaulter Kohlſtaub, Ruß, Laugenaſche, Torfaſche, Wäſenaſche ꝛc.

3. Das Thierreich giebt ohnehin den ſtärkeſten Beytrag, als den bekannten kurzen alten Dung, oder die Schur- und mit Dung vermiſchte Gaſſenerde, die Miſtlacke, ſo für Wieſen der anſtändigſte Dung, die Horn- und Hufſpäne von Pferden und Rindviehe, die Viehklauen, Häutabfälle aus Mezgereyen ſammt Blut und andern Abgängen geſchlachteter Ochſen, aus Sattlereyen, Schuſtereyen ſammt alten Schuhen und Lederſchnizeln, die Kammacherſpäne, welche eine anhaltende Dungkraft beſizen.

4. Dazu ſind ferner zu ziehen alle Spülig- Wäſch- Lauge- und Seifenwäſſer, Kalchwäſſer, Wäſſer von

Salz,

Salz, Salpeter, und mehr andern, welche aufgeſammelt in großen Städten eine große Menge austragen würden. Ich will nur das einzige Fleiſchwaſſer nehmen, und für eine mittelmäſſige Haushaltung eine Maaß Fleiſchwaſſer, worinn täglich das Fleiſch ausgewaſchen wird, anrechnen, in manchen großen Städten ſind 20 = 50 = auch 100,000 Haushaltungen; und wie viele Eymer oder Fuder Dungwaſſer für Gärten, Bäume, Wieſen, oder Küchenkräuter könnte man nicht auffammeln, wenn man nach der geſunden Wirthſchaft handeln wollte? — — —

5. Die arme Hauer, oder Häcker ſeufzen um eine Fuhr Dung, ſie zahlen die Fuhr ſchon obberührter maſſen gern um einen, auch zwey Gulden — — In großen Städten, wo gute Polizey herrſcht, wird der Dung täglich zu vielen Fuhren ausgeführt (denn ich ſchreibe die Gaſſenerde unter die erſte, und beſte Dunggattungen, weil ſie die ſtärkere Nahrungstheile enthält) wo kömmt er aber hin? an den Rand der Bäche und Flüſſe, damit er durch das Waſſer ab = und fortgeſchwemmt werde; könnte man nicht wirthſchaftlicher vor jeden Thor gewiſſe Dunggruben halten, dahin die Sammlungen zu machen, und dieſen Dung Gärtnern, oder Bauersleuten zur Benuzung zu überlaſſen? Wenn man gern von den Landleuten die Gefälle einnimmt, ſo helfe man wenigſt auch in dem, was man leicht kann, damit nichts verlohren werde; der Dung verſchaft den Landleuten einen beſſeren Ertrag, und ſezt ſie in den Stand, neue Gefälle zu entrichten. Wer mehr von den Dunggattungen zu wiſſen begierig iſt, erſehe ſich im I. Theil.

Noch eins kann hier nicht übergehen; daß man nämlich keinen Gebrauch mache, oder zu machen wiſſe von alten Mauerſchutten, womit ſchon mancher ſein Glück gemacht hat. Lange Jahre lag eine alte Schutt von einer gewiſſen Stadt, welche das Unglück hatte, durch einen Brand in Aſche gelegt zu werden: alles war mit Graſe überwachſen, jedermann war der Schutthügel verhaßt, und der Rath wünſchte ihn vorlängſt beſeitigt zu ſehen. Ein geſchickter Wirthſchafter nahme die nähere Einſicht durchforſchte die durch das Fäulniß zerfallene Erdarten, und fande ſie zu ſeinen Vorhaben tauglich, er machte demnach das Anerbieten, daß, wenn man ihm dieſe unentgeldlich überlaſſen würde, er ſie bequem abführen wolle; er bewarb ſich in der Nähe um einen öden Huthwaſen, verbeſſerte ihn mit dieſer Schutterde, brachte ihn in kurzer Zeit in den blühenden Stand, und hatte eines der beſten Landgüter. — — Ich bin ſicher daß die Schutten vor Straubing nach 20 Jahren liegen, wie ſie izo liegen, da doch mancher damit ſein Gut beſſern könnte.

§. VI. Von den Wäſſerungen der Wieſen.

Die Wäſſerungen ſind auf trockenen Wieſen unentbehrlich, wenn man einen ſchönen Graswuchs erwarten will. Gewäſſerte Wieſen bringen freylich ein minder fettes Futter als ungewäſſerte, und auf Anhöhen liegende: allein die Menge vom Futter giebt einen ſtarken Vorſchub.

Die Wäſſerungen einzurichten, muß ſich jedermann ſeiner Gelegenheit bedienen. Bey hochlaufenden Bächen können bloße Waſſerrinnen eingelegt werden, wie bey Miſtſtädten die Lacke in Wieſen, oder Gär-

ten zu weiſen, durch dieſe die Wåſſer in die důrre Wieſen abflieſſen zu laſſen: gezogene Gråben mit Schuzbrettern thun gleiche Dienſte. Wo hingegen die Båche niedrig gehen, ſind weit leichter Schleußen, welche wie zwey Scheuerthore geöfnet und geſchloſſen werden können, zu richten, als die Wåhre mit vielen Bålken, oder Steinen. Noch leichter werden an Båchen und Flůſſen Wåſſerungen mittels der Schöpfråder angebracht, wie man in Franken an der Werre und Rechniz hat, wo ſich das Waſſer mittels der umgetriebenen Rådern in Kůbeln, oder ſchlangenartig angebrachten Röhren ſchöpft, und in dazu gerichtete Rinnen ausgießt. Wer hievon die Muſter zu ſehen verlangt, wird ſie im III. Theil bey den Gartenwåſſerungen finden.

In entfernte Wieſen die Wåſſerungen einzurichten iſt beſchwerlich, und es kann nicht leicht anderſt geſchehen, als durch lange Gråben, oder Kanåle bis zum Bach oder gewiſſe Quellen aus Waldungen, oder ſonſther.

Fůr hochliegende Wieſen ſind tiefe Gruben mit Tonerde auszuſchlagen, und zu Waſſerbehåltniſſe zu richten, damit ſich die Wåſſer von Regen darein ſammeln: in ſolche Gruben můſſen Einleitungen zum Einflieſſen des Waſſers durch Gråben gerichtet werden, und durch Abzuggråben gegen die Wieſen fließt das Waſſer auf verſchiedene Seiten eingetheilt in die zu wåſſernde Wieſen. Wer auf ſolchen Wieſen Ochſenklauen mit empor gerichteter Höhlung einſchlagen wird, kann den Gråſern, weil ſie das Waſſer lang halten, viele Frůchte zufůhren, und einen ungemeinen Wuchs befördern.

Fette

Fette Wäſſer aus hohlen Fahrwegen, oder Straſſen ſind zur Herbſt und Frühlingszeit den Wieſen gar zuträglich und gedeihlich, wenn jedoch das Gras ſchon ſchuhhoch aufgewachſen, leite man das Waſſer ab, ſonſt würde das ſtehende Waſſer in eine Säure, und das Gras in eine Fäulung gehen.

Zum Wäſſern kann überhaupt für verſchiedene Erdarten dieſe Vorſchrift dienen. 1. Kies- und grobſandiges Erdreich iſt hizig, läßt das Waſſer ſchnell durchſeihen, hält alſo nicht an, und trocknet ſtark aus, es iſt alſo öfter und ſtark zu wäſſern: zur Verbeſſerung ſolcher Wieſen kann nichts beſſer ſeyn, als wenn Schlamkoth beygebracht wird, damit es ſich zwiſchen den Sand oder Kies einſpiele, und einen die Feuchte beſſer haltenden Boden zurichten möge.

2. Auf ſchon feucht- oder naſſen Wieſen von Ton, Letten und Leimen ſind alle Wäſſerungen wegzulaſſen, wenn die Wäſſer nicht beſonders mild und weich ſind.

3. Die ſchwarze gute Erdgattungen ſind fett, nehmen das Waſſer gern an, halten es lang, ſind dahero wenig zu wäſſern, damit nicht ſtehende Wäſſer ſchädlich werden.

4. Alle Wieſen von leichten Erdarten, Staubſand nehmen gern vieles Waſſer ein, aber noch mehr, wenn ſie an Anhöhen, Büheln, oder abhängig liegen.

5. Alle hoch und freyliegende Wieſen ertrocknen ſchnell bey Winden und Sonnenſchein, ſie ſind daheko vor allen mit beygeleiteten Quellen zu erfriſchen.

6. Niedre und ſchattige an kälteren Lagen, ſind ſelten, und nur mit wenig Waſſer zu überziehen.

7. Gegen Mittag liegende lieben ſtarke Wäſſerungen.

8. Wie-

8. Wieſen, welche ſtark abhängen, eine Schichte Ton die andre Kies haben, muß man behutſam wåſſern, denn die erweichte Oberfläche kann ſich dabey losſchälen, und vom Berge oder Rangen abſtůrzen. Dergleichen Felder wären råthlich zu beackern, und mit Ackerfrůchten zu beſtellen, damit der Ton und Kies beym öftern Pflůgen vermiſcht, einander anhielten, wåre hernach der Fruchtbau fortzuſezen zu beſchwerlich, ſo könnte man ſie zu Wieſen liegen laſſen.

9. Wer kreidig- leimig- und ſchleimiges Waſſer auf Kies und ſandigen Boden einleiten kann, erhält den Sand oder Kies feſter und gebundener.

10. Niemal gewåſſerte Wieſen ſind anfangs langſam, und nach und nach ans Wåſſern zu gewöhnen.

11. Im Winter iſt blos mit Quellenwaſſer, ſo ſtark man kann, zu wåſſern, wenn man Wieſen mit ſchlechten Boden hat, auf andern iſt es unnöthig.

12. Bey Reifen und Fröſten iſt das Wåſſern allzeit einzuſtellen ſonderbar im Frůhling, wo die zarte Gråſer leicht Schaden leiden; in warmen Tågen läßt ſich mit ſtarken Wåſſerungen zuſezen.

13. Zur Zeit, wo die Gråſer anheben zu blůhen, ſind alle Wåſſerungen einzůſtellen, bis die Heuerndte eingebracht worden, ſonſt wůrde das Gras erſticken, verfaulen, oder kothig und unflåtig werden.

14. An Berge ſtoſſende Wieſen wåſſere man im Frůhling und Sommer, ſo oft es nöthig, nicht aber im Herbſt, wo ſchon ůberflůßige Feuchten vom Berge zudringen, ſonſt wůrde das Gras zu nas und ſauer.

15. Bey ſtark anhaltender Hize iſt zuweilen abends oder die Nacht durchzuwåſſern; hochliegende, beſonders

ders friſch abgegraſte Wieſen ſind öfter zu wäſſeren, auch im Herbſt von den annahenden Fröſten.

16. Wieſen mit lockeren Boden ſind nothwendiger im Frühling als im Herbſt zu wäſſern, weil der lockere Boden ſchnell abtrocknet, und viele Feuchte fordert.

Uebrigens iſt auf die Wäſſer ſelbſt zu ſehen, ob ſie hart oder mild ſeyen, ob ſie aus Brüchen, Sümpfen oder Hölzern kommen, oder gute Quellen ſind. Laue und milde Wäſſer ſind wie zum trinken, alſo zum Wäſſern den harten allzeit vorgezogen; reine Quellen ſind die erſte, hernach folgen die Bach- und Flußwäſſer, ferner Weyerwäſſer, und erſt zulezt die Eiſternen oder tiefe Bronnenwäſſer.

Viele ſind mit ihren Wäſſern ſo unbeſcheiden, daß ſie ſelbe nicht blos einen oder den andern Tage flieſſen laſſen, ſondern ſie glauben, die Wieſen und Gräſer ſeyen ſo unerſättlich wie ſie, ſie laſſen dahero das Waſſer ganze Monate oder gar bis zur Heuerndte laufen, wodurch ſie eine ſchädliche Säure in die Wieſen ziehen, und hierdurch groſſentheils ein verſäuertes Futter erndten. Das Wäſſern geſchiebet räthlich alle Wochen einen Tag und Nacht, oder ein paar Nächte lang bey helſſer Witterung, nicht bey Regen.

§. VII. Vom Heue und Grumet der Wieſen.

Wer viel Viehe hat, und nähren will, muß auf vieles Heu und Grumet bedacht ſeyn. Die Heuerndte iſt insgemein vor oder nach Johannestage: wird nämlich früher oder ſpäter reif, nachdem ein warmes und trockenes, oder naß- und kaltes Frühjahre iſt.

Bey heiſſen Frühling und Sommer wird das Heu unſtreitig 14 bis 20 Tage früher reif, in naſſen aber ſpäter, wornach man ſich allzeit mit dem Mähen zu richten hat.

Damit man aber nicht übereilig handle, und das Heu vor der Zeitigung nicht abmähe, ſo iſt zuvor auf den Wieſen nachzuſehen, ob der mehreſte Heuſaamen zeitig ſeye: man verſuche nämlich, und prüfe, ob verſchiedene Gräſer ihren Saamen haben, und ob der Saamen meiſtentheils hart ſeye, welches man durch Drücken mit den Fingern, oder durch Beiſſen mit den Zähnen erfahren kann; denn Heu mit unzeitigen Sämen iſt für das Viehe unkräftig, das mit zeitigen Saamen hingegen iſt oft ſo kräftig als Haber, weil die reife Sämen öl- und mehlreich ſind. Hierauf ſollte man um ſo mehr bey dem Pferdfutter ſehen, und das ſaure in ſüßes verwechſeln; denn das ſaure Futter bringt ſelten Sämen, pflanzt ſich durch die Wurzeln fort, und iſt ein Futter ohne Saft und Kraft, bey guten ſüßen Futter wird man die Pferde bey ſchöneren Ausſehen erhalten, auch wenn man gehörig wirthſchaften will, viel Haber erſparen, und dennoch die Arbeiten verrichten können. Daher ſind die Graspferde, welche ſich auf Weiden nähren, ſo ſchwach, daß man mit ihnen kaum die halbe Arbeiten, wie mit andern thun kann; weil ſie nämlich bloſſe Gräſer oder Heublumen, ohne reifen Sämen genieſſen, welche Sämen auf Weiden, wo nicht einmal Blühen anſetzen können, niemal zu hoffen ſind.

Das ſchöne unmittelbare Stift Ottobayern hat unter vielen Vorzügen einen beſondern an groſſen, ſtarken Pferden, worunter ungemein viele mit Hermelinfarbe ſind, man treibt alldort keine Follen auf Weiden, ſon-

ſondern nährt ſie wider die allgemeine Gewohnheit im Stalle, mir kame die Behandlung etwas ſeltſamer vor: allein ich dachte der Sache nach, und muß ſie vollkommen rechtfertigen, weil alſo erzogene Pferde ein Heu mit reifen Körnern, oder Sämen bekommen, ſo müſſen ſie nothwendig ſtärker und ſchöner als andre aufwachſen. Die Sache iſt demnach am guten oder ſchlechten Futter groſſentheils gelegen.

Man bemerkt in gewiſſen Jahren, daß dem Viehe kein Futter gedeihen will, es hat beſtändig Hunger, bekommt viel Futter, und iſt dennoch ſchwach; wird man auf die ächte Quelle gehen, ſo wird man bald die Urſache entdecken, daß nämlich das Heu zu bald und vor der Reifung des Saamen gemähet worden, oder daß wegen eingefallenen Reifen zur Blühezeit kein Heuſaamen zeitigen können.

Die Landleute pflegen gemeiniglich das Heu zu mähen, wenn es nach ihrer Sprache abſtehen will, nämlich um Johannes, wo die Stängel der Gräſer unten herauf gelb werden.

Das ſicherſte hierinn iſt, wenn man wahrnimmt, daß der mehreſte Saamen reif, den man durch die Finger abſtrüpfet, und die mehreſte Stengel gelb werden, ſo ſchreite man zum Heumähen ohne Verzug: kann dieſes vor Johannes geſchehen, ſo iſt es weit räthlicher, als darnach, weil um dieſe Zeit bey einfallender groſſen Wärme, und anfallenden warmen Luft die Schnee auch allenhalben auf den Schneebergen ſchmelzen, dabey ſteigen die Dünſte häufiger als ſonſt auf, wodurch heftige Ungewitter und ſtarke Regen erweckt werden; fängt es hernach einmal zu donnern, und zu regnen an, ſo

ſcheint

ſcheint es nicht mehr aufzuhören, weshalben nach Johannes das Heu gar ſelten gut einzubringen iſt.

Das Heu zu mähen, wähle man ſchöne Täge, oder wo man vorſieht, daß ſchöne Täge folgen möchten. Die beſten Stunden dazu ſind die Frühe- und Abendſtunden, wo das Gras vom Thau befeuchtet den Mähern ihre Arbeiten erleichtern muß. Emſige Mäher gehen ins Feld, und fangen mit dem anbrechenden Tage an, kehren hernach um 9 Uhr, nachdem ſie 6 Stunde gemähet haben, nacher Hauſe, raſten bis 3 Uhr, und mähen darauf bis in die Nacht: ſind aber ſchwüllige Täge, wo kein Sonnenſchein iſt, ſo mähen ſie auch in den übrigen Stunden. Das Mähen wird am räthlichſten nach den Morgen bezahlt, wobey die Mäher viel fleißiger ſind. In Franken hat einer vom Morgen 20 Kreuzer, und man darf nichts thun, als nachſehen, ob ſie nicht zu hoch abmähen.

In den bayeriſchen Landen hält man eine ganz andere bequemere, aber verkehrte Ordnung. Die Mähende gehen in heißeſten Tagen erſt um 6 Uhr auf die Wieſen, und Mähen den ganzen Tage bey der größten Hize und mit beſchwerlichſter Mühe, weil das zähe Gras hart abzubringen iſt; darauf denken ſie aber nicht; ſie bleiben gern bey ihrer alten Gewohnheit, und thun ſich ſelbſt wehe; dabey ſind ſie gut bekleidet, die Weibsleute ſchüzen ſich im Sommer wider die Hize mit drey oder mehrfachen Kleidungen mit einer Haube oder Tüchlein darauf mit einer Pelzkape, und noch mit wollenen Huth auf den Kopf, inner dem Müder haben ſie ein Leiblein, und über den Müder ein Müzlein oder Ueberkleid.

Das frühe oder am vorhergehenden Abend abgemähete Heu wird bey heiteren Wetter und ſtarken Sonnen-

nenſchein durch Weibsleute oder Kinder verbreitet, alle zwey oder drey Stunde gewendet, den andern Tag noch einmal gewendet, zu Mittag auf Windhäufen gerichtet, abends gleich eingeführt, und man hat das beſte Futter; denn ſo erhält es ſeine grüne Farbe mit lieblichen Geruch.

Wenn der Himmel zugeſchlagen iſt, oder man hat ſchattige Pläze unter Bäumen, ſo wird das Futter noch beſſer erhalten, die wäſſerige Theile werden vom Heu nach und nach abgetrieben, die Oel- und Salztheile aber, welche durch die frey anſcheinende Sonne ausgezogen werden, bleiben zurück: dieſes muß aber bey öfter wiederhohlten Umwenden erſt im dritten oder vierten Tage bey heiteren Wetter eingeführt werden.

Das Heu, ſo bey anhaltenden Regen und wechſelnden Sonnenſchein gemacht wird, geht gern in einer Fäulung über, es iſt daher dawider zu bewahren, und gedörrt eingeführt, in den Scheuern lagenweis mit Salz zu beſprengen: nur hat man beym Viehetränken zu ſorgen, daß ſich das Viehe nicht darauf übertrinke, ſondern zuweilen abſeze.

An den heißeſten Tagen laſſen einige das Heu, ſo am Vorabend, oder frühe gemähet worden, nach verſchwundenen Thau alle Stunde wenden, Mittag gegen drey Uhr auf Windhäuflein richten, und führen es gegen 6 Uhr ein: dieſes erhält ſeine grüne Farbe und angenehmen Geruch am ſtärkeſten.

Wer abgemähetes Heu lange Tage in Wieſen auf Häufen ſtehen läßt, leidet dabey groſſen Schaden, die Sonne ziehet es zu ſtark aus, die Regen oder Thau verderben es: ſteht es aber eine kurze Zeit, ſo wird es braunlicht.

Ob das Heu bey Regen verbreitet, oder auf Häufen gebracht, mehr Schaden leide, iſt hart zu entſcheiden. Ich ſahe das auf naſſen Wieſen liegende und verbreitete zum Theil faulen, das unten in der Näſſe faulte, und das obere wurde grau, und unkräftig: das äußere von dem auf Häufen gebrachte ware auch grau und ſchlecht, das untere verfault, allein das mittlere erhielt ſich gut. Wer bey anhaltenden Regen ſein Heu von der naſſen Wieſen weg auf trockene erhobene Pläze haufenweis bringen kann, hat davon die Vortheile, daß ihm wenig zu Grunde gehen wird, nur muß es trocken eingeſchaft, oder feuchtes zu Hauſe auf dem Wagen, oder ſonſt verbreitet, recht getrocknet, hernach eingelegt werden.

Das Grumet fodert weit mehr getrocknet zu werden, als das Heu, es wird insgemein ein paar Monate nach dem Heu zum Mähen reif. Gleich wenn das Heu von den Wieſen, und dürres Wetter iſt, läßt man die Wäſſerungen an, wer zugleich Gips oder Ziegelſteinmehl aufſtreuen kann, wird ein dem Heu ähnliches Grumet erhalten. Das reife Grumet iſt viel zärter und fetter als das Heu, es iſt dahero vorſichtig zu dörren, damit man nicht Unglücke damit habe, und die ganze Scheuer abbrenne. Das noch feuchte fette Grumet gehet gern und ſchnell in eine Gährung, erhizet ſich, und nach der Entzündung, wobey ich groſſe Feuergefahr geſehen, pflegt es zu verfaulen. Man darf ſo gar auf den Wieſen das Grumet nicht auf Häufen ſezen, ehe es trocken genug, ſonſt entzündet es ſich dort, und ſchlägt in Flammen aus: ich ſahe einsmals dergleichen Häufen, ſchon mit blaulichten Feuer überziehen und rauchen, ich warf ſie mit einigen andern

ſchnell auseinander, und ſie wurden noch gerettet. Solches Grumet iſt hernach ſchlecht.

§. VIII. Wie Heu und Grumet unterzubringen.

An der guten Heu und Grumeterndte iſt Landleuten alles gelegen, und davon hängt die Nahrung auch Geſundheit des Viehes ab. Naſſes oder überſchwemmtes, mit Schlamme überzogenes Futter bringt dem Viehe Seuchen, und darauf den Tod, man hat alſo auf trockenes, reines Futter alles zu halten. Aus dieſer Urſache wird man in Franken überall zur Zeit der Erndte vom Heu und Grumet jung und alt, groß und klein, auch Perſonen vom Stande, nach ihren Stande beſchäftigt, und mitarbeiten ſehen, welches nicht einmal bey der Getreiderndte geſchiehet: man iſt nämlich alldort von der Nothwendigkeit, das Futter trocken einzubringen überführt, und will das abgemähete und trockene nicht länger den wechſelnden Witterungen überlaſſen, oder ſich der Gefahr ausſezen, das Heu oder Grumet durch die Thäler treffende Ueberſchwemmungen abführen zu laſſen.

Alles greift daher zuſamm, man ladet das Heu nach vorher ausgebeſſerten Wägen und Wegen in guten feſten Fuhren auf, und führt es trocken ein. Von gut gehaltenen mit Schlammkoth, Gaſſenerde, oder Staube, mit Aſche oder Rus, mit abgebrochenen Leimwänden der Backöfen, beſonders mit Gips gedungte Wieſen geben noch ſo viel Heu, als vernachläßigte und nach der Heuerndte mit Gipsmehle beſtreute Wieſen, bringen doppeltes Grumet alſo zwar, daß man um 14 Tage früher das erſte Grumet mähen, und darauf im Herbſt noch ein zweytes Grumet an warmen Lagen machen kann. Alſo gehaltene Wieſen bringen demnach am Heu, wenn ſie zuvor nur 20, 30 Centner getragen, 40 50, auch 60 Centner Heu.

Das

Das trocken eingebrachte Heu wird insgemein in dazu gewiedmete Pläze der Scheuern mit unterlegten Holzſtangen und darüber verbreiteten Strohe, oder alten Heu gelegt, und feſt zuſamm gedrückt, damit es nicht locker liege: etwas feuchtes muß hoch und an lüftigen Orten liegen, wo es noch trocknen kann. Hat man auf den Vieheböden Plaz dazu, ſo verſchaft man den Dienſtboten viele Bequemlichkeit im Füttern, erſpart ihnen die Zeit das Futter beyzutragen, und erhält das Viehe wärmer im Winter; nur iſt im Sommer etwas Luft zu machen wegen den Ausdünſtungen, wenn nicht ſchon der Winter Luft gemacht, daß es wenig mehr ausdünſten kann, wenn es nämlich ſchon größtentheils verfüttert worden.

In der Schweiz und in Oberbayern hat man bequeme Einrichtungen zum Einführen und Abladen vom Heu ſowohl als von den Getreidfrüchten; die Scheuern ſind alſo gerichtet, daß man auf einer Seite mit dazu erhobener gerichteter Erde in die Böden ſelbſt einfahren, und das Futter gemählich abladen kann. In Schwaben und Franken iſt viele Bequemlichkeit an jenen Orten, wo man auf dazu gerichteten Wegen nahe an die Vieheſtälle oder andere Böden heyfahren, und das Heu gleich durch das Dach abladen, und ordentlich legen kann.

Kommt das Heu oder Grumet auf die Stalleböden, ſo ſind die Ausdünſtungslöcher von Ställen offen zu laſſen, um mit Strohe zu umſtellen; bedarf man nachher des Futters, ſo räumt man das Strohe auf die Seite, und wirft es herab. An vielen Orten hat man auch das Strohe zum Einſtreuen auf ſolchen Böden.

Beym Abladen muß das Heu und Grumet für eine jede Viehegattung geſöndert, und allein gelegt

werden; faulendes, ſtinkendes oder ſchimelndes werfe man gerad in die Miſthäufen zum Faulen, dort liegt es beſſer zu Vermehrung des Dunges, als zum Verderben des Viehes auf Böden; ich ließ eben ſo einsmals zwey ganze Fuhren, welche man ungeachtet es überſchwemmt geweſen, dennoch eingeführt nuzen wollte, gerad in die Miſtſtädte abladen laſſen, das Viehe keiner Gefahr von Seuchen oder Krankheiten auszuſezen.

1. Das ſaure Futter wird für Pferde an ſeine Behörde gelegt, und ihnen, weil ſie es gern freſſen, verfüttert, bis man die Vorſorge getroffen, ſolche Wieſen mit durchgezogenen Gräben auszutrocknen, und ihnen ein ſüßes Futter zur Erſparung vieles Habers zu verſchaffen.

2. Das ſtarke körnige Heu und Grumet mit vielen Saamenkörnern gehört für Ochſen, Kühe und Schaafe ſammt ſtarken Kleefutter, damit ſie Kräften bekommen.

3. Für Schaafe iſt inſonderheit das Heu von trockenen Wieſen, von Rangen, Anhöhen, Bühlen, oder Döbeln zu wiedmen.

4. Den Kälbern und Lämmern wende man das zartere Heu und Grumet, vor allen zartes Kleefutter zu.

5. Da die Pferde bey dem Grumet matt werden, ſchwizen, bey Arbeiten unkräftig bleiben, ſoll man es ihnen niemal zum Futter reichen, es iſt für ſie ganz untauglich.

Das Grumet iſt allein Kühen, Ochſen, Kälbern und Schaafen, jedoch wechſelweis mit andern Futter vorzugeben; ich ſage wechſelweis, denn wenn man immerzu den Kühen oder Schaafen Grumet fütterte, würde es ſich im Magen zuſamm ballen, das Viehe fiel endlich hin, oder erkrankte; man gebe dahero Strohe

oder

oder Waldlaub, Wurzeln oder Rüben, Erdäpfeln ꝛc. dazwiſchen.

Hat man unter dem Heu oder Grumet beym Futtervorlegen zuſammgeballtes, ſo ziehe man es auseinander.

In Wälſchland, in der Schweiz, und an vielen andern Orten, wo man nicht eingerichtet iſt, das Heu und Grumet unter die Dächer zu bringen, richtet man es unter dem freyen Himmel in groſſen Häufen: ein Mittel, das ſeinen Gebrauch haben kann, wenn man vorzüglich geſegnete Heu- oder auch Getreideäcker erhält; denn mit Strohe ſind eben ſolche Häufen zu richten, wie man es in groſſen Strohemagazinen, und in Ungarn auf allen Bauernhöfen zu thun gewohnt, oder vermüßiget iſt.

Man wählt für ſolche Strohe- oder Heuhäufen einen trockenen etwas erhöheten Plaz im Hofe, oder auf dem Felde, der jedoch umzäunet iſt, damit kein Viehe beykönne: allda treibt man eine ſtarke, dem Heubaume ähnliche Stange, oder ein groſſes Stück Holz, ſo oben ſeine Spize behalten kann, unten zugeſpizt 3 bis 4 Schuhe tief in die Erde, befeſtigt ſie auch unten mit rings herum beygeſchlagenen Holzſtücken wider das Umfallen. Man legt ferner unten herum Holzwellen, oder Erlenbüſcheln, macht darauf ringsherum eine kornartige Lage von Strohe oder Garben ſo, daß die Aehren einwärts gegen das Holzſtück liegen, darauf legt man Heu auf Heu, oder Strohe auf Strohe ringsherum, allzeit mit einwärts gerichteten Aehren ſo, daß der Haufen immer kleiner und oben enger werde, endlich zugeſpizt zulaufe; auf die Spize kommt wider Regen und Schnee eine dichte Haube, und das Heu oder Strohe wird

auf die Art, wie ein Strohedach zugedeckt, und verwahrt.

Dieſe Häufen werden Feimen genannt. Man kann eben ſo Haberfeimen zurichten, und den Haber, ſo man in Scheuern nicht wohl unterbringen kann, nahe an den Scheuern auf Häufen ſezen, nur müſſen dieſe wider Spazen, Hühner und dergleichen dicht mit ausgedroſchenen Strohe umgeben, und geſichert ſeyn.

§. IX. Wie die Wieſen wider die Ueberſchwemmungen allzu ſtarkes Austrocknen zu verwahren.

Es iſt eine wunderliche Sache, der Menſch arbeitet oft das ganze Jahr, er giebt ſich alle erſinnliche Mühe in Nebendingen, und übergehet eine Hauptſache, womit alle ſeine Arbeiten zernichtet, und fruchtlos werden. Er ſiehet gewiſſe Zufälle vor, weil ſie ſich an gewiſſen Pläzen ſchon mehrmal ereignet haben, und dennoch fährt er ungeſtöhrt fort, er verobſäumt etwas Weſentliches, weil er die Gefahren nicht ſo weit, als er kann, hebt.

Von ſolchen Gattungen oft ſind die Ueberſchwemmungen der Wieſen; man hat ſchon mehrmal erlebt, und geſehen, daß an gewiſſen Pläzen der Bach oder Fluß öfter ausbricht, und Ueberſchwemmungen verurſacht, ſo oft ein ſtärkerer Regen fällt; man hat gewiſſe Vortheile durch die Lage ſelbſt zu helfen, und die Ueberſchwemmungen abzuhalten, ſo iſt man ſträflich, weil man es nicht gethan.

Z. B. ein Bach, er ſeye groß oder klein, ziehet durch die Wieſen überquer oder ſchlangenartig, er geht oft über, und überſchwemmt die Wieſen vor oder in der Heuerndte, verunreinigt alles Gras, oder Heu,

oder nimmt das ſammtliche Heu mit ſich fort, und forſche ich dem Grunde nach, ſo iſt die ganze Urſache, weil der Bach nicht gereinigt, und ausgehoben worden; im Winter und Frühling ſammeln ſich Steine mit vielen Unrath, Holzſtöcken und dergleichen, oder es ſtehen, und liegen mitten im Bache ganze Erlenbůſche, Stöcke, oder andere Båume, ſie hemmen nothwendig das Waſſer in ihren Lauf, oder machen, daß es anſchwellen und aufſteigen muß, kommt nun ein Regen dazu, ſo gehet der Bach aus, überſchwemmt alles, und die ganze Heuerndt iſt verlohren, worunter oft ganze Gemeinden leiden můſſen. Ein gleiches iſt von den durchbrechenden Wåſſern aus Weyern zu ſagen.

I. Man ſeye demnach bedacht alle Jahre im Frůhling, oder beſſer gegen den Herbſt, wo das Waſſer am kleinſten iſt, die Båche auszuheben, auszuråumen, zu ſåubern, und wo ſie zu eng, zu erweitern, damit das Waſſer tiefer und breiter zu flieſſen Plaz finde, und nicht ſo oft auszutreten genöthiget werde. Zugleich nehme man die den Lauf hemmende Erlen- oder Weidenbůſche heraus, und richte ſie an beyden Ufern her.

Iſt das ausgehobene Moraſt- oder Schlammekoth; ſo iſt ſolcher, nachdem er ein halbes Jahre am Luft gelegen, der beſte Dung für die Wieſen, wenn man nicht am Ufer der Båche Beete für Wurzeln und Erdåpfeln anzulegen entſchloſſen iſt. findet man beym Ausheben Sande, und hat in der Nåhe Sůmpfe, oder Mooſe, ſo ſchaffe man ihn dahin zur Vermiſchung, den Plaz zu verbeſſern; ausgehobene Steine könnten Gruben oder Straſſen, der Höfe ꝛc. auszubeſſern, oder zu pflaſtern dienen.

Lau-

Laufen dergleichen kleine oder große Bäche ſchlangenartig durch ganze Wieſenſtücke, ſo iſt für ſich klar, daß die an mehr Seiten anfallende Wäſſer mehr Erdreich ausſpühlen, abreiſſen, und fortſchwemmen, folgſam auch den Schaden täglich vergrößern. Würden nun ganze Gemeinden, oder welche bey Ab- und Ueberſchwemmungen leiden, die Vorſicht treffen, und weil allen daran gelegen iſt, zuſammen ſehen, auch einig werden, den Bach, welcher mit vielen Krümmungen überall anprellt, und bey anwachſenden Wäſſern allenthalben Erdreich abreißt, oder überzugehen gezwungen iſt, gerad durch zu leiten, und durch einen dazu verfertigten Graben an beyden Ufern mit Erlen oder Weiden beſteckt durchzuführen, ſo würde das Waſſer nicht mehr ſo ſtark anprellen, ſomit auch kein ferneres Hinderniß im Wege finden, folgſam gerad fort laufen; dabey würde man anſehnliche Wieſenſtücke von den ehemaligen Krümmungen gewinnen, ſie unten mit Steinen ausfüllen, oben darauf die am neu gezogenen Bach ausgehobene Wäſen und Erde zum Einebnen verwenden.

Ferner könnte man dort, wo man das Austretten vom Bach förchtet, erhobene Dämme zurichten, oder wenn zum Abfluß des überflüſſigen Waſſers in den Wieſen Gräben zugerichtet worden, Schuzbretter einſtellen, und ſie bey anwachſenden Bach eröfnen; würde man dieſes an mehr Orten ſolcher Bäche thun, ſo würde das Waſſer durch mehr dergleichen Abflüſſe zertheilt, ſomit die Gewalt gebrochen, und die Ueberſchwemmungen wären abgewendet. Von dieſen Abflüſſen ſelbſt könnte man in erforderlichen Fällen auch die Wöſſerungen der Wieſen haben. Andre Mittel wer-

werden Emſigen nach jeder Lage angemeſſen ſelbſt einfallen.

Naſſe und feuchte Wieſen können nicht nur an den Bächen, ſondern auch an allen Gräben mit Weiden, oder Erlen beſezt werden: dieſe ſchaden dem Graswuchs gar nicht, ſondern befördern ihn, ſie nehmen vielmehr die überflüſſige Waſſerſäfte ein, und machen naſſe Pläze trockner, haben ohnehin in den Weinländern für die Weinberge den ſtärkeſten Gebrauch. Die Weiden können nur durch eingeſteckte junge Zweige oder ältere Stänglein fortgepflanzt werden, oder man lege ſie ein paar Täge in flieſſendes Waſſer, hernach in linden Boden an den Ufern, der Flüſſen und Bächen, oder Gräben, ſie ſchlagen gern an, und wachſen leicht fort.

II. In vielen Landen, beſonders in Bayern findet man die Eichbäume häufig auf den Wieſen verpflanzet, den Anlaß dazu gab ein ſicherer löblicher Befehl, die Eichbäume ſtärker zu pflanzen, und für einen abgehauenen alten ſechs junge Stämmlein einzuſezen, löbliche Verordnungen; welche auf alle Weiſe in Waldpläzen, die nur allzu durchſichtig ſind, eifrigſt zu befolgen wären.

Allein auf Wieſen ſind die Eichbäume niemal gut angebracht, weil ſie ein Zufluchtsort für alle fliegende Inſeckten, für Maykäfer und mehr giftige Fliegen ſind, die ſich bey kalten Nächten, oder einfallenden Reifen dahin flüchten, oft erfrierend herabfallen, und die Gräſer verunreinigen, oder vergiften, folgſam das Gras oder Heu dem Viehe, forderſamſt Schaafen äuſſerſt gefährlich machen. Durch ihre auf der Oberfläche verbreitete Wurzeln ſchaden ſie ohnehin den

Grä-

Gräſern, ſaugen alle Säfte und Feuchte ein, daß den Gräſern nichts zukommen kann.

Unter Birn- und einigen andern Bäumen, deren Wurzeln tief gehen, ſiehet man im Gegentheil die ſchönſte Gräſer aufwachſen, ſie geben einen Schirm wider die aufbrennende Sonnenhize, und befördern durch ihren Schatten den Graswuchs ſonderbar auf erhoben liegenden trockenen Wieſen. Den Graswuchs demnach zu befördern, und den allzu trocknen Pläzen durch einigen Schatten zu helfen, ſind die Bäume von Ulmen oder Rüſtern, von Eſchen, und weiſſen Maulbeeren die dienlichere und einträglichere: dieſe machen keinen allzuſtarken Schatten, oder, weil ſie öfter geſtuzet werden, bleibt er ſtäts gemäſſiget; anbey geben dieſe Bäume das beſte Futter, ſo jedes Vieh lieber als Heu und Grumet frißt, folglich haben ſie einen beſondern Vorzug auf Wieſen. Die weiſſe Maulbeerbäume geben im Frühling an ihren Blättern die Nahrung für die Seidenwürme, im Herbſt aber das gewünſchte Futter für Kühe oder Schaafe. Die Eſchen- oder Ulmenbäume werden insgemein deswegen gepflanzet, damit man ein geſundes Viehfutter daran gewinnen möge: an feuchten Orten erhalten ſie große fette Blätter, an trockenen magere.

Zwetſchgenbäume lieben auch auf trockenen Wieſen vorzüglich an Rangen zu ſtehen; ſie wachſen gern dick beyſammen, ohne daß ſie den Graswuchs hindern, ſie befördern ihn vielmehr, wie auf Aeckern den Getreidwuchs. Zahme Kaſtanien, und Wälſchenußbäume lieben vor andern die Rangen, und Anhöhen, wohin ſie durch eingelegte Wälſchenüſſe oder zahme Kaſtanien zu richten; denn verſezte wachſen nicht ſo gern fort,

ſon-

ſondern kommen hart auf: ſie haben eine Pfalewurzel, welche gerad in die Tiefe ſchlägt, wollen dahero an eben dem Plaz, wo Nüſſe gelegt worden, ohne Verſezen aufwachſen.

II. Abhandlung.

Von der Stallfütterung, und Abſchaffung der Huthweiden, ſie beſſer zu benüzen.

Die Stallfütterung iſt dermalen vorzüglich bey Herrſchaften in verſchiedenen Ländern, beſonders in Oeſterreich und Franken, wo man von deſſen Nuzbarkeit überzeuget iſt, eingeführt, an vielen Orten von Franken wurde ſie auch bey den Landleuten eingeführt, nachdem dieſelbe mit Beguemigung oder auf Einrathen ihrer Herrſchaften einig geworden, die müſſigliegende und uneinträgliche Huthweiden unter ſich zu vertheilen, mit Klee, Erdäpfeln, Wurzeln, Kräutern und Futterweiden zu beſtellen, und davon größeren Nuzen zu ziehen.

Die Stallfütterung an ſich ſelbſt betrachtet, iſt und will alſo nichts anders ſagen, als die fortgeſezte Fütterung des Rindviehes, beſonders der Kühe im Stalle, wie nämlich dieſe den Winter durch mit Heu, Grummet, und Wurzeln gefüttert worden, ſo werden ſie zu Hauſe auch im Sommer mit Graſe, Klee Krautblättern und andern genähret, bringen dabey ungemein mehr Vortheile, und eine größere Nuzung an

Milch

Milch und Dung, weshalben ſie allenthalben um ſo mehr verbreitet zu werden verdienet, weil das Vieh hiedurch von allen Seuchen befreyet wird.

§. I. Aus was Urſachen die Huthweiden abzuſchaffen, und die Stallfütterung einzuführen.

Viele Urſachen können jedermann verleithen, die bisherige Gewohnheit, das Vieh auf Weiden zu treiben abzuändern, die dringendere ſind folgende:

1. Weil vieles Erdreich, und zwar auf mancher Markung der dritte Theil müſſig und unnüz liegt, da es doch wie das übrige benüzet werden könnte: 2. Weil der Viehſtand nach angebauten Huthweiden, und daher erhaltene beſſere Futter verdoppelt, oder anſehnlich vermehrt werden kann; 3. Weil ſich das Vieh auf den Weiden vielmehr hungerig lauft, müd und matt, auch ſchlecht und mager wird: junges wächſt nicht, altes nimmt nicht zu, weil die Weidgräſer zu unkräftig.

4. Bey der Stallfütterung hören die Viehſeuchen auf, wodurch mancher Landmann unglücklich wird, die mehreſte Viehkrankheiten entſtehen von den Weiden, wo das Vieh die mit Giftthau befleckte Kräuter und Gräſer einfrißt, in Hize und Kälte bey Regen und Ungewittern ſtehet, lechzet oder zittert, ſchmachtet — —

5. Daß auf Weiden die Spinnen, Spinnengewebe, Krotten, und Giftkräuter einſchluckende Vieh ſtecket jenes, ſo geſund zu Hauſe ſtehet, an.

6. Die Gräſer werden zur Hälfte niedergetretten, mit Koth und Urin beſudelt.

7. Die

7. Die beſtändig abgeweidete Gräſer können niemal empor kommen, kein Saamen kann jemal ausfallen, wodurch die Weide einige Verbeſſerung erhielte.

8. Daß zu Hauſe mit kräftigern Gräſern genährte Vieh giebt um den dritten Theil mehr und beſſere Milch.

9. Jedes Vieh wirft einen beſſern Dung ab, welcher häufiger geſammelt, und auf die Felder zur Verbeſſerung gebracht werden kann, davon hat man nachmals reichere Getreiderndten zu hoffen, welche zu bedenken.

10. Von den angebauten Huthweiden ziehet man noch beſondre Vortheile, weil man mehr Getreidfrüchte, Kräuter, und Gräſer zur Nothdurft im Hauſe bauen kann.

11. Auf den nichts tragenden Weiden kann beſonders der Kleebau Statt finden, der eine ſo milchtreibende als mäſtende Fütterung für jedes Vieh iſt.

12. Das von Viehweiden abgehaltene Vieh bleibt nicht allein von allen Giftgräſern, ſondern auch von den verſäuerten Wäſſern, Krottenlacken entfernt.

13. Man hat allzeit ein gewiſſes Viehfutter und gute Nahrung, iſt nicht wie ſonſt genöthiget, auf Feldern und Wäldern ein ungewiſſes Gras müheſam aufzuſuchen, und beſchwerlich heim zu bringen.

Dieſe und mehr andre Urſachen ſind erheblich genug, die Huthweiden aufzuheben, und die Stallfütterung allgemein einzuführen, wie izo weiter einzuſehen.

§. II.

§. II Die Huthweiden werfen den geringſten Nuzen ab, ſind dahero niemal mit angebauten Feldern, Wieſen, oder Kleeäckern in Betracht zu ziehen.

Jedes Erdreich iſt dem Fleiße und der Bearbeitung des Menſchen überlaſſen, darauf das Brod zu gewinnen, ſich und dem Viehe den Unterhalt zu verſchaffen, er ſoll und darf deswegen keine Erde, die benüzt werden kann, unbenüzt liegen laſſen, wie im I. Theil bey der Brache erkläret worden; er iſt auch von Gott mit dem Verſtande begabt, alles in ſeinen beſſeren Nuzen, und zur Nothdurft anzuwenden, was er immer zuträglich findet; ſomit muß er auch das müſſigliegende Erdreich auf Huthweiden in ſeinen Nuzen zu verwenden gefliessen ſeyn.

Der Landmann hat am Klee ein bewährtes Mittel, für ſein Viehe eine beſſere Nahrung zu gewinnen, nur fehlt es ihm am nöthigen Felde, er weiß ſich nicht zu helfen, und führt darüber eine bittere Klage.

Andre raufen miteinander um eine Hand breit Erde, ſie werfen einander Streithändel an, um eine Ackerfurche, ſie verwenden viele Köſten, in den Beſiz eines kleinen Feldes zu kommen, dabey verſäumen ſie alle weit anſehnlichere und wichtigere Pläze, nämlich die Anbauung der Huthweiden: von dieſen würden ſie Aecker zum Getreidbau, neue Grundſtücke zu Wieſen, anſehnliche Felder zum Klee, zu gemiſchten Futterweiden, und mehr andern Gewächſen zur Nothdurft erhalten, wenn ſie ſich einhellig darum bewerben würden; dabey wäre kein Aufwand, keine Streithändel, oder Unköſten, nichts als die bloße Bearbeitung

tung mit dem Pfluge vonnöthen, und es ſind alle Klagen geſtillt.

Die Vermehrung des Rindviehes beruhet einzig auf den angebauten Huthweiden, ſammt den Brachen, wie ich nach allen Begriff deutlich darthue.

Ich ſeze zum Voraus, daß 10 Morgen Huthweiden im Jahr ein Stück Vieh nähren, verwechsle ich dieſe in eine Wieſe, ſo kann ich vom Graſe Heu und Grummet vier Stücke Vieh ernähren, weil die Wieſe viermal mehr erträgt als die bloße Huthweide, demnach vertritt die Wieſe von 10 Morgen die Stelle von 40 Morgen Huthweiden: ferner nähren eben dieſe 10 Morgen Huthweide in einen Kleeacker verwechſelt sechsmal ſo viel Vieh, als die Wieſen genähret haben, wird man alſo ſechs mit vier vervielfältigen, ſo kommt ein Ertrag von 10 Morgen Kleefelder auf 240 Morgen Huthweiden heraus, wie einige berechnen, ich will aber nur 60 Morgen Huthweiden für 10 Morgen Kleefeld anſchreiben, ſo verrechne und irre mich gar nicht? wenn aber 10 Morgen Kleefeld ſo viel als 60 Morgen, und 10 Morgen Wieſen ſo viel als 40 Morgen Huthweiden ertragen, ſo liegt jedem gar deutlich vor Augen, wie weit er mit ſeinen Huthweiden zurück bleibe, und ſich ſchade; denn er muß bekennen, daß er auf dem Plaz, der ihm ein Stück Vieh als Huthweid ernähret, vier Stück Vieh als Wieſen betrachtet, ernähre; wird er nun die Benüzung des Kleefeldes dagegen halten, ſo kann er ſicher ſechs Stück Rindvieh unterhalten, wo er zuvor nur eines halten konnte. Es iſt demnach ein großer

Unterſchied zwiſchen einem und ſechs Stücken Viehe auf dem nämlichen Plaz und Felde.

Wer izo die Nuzung von fünf Kühen an Milch, Butter, und Dung ſammt den Kühen ſelbſt anſchlägt, wird einen ſolchen Vortheil entdecken, der gar nicht klein zu achten iſt, wie in der zweyten Abtheilung einzuſehen.

Rechne man izo für manches Dorf 100 Morgen dergleichen Huthweiden, worauf 10 Stücke Vieh zu nähren, vervielfältigt man nun 10 mit 4, ſo werden 40 Stücke Vieh, 10 mit 6 vervielfältigt aber 60 Stück auf Wieſen oder Kleefeldern unterhalten; nach andern Rechnungen kömmt eine weit höhere Zahl heraus, ich nehme aber das Gewiſſere. Kurz man überſchlage nur die Sache, wie man immer will und kann, ſo hat man den größten Verluſt, ſo lang die Huthweiden beſtehen, im Gegentheil aber den beträchtlichſten Gewinn, wie jeden die Erfahrung näher belehren wird.

§. III. Die Huthweiden tragen das ſchlechteſte Futter, und darauf frißt das Vieh alle Krankheiten ein.

Wer ſeine Augen auf Huthweiden wirft, wird gleich mit den erſten Blicken ſehen, daß darauf das ſchlechteſte Gras wachſe; denn es kann auf einen ſolchen Plaz kein Gräslein empor kommen, ſticht eines heraus, ſo wird es alſobald wieder vom Vieh abgefreſſen; es kann alſo auch keines zur Blühe, noch weniger zum Saamen gelangen, folglich fällt niemal ein Saamenkörnlein aus, viele Gräſer ſtehen ab, viele werden in die Tiefe getretten, viele verſäuern,

noch

noch mehrere werden mit dem Koth und Urin beſudelt, und vertreten, dem Viehe eckelt vor ſolchen Pläzen, es übergehet jene, ſo dem Anſehen nach die beſte ſind; aus dieſer Urſache wird das Vieh niemal an ſolchen Orten, wo friſcher Dung aufgebreitet worden, freſſen, es verabſcheuet allen Geſtank, es übergehet ſie, ein gutes Futter zu ſuchen, welches doch niemal auf ſolchen Weiden zu finden iſt. Die kräftigere Grasarten, welche durch Sämen fortgepflanzet werden, gehen aus, und nur jene beſtehen, die ihre Fortpflanzung von den Wurzeln haben.

Solche Pläze zu dungen, fällt keinem Menſchen ein, theils weil das Kenntniß ſo vieler Dunggattungen mangelt, theils auch weil man mit dem gewöhnlichen und bekannten Dunge aus dem Thierreiche nicht zulanget, und dahero keinen dahin zu bringen denkt, oder denken kann.

An einen ſicheren Orte hatte man erfahren, wie ſchlechte Gräſer darauf wachſen, man wollte gern die Stallefütterung einführen, weil man von dem offenbaren Nuzen überzeuget ware, den ich angegeben, ich gabe den Rath die Hutweiden mit dem vorfindlichen ſchon zwey Jahre alten Hünerdung zu verbeſſeren, weil man dort mit dem Dung übertrieben geſparſam ware: allein andere wollten einſichtiger ſeyn, und glaubten die Huthweiden ſeyen ſchon für ſich genugſam gedungt, weil das Viehe ſo lange Jahre darauf gegangen ware; denn ſie glaubten nicht, daß der vom Viehe auf Feldern verlorne Dung ganz unkräftig ſeye, wie ich ihn ſchilderte, ſo gar wagte einer zu wetten, die Huthweide müſſe anſtatt vier Fuhren acht einbringen, beym Ausgang aber fande er ſich betrogen, und

die Wettung war verlohren. Es bleibt auf ſolchen Pläzen eine ausgemachte Regel, wo nichts iſt, wird nichts, wo man nicht beſſert, dungt, und ſäet, kann man nichts erndten. Man ſahe alſo klar, und wurde überführt, 1. daß die Hutweiden die ſchlechteſte Gräſer haben, und 2. daß der auf Weiden vom Viehe verlohrne Dung ganz und gar unwirkſam ſeye, und verbleibe.

Hätte man meinen Rath auf die Huthweiden vor Winters den zweyjährigen Hünerdung aufgeſtreuet, und im Frühling den Heuſaamen aufgeſäet, ſo wurde man ganz andere Wirkungen davon gehabt haben; indeſſen mußte der gute Dung noch ein Jahr liegen, mehr verfaulen, und unnüzer werden, den Verluſt zu verdoppeln.

Auf dergleichen ſchlechten Huthweiden findet eine ſtarke Vieheheerde wenig oder gar nichts.

Das Viehe lauft hin und her, wird dabey ganz matt und unkräftig, lauft ſich ab, und frißt ſich vielmehr hungerig als ſatt. Dabey ſtehet es bey groſſer Sonnenhize auf freyen Felde ſchmachtend, von Hunger entkräftet, vom Durſt erlechzend; es ſucht den Schatten allenthalben ſo gut als der Menſch, wider die aufbrennende Hize einen Schuz- und Deckmantel finden: dieſen hätte es zu Hauſe im Stalle in ſeiner Ruhe, wenn man ihm denſelben gönnen will.

Fällt gähling eine Kälte mit wechſelnden Regen ein, ſo wird das Viehe naß, und endlich zittert es, wendet ſich auf freyem Felde hin und her, bey dem vernünftigen Menſchen eine Hilfe zu ſuchen, es findet aber keine Hilfe, weil es keine Vernunft findet. Und wie iſt doch möglich, daß man auf ſolchen vom jun-

gen Viehe einen Wachsthum, vom älteren ein Zunehmen, von den Kühen eine Milch erwarte? Vielmehr muß die Milch dabey verlohren, und verloſen werden. Ich gehe zu noch wichtigeren Stücken.

Das Viehe iſt der ganze Reichthum von den Bauersleuten, eines manchen ganzes Vermögen beruhet auf dem Viehe, und wie mehr Stücke er halten kann, ſo bemittelter iſt er; es wird ihm aber oft durch Viehſeuchen der ganze Reichthum entriſſen, oder durch Krankheiten der ganze Vortheil entzogen, den er vom Viehe verhoffen, und herabnehmen müſſen. Nichts aber iſt dem Viehe ſchädlicher und gefährlicher, als die Huthweiden; dieſe ſind die erſte Urſache und der ganze Grund von allen Viehſeuchen und der mehreſten Krankheiten. Allda iſt das Viehe allen Witterungen, ohne von Jugend auf daran gewöhnt zu ſeyn, ausgeſezt; Hize, Fröſte, Kälte, Regen, Mehlthaue und Giftregen, giftige Kräuter, und Gräſer, ſtinkende verſäuerte Wäſſer, und Krottenlacken, mit Schlamekoth überzogene oder ſonſt befleckte Gräſer, ungeſunde Nebeln und Reife, ſchon gefrorne mit Eis behangene Gräſer, der Durſt, wenn Waſſer mangelt, mit den ſtumpfen Gräſern eingefreſſene Inſekten und Gewürme verunreinigte Gräſer aus Stauden und Dornhecken, wo Krotten, Nattern, Schlangen, Bienſchleichen, und andere Unziefer ihre Wohnung haben — — dieſe, dieſe ſind die Urquelle, und die erſte Urſachen der Seuchen und Krankheiten, womit das Viehe befallen wird: auf den Weiden wird der Grund zur Lungenſucht, zu Blattern und andern Uebeln gelegt, welche nachmals ausbrechen.

Die Seuchen ſind, und bleiben alſo nothwendige Folgen den Huthweiden, der naſſen oder erfrornen, der kothig-ſchlamig- und unreinen mit Koth überzogenen oder überſchwemmten, durch Mehlthaue, und Krotten vergiftete Gräſer, oder ſchon von Natur giftiger Kräuter, welche das Vieh im Frühling, oder Herbſt, wo ſie zart, und das Viehe heishungrig iſt, anfällt, oder der in vollen Durſt ausgeſoffenen Koth-Krotten- und Würmelacken — — Mit Unrath und Schlamme überſchwemmtes, oder halb ſchimelnd- und faulendes Heu oder Grumet machen gleiche Wirkungen, und ſind zu verabſcheuen.

Woher kommt, daß insgemein die Hollſteiniſche und Hanöveriſche Pferde zwar dem äußerlichen Anſehen nach ſtark und groß, aber von innen ganz faul ſind? woher haben die Ungariſche Pferde ihre weiche Füſſe, die Ochſen aber groſſentheils das Uebel einer Fäulung? Keine andre Urſache wird man mit größeren Grunde angeben, als die Weiden. Ich beobachtete am Neuſiedler See, daß die Ochſen zwiſchen Schilf und Rohre bis an dem Bauch in dem Waſſer und Moräſten geſtanden eine Nahrung zu ſuchen, es kiefte an den Seerohren, und wollte ſeinen Hunger erwehren; und wenn das Vieh in ſolchen Moräſten wadet, oder ſtehet, auch oder ſchlechte Nahrung hat, was wird daraus folgen?

In gewiſſen Jahren werden anſteckende Seuchen durch ungariſche Ochſen in Franken gezogen, man iſt dahero noch immerzu ſchüchtern, wenn man von dieſen Ochſen höret, und ſeitdem ſie weggeblieben, und das eigene Viehe in den Ställen genähret wird, hat man keine Fußſtapfen mehr davon.

§. IV.

§. IV. Die Vortheile bey der Stallefütterung.

Ein Beyſpiel eines ſorgſamen Landwirthes recht- fertiget die Vorzüge der Stallefütterung in einem ein- zigen Stücke von ſo vielen oben angezogenen.

Dieſer ware fürnemlich wider den Mehlthau ein- genommen, und ware auf alle Weiſe bedacht ſein Vie- he dawider zu bewahren, er hatte auch bey ſeiner au- ßerordentlichen Sorgfalt das Glück unter ſeinen mit den Viehſeuchen bedrückten Mitbürgern der einzige zu ſeyn, der von dieſem allgemeinen Uebel befreyet ge- blieben. Er wurde deshalben zum verſammelten Rath vorgeladen, und befragt; was er doch für ein Be- wahrungsmittel wider dieſe Seuche gebraucht? wor- auf er verſezte.

Ich, ſprach er, eröffne mein Geheimniß, es wird aber zu müheſam ſeyn, als daß mir es viele nachma- chen werden. Alle Nächte um 12 Uhr ſtehe ich nach meiner Gewohnheit vom Bette auf, und werfe einen dazu bereit geſtellten Prügel zum Fenſter hinaus auf meine nahe Wieſe, darauf gehe ich wieder zu ſchlaffen. Mit anbrechenden Tage, oder ehe ihn die Sonne be- ſcheinet, gähe ich täglich hinaus, und hohle meinen ausgeworfenen Prügel, ich ſtreiche mit einem Finger den Thau herab, und verkoſte ihn; finde ich nun ei- nen ſüßlichten Geſchmack, ſo ſchlieſſe ich, daß über Nacht ein Mehlthau gefallen, wovon dieſe Süßigkeit entſpringet, ich laſſe alſo dieſen Tage kein Viehe auf die Weide, ſondern füttere es zu Hauſe. Hat hinge- gen der Thau einen ſäuerlichten, oder wenigſtens kei- nen ſüßen Geſchmack, ſo laſſe ich mein Viehe auf die Wei- de gehen. Dieſe iſt meine ganze Arzney; ſo habe ich

zeithero gehandelt, und dabey mein Viehe geſund erhalten.

Man lerne hieraus dem Uebel vorzubeugen, die Stallefütterung iſt das dazu erſprießlichſte Mittel, hält man das Viehe zu Hauſe, und zwar alle Tage, ſo iſt man von allen Gefahren frey, und hat noch die gröſte Vortheile dabey. Die Hauptvortheile ſind:

1. Das Viehe ſteht zu Haus in der Ruhe, ohne ſich auf dem Triebe und Hutweiden matt oder hungerig zu laufen.

2. Dagegen hat es am Klee und dergleichen nahrhaften Futterkräutern ſeine kräftigſte Speiſe.

3. Dabey kann es bequem geſtrichlet, und gereiniget werden.

4. Es iſt ſicher und gedeckt wider alle Hize und Fröſte, wider kalte Regen, Nebeln, Wind, Dünſte, ſchädliche Näſſe, ungeſunden Luft, wo es zittert, und zaget, ſchmachtend ſtehet, keine Luſt zum Freſſen hat, wenn es auch einige Nahrung fände; lauter Vorbotten einer Krankheit.

5 Zu Hauſe genießt es keine giftige Kräuter, wie auf den Weiden, wo es die zarte aus Hunger einſchlucket, vielmehr ſöndert es die gute von den giftigen, ſucht die beſſere aus.

6. Im Stalle bekommt es kein von Giftregen, Krotten und Unzifer verunreinigtes, kein nas und blähendes, kein durch Ueberſchwemmungen oder mit Schlamme beſleckte Gras.

7. Auch bedarf es nicht ſo viel Futter, da es keines verlauft, es zertritt und verderbt kein Gras, wie auf den Weiden geſchiehet, wenn nicht giftige Gräſer unter den guten ſind, welche es freylich ausſchleu-

ſchleutert und verwirft, wenn man ſie nicht ſchon zuvor ausgerottet, und verworfen hat.

8. Bey verbeſſerter und vermehrter Fütterung kann man ohnehin weit mehr Viehe halten, und leichter ernähren.

9. Bey der Stallfütterung bleibt der Stier oder Ochs zahmer, und bey guten Kräften; im Gegentheil auf Weiden verwildet er, treibt die Kühe von einem Plaz zum andern, ohne zu freſſen, oder ſie freſſen zu laſſen, er wird unbändig, und weil er zu keiner Arbeit zu gewöhnen, unbrauchbar, ſezt auch keine Fette zum Mäſten an.

10. Die im Stalle genährte Kuhe giebt um ein Drittel mehr gute, raumreichere, reine, geſunde Milch, die ſie auf den Huthweiden zu verlaufen pfloge, da ſie ſich hungerig gefreſſen.

11. Wie man dem Viehe im Winter zuweilen friſchen Luft zuläßt, ſo und viel bequemer kann man es im Sommer; deswegen ſind die Ställe mit Thieren, Fenſtern, und Oefnungen verſehen, damit man ſie, wenn es nothwendig, öffne.

12. Fehlt es dem Viehe an der Bewegung, ſo kann man ihm dieſelbe weit gemächlicher im Sommer als im Winter geſtatten, beſonders frühe und abends zur Tränkzeit, oder wo man die Ställe ausmiſten, und ſäuberen muß.

13. Das junge Vieh wird in den Ställen ſchön und friſch erhalten, auch alle Augen durch ſchönen Wuchs ergözen.

14. Ein vor andern merkwürdiger, und für die Landwirthſchaft ſchäzbarer Vortheil iſt, daß kein Dung verlohren wird, ſondern in Miſtſtädte geſammelt, und

auf

auf Häufen gebracht, in die gehörige Gährung übergeht, auch können ſich bey der Fäulung alle Nahrungstheile auflöſen, wovon man ſich reiche Erndten verſprechen kann. Da das Vieh im Sommer wegen ſtarken Ausdünſtungen weit mehr und kräftigeres Futter frißt, als es im Winter am unſaftigen Strohe genoſſe, wirft es auch weit mehr und wirkſameren Dung ab, der ohnehin geſchwinder vergähret, ſomit früher brauchbar iſt; bey den Viehweiden aber iſt aller Dung verlohren, er kann alldort gar keine Wirkung machen, weil der verſtreuet liegende Dung niemal vergähren kann, ſondern von Winden, Regen verwehet, ausgewaſchen, von der Sonne ausgezogen, und ſeiner beſten Salz- oder Oeltheile beraubt, ganz unkräftig liegen bleibt. Hierüber kann der erſte Theil mehr Auskunft geben.

Schon oben dachte ich eines Ortes, wo man die Stallfütterung eingeführt hatte, und gleich im erſten Sommer die gewünſchteſte Folgen davon geſehen; man ſahe ſich im vorhergehenden Jahr darauf vor, und beſäete ein ſtarkes Stück Brachefeld mit Klee ſo, daß man dafür gehalten, es möge auf eine Heerde von 40 Kühen erklecklich ſeyn; denn man ware gewohnt, das Vieh früh und abends vollkommen zu füttern, und weil das Vieh allein das Mittagfutter auf den Weiden zuvor ſuchen mußte, hatte man nur darauf zu denken, ihm noch eine Mittagfütterung am Graſe und Klee zu verſchaffen. Von dieſer zu Hauſe genährten Heerde nun erhielte man einen ſolchen Dunghaufen, daß man dergleichen zuvor niemal geſehen, oder in die Miſtſtädte hoffen können.

Die

Die von den Kühen erhaltene Milch ware ſo häufig, und in dieſem ſo dürren Jahre ſo raumreich, daß die Milchgeſchirre, ſo man zuvor hatte, die Milch ſchon in den erſten Tagen nicht faſſen konnte, ſondern man mußte ſich gleich mit neuen verſehen, und konnte den Ueberfluß nicht genug bewundern.

§. V. Die Ab- und Eintheilung anzubauender Huthweiden.

Nachdem wir die Vortheile der Stallfütterung mit der von anzubauenden Huthweiden zu hoffenden Nuzbarkeit eingeſehen, ſo bleibt übrig, auch die Weis und Art, wie die Huthweiden abzutheilen, und zu behandeln ſeyen.

Schon im I. Theil bey der Abtheilung der Felder, iſt zwar zugleich die Ab- und Eintheilung der Huthweiden vorgelegt worden, weil jedoch die Sache hieher ihren Bezug hat, ſo will ich in möglicher Kürze die Anleitung geben, wie in der Sache zu Werk zu gehen, damit der um die Nahrung ſeines Viehes Beſorgte gleich die Wege dazu einzugehen lerne.

1. Gleich außerhalb den Städten und Dörfern kann man die ſchönſte und tauglichſte öd und müßig liegende Wäſen wahrnehmen, welche gar leicht in Wieſen umzuſchaffen, und mit den aus Städten oder Dörfern beyflieſſenden Wäſſern, Bronnquellen, oder abgehenden Miſtlacken zu befeuchten wären, wenn man darauf achten wollte, wie man ſollte.

Zugleich liegen Schutten von Mauren, Leimenwänden, Beckeröfen, Ziegelſteine aus Ziegel- oder Kalch- oder Hafneröfen, Auswürfe von Federn, Beinern, Leder oder alten Schuhen, Gehörnen, Klauen, Haaren, Lumpen, und mehr andere Abfälle vor den Thoren, wel-

welche dazu, oder auf annoch zu benüzende Huthweiden den nöthigen Dung abwerfen könnten.

2. Iſt man in der Gemeinde einig, wie man es zu eines jeden Beſten ſeyn muß, und mit Gutheiſſung der Vorgeſezten Herrſchaft, welche gar willig die Hände bietet, ſeyn kann, ſo theilt man die bisherige Huthweiden in 3 Theile ab, einen davon bauet man an, die andre zwey Theile bleiben noch auf eines oder zwey Jahre zur Huthweide jedoch verbeſſert, und gedungt liegen. Der anzubauende Theil wird unter den Inwohnern getheilt, jeder erhält nach dem Verhältniß ſeines Gutes oder ſeiner Abgaben, oder ſeines zuvor getriebenen Viehes ſeinen Antheil zum Anbauen. Z. B. eine Gemeinde hat 100 Morgen Huthweiden, davon wären 33 Morgen anzubauen: dieſe werden unter 6 Inwohnern abgetheilt, ſo erhält jeder 5 und ein halben Morgen neues Feld, dieſes bauet ein jeder an. Gegen den Herbſt hebt man die Wäſen mit einem flachgeſezten Pfluge, oder mit einer breiten Haue ab, oder ſticht ſie mit dem Grabſcheite ab, darauf wird alles Feld in die Läge, und über Quer gepflüget, die Wäſen ſelbſt ſezt man auf Häufen zum Faulen, oder zum Austrocknen, wo man ſie verbrennen, und die Aſche aufſtreuen kann, damit ſie die Stelle eines Dunges vertrette.

Im Frühling wird das Feld wiederum zweymal umgepflüget, und geeget, endlich mit Haber, Gerſte, Wicken und darein geſprengten Kleeſaamen beſäet, einen andern Theil davon beſtellt man auch mit Futterweide, die aus vermiſchten Haber und Wicken, oder Gerſte, Wicken und Erbſen ꝛc. beſtehet, worunter ebenfalls Kleeſaamen geſtreuet wird: der aufgewach-

wachſene Haber mit Wicken kann zum Futter öfter, nämlich zwey= bis dreymal abgegraſet werden, nur ſind ſie erwachſen nicht zu ſpat, auch nicht zu tief abzuſchneiden, ſomit hat man ein gutes Futter öfter vom nämlichen Felde wie vom dreyblätterigen Klee herab zu nehmen. Ein andrer Theil kann mit Hirſe, Heidekorn, oder Erdäpfeln angebauet, und benüzet werden.

Zur Erndtzeit bringt man die reife Saamenfrüchte ein, hat die Körner zum Genuß, das Stroh zum Winterfutter, und der Klee giebt im Herbſt das erſtemal, im folgenden Sommer mehrmal das beſte Futter für das Vieh, welches ſich wohl dabey befinden, und alles mit der Nuzung erſezen wird.

3. Damit aber inzwiſchen, bis der Klee und ausgeſäete Früchte herwachſen, das Vieh keine Noth leide, und bequem genährt werden könne, hat man vor allen dahin zu ſehen, daß man die Huthweiden ſelbſt verbeſſere. Zu dieſem Ende werden die zwey obgedachte Theile der alten Huthweide 67 Morgen austragend, mit anſtändigen Dung überſtreuet. Hat man keinen Rind= oder Schaafdung, und will ſich diesfalls gar nichts koſten, oder nicht wehe geſchehen laſſen, ſo nehme man nebſt den oben Nro 1. ſchon gedachten Dunggattungen Gaſſen= und Straſſenerde, Haus= und Hallebözig, ſonſt Auskehrig oder Hauskoth, den Rus von Kaminen, zu Mehl gefahrne, oder zerſtoſſene, zermahlene Steine der alten Back= Ziegel= Kalch= und Häfner= oder andern Brennöfen, Gips geſtoſſen, oder zermahlen, Mergel, zu Aſche gebrennte Beiner, Schnecken= und Auſternſchalen, welche gebrennt und gepülvert, oder nur roh zerſtoſſen aufgeſtreuet werden,

den, Hüner- Tauben- oder Gänskoth mit Erde vermiſcht, geraſpelte Thierklauen und Hörner, Gerberlohe mit Erde vermenget, gefaulte Holzerde, oder Sägeſpäne ſammt beygemiſchter Erde; man ſammle zu Hauſe in eingeſenkte oder anderſtwo ſtehende Kufſen, Zuber oder alte Waſſerſtüchten, die Ausguß- und Spüligwäſſer, die Laugen- Wäſche- und Seifenwäſſer (wenn man ſie nicht, wie in Oeſterreich zu geſchehen pflegt, den Kühen oder andern Rindviehe zu ſaufen geben will, dieſe ſaufen ſie gern, weil ſie nichts als Salz und Fette enthalten, nur iſt der Saz weg zu laſſen) beſonders aber mache man Sammlungen in Küchen von den Fleiſchwäſſern, worin täglich das Rind- oder anders Fleiſch gewaſchen wird, wenn man ſie nicht für Schweine wiedmet; von Urinſammlungen, und von Miſtlacken iſt das nämliche zu ſagen: alle dieſe können auf Wieſen oder zu verbeſſernden Huthweiden den Graswuchs ungemein befördern, und jene, welche dergleichen Pläze zuvor geſehen, werden darob erſtaunen, ſonderbar wenn man zugleich mit, oder auf den Dung den Heuſaamen aufſtreuen wird.

Nun erhält man auf ſolcher Huthweide von zwey Theilen weit mehr und kräftigeres Futter, als zuvor auf der ganzen Weide: damit ſie aber ordentlich benüzet, und nicht größtentheils verdorben, oder die Gräſer obenhin behütet, und zuſammengetretten werden, ſo muß man vorſichtig handeln, und auf dieſer Weide ſelbſt 3 Abtheilungen machen, welches mit in langen Reihen durchgezogenen Stangen geſchehen kann, damit man 3 Theile habe, und das Vieh, wenn es zwey bis drey Wochen ſeine Weide auf einen Theil gehabt, dieſelbe auf den zweyten eben ſo lang, und endlich

auf

auf den dritten ſuche. Indeſſen wächſt das Gras in den erſten Theilen wieder nach, und das Vieh kann wieder in jenen ſeine Nahrung erhalten, folgſam beſtändig umwechſeln, und ſich weit beſſer, als zuvor nähren.

4. Auf dem ſchon angebauten Stücke hat man an dem Klee den größten Beytrag an Viehfutter, wobey gar kein Mangel ſeyn kann: es wird jeder dabey näher und durch die Erfahrung ſelbſt einſehen, wie große Vortheile aus alſo behandelt- und angebauten Huthweiden zu ziehen ſeyen. Jeder Mitbürger oder Nachbar wird den andern beglückter ſehen, und der Herrſchaft die Zinſen der Dankbarkeit entrichten, wenn ſie auch Zwangmittel angewendet, und die Huthweiden der Unterthanen gewaltſam hat zertheilen laſſen. Die Einigkeit, und Einſtimmigkeit in dieſem Geſchäfte der abzutheilenden Huthweiden iſt allzeit vor Augen zu halten, ohne daß man abzuwarten hat, bis Zwangmittel von der Obrigkeit erfolgen, wie in Franken an verſchiedenen Orten geſchehen. Wenigſtens wird keine einſichtige Obrigkeit entgegen ſeyn, wenn die Glieder der Gemeinden einander wohl verſtehen; denn wie die Huthweiden durch Einſtimmigkeit derſelben ihren Anfang und Urſprung genommen, eben ſo können ſie wieder durch Einſtimmigkeit abkommen, und aufgehoben werden. Vormals würde bey den ſchmal eingetheilten Feldern die allgemeine Huthweide, oder der Viehtrieb für räthlich und nützlich auch nothwendig gehalten, dahero auch gewählt und feſt geſtellt: dermalen aber findet man ſie ſchädlich dem allgemeinen, und ſonderheitlichen Beſten entgegen ge-

geſezt, weil man izo wegen der Bevölkerung mehr Felder vonnöthen hat, auch eine weit beſſere Pflanzung und Verwendung der Felder weiß, zugleich den Viehſtand verdoppeln, und dennoch dem Viehe mehr Vorſehung mit Futter thun kann.

5. Im zweyten Herbſt macht man eine fernere Abtheilung von den gedachten Huthweiden: man bearbeitet auf gleiche Art den zweyten Theil davon, nämlich 33 andre Morgen eben ſo abgetheilt, beſäet und angepflanzet, davon hat man nun nebſt dem Klee eine ſichere Futterweide, und kann allbereit das Vieh zu Hauſe laſſen; will man es aber noch die Weiden beſuchen, und ferner dahin gehen laſſen, ſo theilt man den noch übrigen Theil zu zwey Theile mit zwiſchen gerichteten Stangen, und ſchaft das Vieh darein, damit es im Weiden abwechsle. Läßt man hingegen das Vieh zu Hauſe, ſo wird das auf ſolcher Weide wachſende Gras zu Heu und Grummet gemacht, oder grün abgemähet, unter dem Klee verfüttert: wovon alſo eine gleiche Eintheilung wie oben zu machen iſt, damit jeder, auch das Gras oder Heu nach ſeiner Nothdurft gebrauchen könne.

6. Endlich im Herbſt hat man ſchon vom zweyten angebauten Theil das Kleefutter, und bietet eines dem andern die Hand. In dieſen dritten Herbſt und folgenden Frühling kann man nach Wohlgefallen fortfahren den dritten Theil von der abgetheilten Huthweide, nämlich die übrige 34 Morgen auf gleiche Weiſe anzubauen, oder als Wieſen liegen zu laſſen, wie man es für nöthig und räthlich findet. Wo man den Gips hat, ſtreue man nur das Gipsmehl über

den

den Klee, wenn er das erſtemal abgeſchnitten worden, ſo wird er ungemein hoch und fett herwachſen.

7. Von den Huthweiden kann man ferner nach Gutbefinden einen verſchiedenen Gebrauch machen. Ein Theil davon beſonders auf Bergen und Anhöhen, Rangen können zu Aecker und Kleefelder verwendet werden: Getreide und Klee wachſen gern an erhobenen, niemal auf naſſen Feldern, beyde lieben ehender Felſen, und Anhöhen, als die niedre Lagen: auf Ebenen bey Flüſſen erfrieren die Getreide gern, wenn Reife und Fröſte einfallen, auf den Büheln und Anhöhen aber ſelten oder niemal; der Klee ſcheuet keine Anhöhen, geräth aber auf Wieſen, welche trocken liegen, um ſo ſchöner. Die ebene Pläze in Thälern, bey Bächen nnd Flüſſen, oder Weyern werden zu Wieſen ausgewählet, womit man jedoch in künftigen Zeiten, wo die Wieſen ſchlechter werden, umwechſeln, und ſie mit Getreide oder Kräutern und Gemüßen beſtellen kann, damit die Fruchtbarkeit auf keiner Seite entgehe; denn auch die Wieſen nehmen mit der Zeit ab, weil die eraltete Graswurzeln abſtehen, und aus Mangel des Saamens, oder der dazu erforderlichen Lockerung viele Kräuter und Gräſer ausgehen, an deren Statt das Moos, oder Unkrautſaamen herbeykommen, und aufwachſen, wenn man nicht achtſam iſt, aufs neue zu helfen, gute Sämen und Lockerung oder Dung beyzubringen.

Ein Theil davon kann auch zum Wein- oder Hopfengarten, zum Kraut- und Gemüßfeld, zum Obſt- und Baumgarten gewählet werden: leztere beſtellt man, wie mit jungen Bäumen, alſo mit Luzern, Wickenklee, oder türkiſchen Klee, mit Mohar oder

andern Gräſern, damit man in jeden Nothfalle ein gutes Futter bey Händen habe, und nicht zu weit ſuchen darf.

Nach alſo gemachter Einrichtung und Vorſehung mit Futter wird niemand mehr ſeyn, welcher einen Mangel an Futter mit Recht klagen könne, ſondern Ueberfluß und die Vermehrung des Viehes, ſo über das von allen Seuchen und Krankheiten befreyt bleibt, werden die gewünſchte Folgen ſeyn.

§. VI. Ueberſchlag, ob beſſer ſeye, die Huthweiden zu Aecker, oder in Wieſen umzuwechſeln?

Aus dem ganzen Inhalt des I. Theils leuchtet ſchon von ſelbſt ein, daß die Aecker von weit beſſern Ertrag als Wieſen ſeyn, wodurch ſich dieſe Frage leicht entſcheidet; damit man jedoch einigen Entwurf, oder Ueberſchlag bey Zertheilung der Huthweiden habe, ſo kann man einigen Ueberſchlag machen. Nun ſeze ich, es werden, damit ſich das Vieh ſatt freſſen könne, für 100 Stück Vieh 100 Morgen Huthweiden erfordert, den Morgen zu 256 gevierten Ruthen, eine Ruthe aber zu 16 Rünberger Schuh gerechnet (an ſich ſelbſt wird die Weide für ſo vieles Vieh, welches ſich darauf ſatt freſſen ſoll, ohne zu Hauſe gefüttert zu werden, viel zu klein) dieſe Huthweide nun bringt ungefehr in 6 Monaten, wo das Vieh darauf weiden muß, 500 Fl. ein: unterhalte ich das Vieh zu Hauſe im Stalle mit vorgelegten Klee, ſo nehme ich von den 100 Morgen Huthweide nur den dritten Theil 33, oder 34 Morgen, beſäe dieſes wohl gebaute Stück Feld durchaus mit Reifgraſe, und verſchiedene Klee-gattungen, Kräutern, und Gräſern, ſo habe ich auf

6 Monate überflüſſiges Futter für eben dieſe 100 Stück Vieh, ich erſpare alſo von den 100 Morgen gegen 66 Morgen, welche mit Getreide anzubauen ſind. Ein Morgen Feld mit Klee beſtellt, wirft ſo viel als 6 Morgen Wieſen ab, ein Morgen Wieſen bringt ſo viel als 4 Morgen bloße Huthweide, folglich erträgt mir der Morgen Klee eben ſo viel, als 24 Morgen Huthweide ein; folgſam geben die 34 Morgen Kleefeld ungemein mehr als 100 Morgen Weide: wer ſiehet nicht mit offenen Augen die Vortheile ein? —

Verwechſelt man einen Morgen Weide in eine Wieſe, und hält ſie im guten Stande, ſo bringt ſie an Heu und Grummet 40, bis 50 Centner, die ſchlechtere giebt 30 Centner: rechne man den Centner nach abgezogenen Unköſten beym Mähen und Einführen nur auf 24 Kreuzer, ſo ertragen die 64 Morgen ihre 770 Fl.

Die Kuhe giebt nach eingeführter Stallfütterung zum dritten Theil mehr Milch, weil das gute Kleefutter weit beſſer, als leere Weiden zuſchlägt; bey den 34 Morgen Kleefeld aber vergrößert ſich die Nuzung, und jedes Stück Vieh zu 7 Fl. angeſezt, und zwar nur um 2 Fl. höher als auf Weiden angeſchlagen, erträgt 700 Fl.

Der Miſt bleibt im Stalle ein ſicherer Gewinn, welcher auf Weiden verlohren iſt, der Gewinn iſt um ſo größer, weil das Vieh im Sommer weit mehr und beſſeren Dung abwirft: man rechne ihn nach abgezogenen Strohe nur auf 2 Fl. ſo werfen ſich davon 200 Fl. heraus.

Es bleibt alſo der ganze Gewinn 1670 Fl. Zur Verſorgung dieſes Viehes werden, weil man das Klee-

futter bey Handen hat, und kein Zuſammenſuchen des Graſes erfodert wird, 5 Knechte oder ſtarke Mägde erfodert, von dieſen aber koſtet eine Perſon in jedem Monate 6 Fl. alle zuſamm im Monat 30 Fl. ſo kommen in 6 Monaten 180 Fl. heraus. Nach gemachten Abzuge bleiben überhaupt 1490 Fl.

Will man auch den Kleeſaamen für die 34 Morgen Kleefeld anſchlagen, weil man ihn anfangs kaufen muß; denn wenn man ihn ſelbſt erziehet koſtet er nichts, ſo kann man ein Pfund ins andre um 24 Kr. anſezen: hat aber 20, bis 24 Pfund vonnöthen, der ungefehr 30, bis 36 Fl. ausmacht. Nach gemachten Abzug bleiben von 1490 übrig, 1454.

Schreibe man die Unköſten für Dung auf 34 Morgen zu 2, bis 4 Fl. für jeden Morgen an, ſo bleiben nach abgezogenen 68 Fl. 1486. Hat man aber Gips, den Klee damit zu dungen, ſo iſt dießfalls keine Auslage.

Will man die 66 zu Wieſen verwendete Huthweiden mit den obgedachten Dunggattungen gut herrichten, ſo hat man dabey gar keinen Aufwand, und alle Jahre für Heu ein anſehnliches Geld, wo man zuvor nichts hatte.

Was noch nach eingetheilten, zu Felder, oder Kleeäcker, zu Wieſen, Baum- Hopfen- oder Gemüßgärten, abgeänderten Huthweiden das beſondre iſt, daß man nun alles mit lebendigen Zäunen ungehindert umgeben, wider Wildprett oder Schweine, oder durchgetriebenes Vieh ſchirmen und ſchüzen kann. Wie aber dergleichen Zäune einzurichten, daß man dabey keinen Schaden, ſondern beſondern Nuzen habe, wird beſonders unten im III. Theil angezeiget werden.

§. VII.

§. VII. Widerlegte Einwendung wider die Stallfütterung.

Erſter Einwurf: Bey der Stallfütterung, wo man das Viehe zu Hauſe füttert, muß man mehr Dienſtbothen halten, beſonders wenn man das Viehe in gröſſerer Anzahle hält.

Antwort: 1. Wer einen vermehrten gröſſeren Vieheſtand hat, und das Viehe beſſer füttern kann, nimmt auch davon weit mehr Nuzen herab: wer demnach anſtatt eines Stückes Viehe 6 Stücke halten kann, nimmt ſicher ſo viel herab, daß er einen Dienſtbothen mehr darauf zu unterhalten im Stande iſt, ein paar ſchöne Stücke, oft eines, werfen den Lohn und die Koſt für einen Dienſtbothen ab, die übrigen 4 Stücke bleiben ein ſicherer Gewinn für das Haus.

2. Bey dem Kleebau und damit verknüpfter Vermehrung des Viehes wird man kaum mehr Dienſtbothen, als ſonſt nöthig haben; denn obſchon vieles Vieh zu füttern und zu reinigen iſt, ſo hat man doch auch viele andere Bequemlichkeiten dabey, welche Dienſtbothen ſchon in Betrachtung ziehen darfen. Vor allen haben ſie am Klee ihr gewiſſes Futter, ſie erſparen alſo viele Zeit, welche ſie ſonſt mit Zuſammſuchen des Graſes auf allen Winkeln der Felder aufſuchen, und mühſam heimtragen mußten, womit ſie insgemein halbe oder ganze Tage zugebracht; wenn man vieles Viehe hat, ſo können ein paar angeſpannte Ochſen den Klee einführen, und das Eintragen iſt erſparrt; andere halten kleine Karren auf 2 Rädern dazu.

Bey vielen Kühen, welche zu melken, iſt eine Beyhilfe nöthig, die andere leiſten können. Das Ausmiſten kann erleichtert werden, wenn ein paar Dienſt-

bothen zuſamm ſehen, und einander unter die Arme greifen; das dabey Beſchwerliche kann ein Miſtträger auf zwey Räder geſezt, vermindern, man führt oder ſchiebt damit den Miſt aus dem Stalle, anſtatt daß man ihn mühesam hinausträgt, oder ziehet. Der Miſtträger kann einen Karren, wie Maurer zum Steinführen halten, beſchaffen seyn, nur iſt er niedrer, damit man mit dem aufgezogenen Miſt geſchwinder aufladen, und den aufgeladenen nachmals abſtürze. Hat man übrigens eine Beyhilfe nöthig, ſo zahlt ſchon der dabey gewonnene Dung allein die deshalben zu verwendende Unköſten, entweder an ſich, oder an ſeiner Wirkung auf den Getreidfeldern.

Zweyter Einwurf: das Viehe im Stalle ſtehet zu eng, es bleibt zu lang verſchloſſen, iſt ohne Bewegung, es bekommt vom Stehen weiche oder breite Klauen. Antwort: 1. Warum ſteht doch das Vieh im ganzen Winter nicht zu eng, oder warum hat es nicht dort gleiche Beſchaffenheit damit? — —

2. Stehet das Vieh zu eng, ſo muß man freylich zu helfen ſuchen, und es weiter ſtellen; oft trägt es die Viehemenge ſchon aus, daß man die Ställe erweitert.

3. Damit das Vieh nicht zu lang verſchloſſen, und ohne Luft ſeye, ſind Thüren und Fenſter, oder andere Oefnungen aufzuthun, damit öfter friſcher Luft ein- und durchziehe, hiedurch die Dünſte abzutreiben.

4. Dem Viehe kann man öfter eine Bewegung gönnen, zur Zeit, wo es zur Tränke geht; Es kann im Sommer ſo gut ſeine Bewegung im Hofe machen, wie im Winter, frühe und abends iſt die beſte Zeit dazu. Hat das Vieh im ganzen Winter keine andere Bewe-

gung

gung, und bleibt geſund; warum ſoll es deswegen im Sommer erkranken? Viele machen ihrem Viehe, den Stieren und Ochſen ziemliche Bewegungen am Pfluge und Wagen, wozu oft Kühe gebraucht werden.

5. Bekommt das Viehe weiche Klauen, ſo ſorge man nur wohl einzuſtreuen.

Dritter Einwurf: Es ſind keine Knechte und Mägde aufzutreiben, dieſe Leute ſind liederlich, zänkiſch ꝛc.

Antwort: 1. Dieſe Klage iſt ziemlich gegründet, allein viele Hausleute fehlen ſelbſt, daß ſie ihre Dienſtbothen nicht in beſſerer Ordnung halten, viele verwehnen ſie ſelbſt, ſehen zu viel nach, daß ſie meiſterlos zu werden lernen, und dieſe hernach bleiben.

2. Die Zerſchlagung allzu groſſer Güter iſt ein Mittel, die Dienſtbothen, und ihre Liederlichkeit zu mindern, denn auf geringern Gütern bedarf man weniger Dienſtbothen, oder ſie können leichter überſehen werden, als auf groſſen Gütern, wozu viele Dienſtbothen müſſen unterhalten werden. Bey vertheilten und geringeren Gütern findet die Bevölkerung ſtatt, und die Leute können mit ihren eigenen Kindern wirthſchaften; dabey bleiben viele Ausſchweifungen, Sünden und Laſter bey Seite, welche unter vielen Dienſtbothen nicht ſelten vorgehen, und in gewiſſen Gegenden ſehr gangbar ſind.

3. Löblich iſt das in gewiſſen Landen befeſtigte Geſäz, daß kein Dienſtboth außer dem Jahre, oder wenigſtens niemal unter einen halben Jahre, und zwar mit der ein Monat lang zuvor geſchehenen Aufkündung, aus dem Dienſt gehen kann und darf, es muß auch ein ſolcher mit einem ſchriftlichen Zeugniß vom Amt

aus, jedoch nur gegen einen Kreuzer Auslage verſehen ſeyn, wenn er wieder bey einen andern Herrn ankommen, und dienen will. Hierdurch werden die Dienſtbothen ziemlich geſchränkt, und können nicht alle Tage den Trotz bieten, oder zur Erndtzeit, und wo die Arbeit am nothwendigſten iſt, entlaufen; nur ſollte es allgemeiner werden.

4. Das beſte Mittel iſt, wenn man die Kinder gleich in den erſten Jahren dem Müßigang entziehet, ſie zu ſeiner Zeit in die Schulen, und in andern Stunden zu arbeiten anhält. Die ruhmwürdige Anſtalten in gewiſſen Ländern ſollten freylich allgemeiner ſeyn, wo man die arme müßige, verlaſſene Kinder in gewiſſe Häuſer ſammelt, in allen nothwendigen unterrichtet, damit ſie hernach erwachſen, nützliche und arbeitſame Mitglieder des Landes werden. Die Weiſenkinder zu Ludwigsburg und Hoheim im Würtenbergiſchen, haben diesfalls dem Himmel zu danken.

5. Den Bettelnden und Landſtreichern, ſollte nicht nur in einigen, ſondern in allen Landen der Bettel unterſagt, und ihren Kindern die Anweiſung wenigſt zum Viehhüten gemacht werden, damit ſie von der Gaſſe kommen, wovon mehr an andern Stellen. Das tauglichſte Mittel iſt, wenn zum Arbeiten taugliche Dienſtbothen zur Zeit, wo ſie ohne Dienſt ſind, und dem Müßiggang nachzuhangen lieben, zum Flachs- und Wolleſpinnen angehalten werden, bis ſie wieder einen Dienſt erhalten. An vielen Orten werden die Müßiggänger durch weiſe Veranſtaltungen, weggefangen, und mit Gewalt zu Arbeiten angehalten, wodurch ſie am leichteſten abgehalten, oder abgetrieben werden.

Vierter Einwurf: Die Kühe im Stalle gefüttert, rindern, muthen, oder ochſen nicht, das iſt, ſie verlangen den Ochſen nicht, dabey leidet aber die Nachzucht.

Antwort: 1. die Erfahrung lehrt das Gegentheil, öfters verlangen ſie den Ochſen zur Winterszeit.

2. An den herrſchaftlichen Kühen, welche das ganze Jahre zu Hauſe gefüttert werden, ſiehet jedermann das Gegentheil, dort fehlt es ſo wenig an der Nachzucht, als bey den übrigen Kühen.

3. Einige geben den Kühen zur Zeit, wo ſie das Rindern erwecken wollen, einige Gründeln ein. Ein gewiſſes Buch ſchreibt vor, man ſolle die Hände mit Salz, und Salpeter, oder mit Myrrhen und Salpeter reiben, und damit zur Zeit, wo Stutten, Kühe, Schaafe brünſtig werden ſollen, die bewußte Theile überfahren, und reiben.

Die Zeichen der rindernden Kühe ſind, wenn ſie im Stalle unruhiger als ſonſt, wenn ſie öfter bläcken, bey der Tränke auf anderes Viehe ſpringen, nicht in den Stall wollen, im Dorf auf und ablaufen. Ein dicker Baumgarten iſt der zum Beſpringen tauglichere Ort, nicht offene Pläze in den Augen muthwilliger Jungen.

Das ſicherſte iſt, wenn ſolche Kühe ein paarmale zu dem Ochſen eingelaſſen werden.

§. VIII. Wie bey Vertheilung der Weiden für Schaafe zu ſorgen.

Eine Haupteinwendung könnte in Anbetracht der Schaafe gemacht werden, wenn man ſie nicht bey Vertheilung der Huthweiden bedenken würde.

Für

Für Schaafe werden überall anſtändige Weiden zurück bleiben; denn Bühle, Anhöhen, und trockene Pläze ſind für Schaafe die tauglichere; auf ebenen, feuchten, ſumpfigen, beſtehen ſie nicht, ſind ſtets krank oder mangelhaft, es liegt alſo ſchon vor Augen, daß allein auf erhobenen Lagen, Anhöhen und Rangen die den Schaafen zugehörige Weidpläze ſind. Da nun dieſe nach abgeſchaften Huthweiden, für Rindviehe zum anbauen untauglich oder ſehr beſchwerlich ſind, ſo können noch allzeit Schaafweiden übrig bleiben.

Die Schaafe hatten freylich einen weiteren Auslauf, ſo lang die Viehweiden beſtunden; allein wenn man betrachtet, daß ihnen von der Menge des ausgetriebenen Rindviehes wenig hat bleiben können, ſo ſcheint der Verluſt für ſie nicht gar groß zu ſeyn; aber auch dieſer iſt zu erſezen, oder erſezt.

1. Haben die Schaafe bey weitſchichtigeren Winterbau im Winter mehr Sämen zu behüten, die ſie bey gefrornen Boden ohne Schaden abäzen können, anſtatt daß ihn Rehe und Haſen abfreſſen, oder verſcharren, oder anſtatt daß ſie im Winter oder Frühling ausroſten, oder verderben.

2. Die Schaafe haben nach abgenommenenen Winter und = Sommerbau eine gröſſere Weide, welche den Maſthammeln am beſten zuſchlägt, wird auch das Stoppelfeld von Weizen, Korn, und Gerſte umgepflügt, und mit weiſſen Rüben, Heidekorn, Reihgraſe ꝛc. beſtellt, ſo erhalten doch die Schaafe die Weide im Herbſt nach abgenommenen Früchten darauf.

3. Auch auf den abgemäheten Kleefeldern könnten nach Bartholomäus, wo der Klee zum drittenmal oder viertenmal abgemähet worden, und wohin die

Win=

Winterfrüchte kommen ſollen, können die Schaafe weiden, oder beſſer die Horden aufgeſtellt werden, damit, wie die Schaafe die Kleeüberbleibſel genieſſen, ſie auch den nämlichen Acker wieder bedungen; ſolche Felder werden darauf gleich umgepflüget, und bringen reiche Erndten. Solche Aecker würden Maſthammeln recht gut zuſchlagen, und ihre Maſtung befördern.

4. Von den Sommerfeldern, wo Klee ſtehet, iſt freylich keine Weide für Schaafe, denn dieſer Klee iſt zu zart, ſie ziehen ihn aus, oder beiſſen die Kronen ab. Jedoch würde der Verluſt dieſer Weide mit Futterſtrohe von jedem leicht zu erſezen ſeyn, wenn alle dem Schäfer einen kleinen Beytrag von dem, was ſie in doppelten Maaß erhalten, machen würden.

5. Die Hammel oder das Maſtviehe werden auch den Klee nicht ausſchlagen, wenn jeder dem Schäfer zur Vergütung ſeines Schadens auch nur den zwanzigſten Theil von dem Kleefeld zukommen läßt.

6. Den Schaafen bleibt eine große und ſchöne Weide auf den neuangelegten Wieſen, wie auf den alten, wenn Heu und Grumet eingebracht worden, weil dieſe Weide bey dem Ueberfluß des Klees für Rindviehe leicht den Schaafen überlaſſen werden könnten, damit die Kühe bey der Stallefütterung ihre Nuzung beybehielten; wenigſtens ſollten die Kühe nur eine oder andere Wochen Bewegung halber dahin getrieben werden, und friſchen Luft ſchöpfen.

7. Würden ſich die Schäferknechte und Hirten, oder Hüther beſtreben, zur Zeit, wo ſie ohnehin ganz müßig auf den Feldern ſtehen, oder liegen, die den Schaafen höchſt ſchädliche oder tödtliche Gräſer und

Kräu-

Kräuter auszuſtechen, und auszurotten, ſo könnten an deren ſtatt ſchon gute Gräſer aufwachſen.

Die kleine Wolfsmilch, das Warzelkraut, nach andrer Sprache, Krottenkraut, überziehet ganze Felder und Aecker in allen Gegenden: alle Jahr zeitiget der Saamen, fällt aus, und deswegen ſteht es überall im Flohr, bedeckt die ganze Erdfläche an Wieſen, Wegen, auf Aeckern ꝛc. ſeine Stelle könnte überall den Klee vertretten, kein Vieh frißt es, vielweniger Schaafe, weil es für ſie ein ſchädliches Gift iſt; wäre es verbannt, und ein andres nuzbares Gras beſezte die Felder, ſo hätten die Schaafe manchen Tag eine Weide.

8. Es wäre auch nichts überflüſſiges, wenn man die Schaafweiden in beſſere Ordnung brächte, ſie abtheilte, und die Pläze nach und nach abweidete, damit wenn ſie auf einen Plaz weiden, das Gras auf den andern nachwachſen kann, ſonſt haben die Schaafe, nachdem ſie einigemal die ganze Weide übergangen haben, nichts mehr zu nagen und zu beißen.

9. Eine Verbeſſerung dieſer Weiden wäre überhaupt vorzunehmen, einige Pläze, davon einigermaſſen mit dem Pfluge zu bearbeiten, dahin Steinklee, Schaafgarben, Paſtinat, Thymian ſammt andern den Schaafen anſtändigen Kräutern auszuſäen, damit ſie geſunde und nahrhafte Weiden hätten: ſolche Pläze würden Schäfer mit den ihrigen am ſchicklichſten bearbeiten.

10. Ueberflüſſige Steine wären von ſolchen Plätzen zu entfernen, auszuſprengen, auf Straſſen, oder ſonſthin zu ſchaffen, zu verſenken ꝛc. Die Sandſteine könnten da wie in Wieſen ausgeſprengt werden, und zwar ohne Köſten.

Man

Man hackt in jener Linie, wo man die Steine ſprengen will, eine kleine Rinne in den Stein, und meißelt nach dem Maaß ſeiner Dicke kleine oder große Löcher darein: ſchlage in dieſe Keile von Weidenholz ſo ſtark, und ſcharf, als möglich iſt, ein; in die gemachte Rinnen wird darauf Waſſer gegoſſen, und damit eine Zeitlang fortgefahren: das Waſſer zieht ſich nach und nach in die Keile von Weidenholz ein, und ſprengt die Sandſteine auseinander. Die Urſache davon iſt, weil das Holz von Weiden, oder Felbern weite Oefnungen hat, durch dieſe ziehet ſich das Waſſer in die innere Röhrlein, und dehnt ſie ſtark aus, worauf das Zerſprengen des Steines erfolgen muß.

§. IX. Beſondre Anmerkungen über die Stallfütterung, beſonders die naſſe Fütterung.

Alle Fette, Kraft und Stärke des Viehes hängt vom guten Futter ab, davon muß Trieb zum Wachsthum, Kraft zur Arbeit, und Zufluß der Milch kommen: dieſes aber kann unmöglch auf Weiden, ſondern bey verbeſſerten Fütterungen im Stalle erfolgen, wo kein Vieh müd oder matt wird: im Stalle bekömmt das Vieh die beſſere Gräſer und Kräuter, es ſtehet ruhiger, wird richtiger gewartet, und faſt jedem Maſtvieh gleich gehalten. Auf Weiden hingegen, bey mageren ſchlechten Gräſern, muß es immerzu mager, dürr, ſchlecht, abgelaufen, müd und matt ſeyn, nimmt dahero niemal zu, und iſt im Unwerth.

Im Stalle gut gehaltenes Rindvieh, beſonders bey Kleefutter hat ein ſchönes Anſehen, am Joche gehende Ochſen werden um 200 und mehr Fl. verkauft, zweyjährige Rinder werden um 80 auch 100

Fl.

Fl. abgegeben; Kälber von 5, bis 6 oder 8 Wochen gelten 8, 12, auch 15 Fl. Die Vermehrung des Viehes iſt die Hauptſache dabey, weil mehr unterhalten, folglich auch mehr käuflich abgegeben werden kann.

Einige Hauswirthe ſchäzen die Kleefütterung ſehr hoch, weil das Vieh allzeit gut bey Leibe bleibt: ihnen iſt ſo gar erwünſchlich, wenn die Kühe nicht rindern, damit ſie dieſelbe mäſten, und zum Schlachten abgeben können, ſie wollen dabey mehr gewinnen, und ſezen deswegen der vom Kalbe befreyten Kuhe, wenn es nämlich abgeſezt worden, ſtark mit Kleefutter zu, dieſelbe zu mäſten, damit ſie nicht mehr rindern: ſo verkaufen ſie eine Kuhe um die andre, ziehen wieder Junge von guter Art nach; dabey eralten keine Kühe, ſondern ſie geben gemäſtet und geſchlachtet, ſo gutes Fleiſch, als die Ochſen.

Sonſt hat man in verſchiedenen Ländern verſchiedene Gebräuche, das Vieh, beſonders die Kühe zu füttern: die trockne Fütterung iſt die allgemeineſte; wenn nämlich Gras, Heu und Grumet trocken, wie ſie ſind, dem Viehe vorgelegt werden. Die naſſe Fütterung iſt beſonders in dem ſogenannten ehemals bayeriſchen, izo öſterreichiſchen Innviertel, ſo eine der geſegneſten allenthalben mit dem Kleebau und Mergel prangenden Gegenden iſt, üblich, ſie beſtehet in dem, daß man dem Viehe das Gras im Sommer, und das Heu, Grumet, oder geſchnittenes Stroh allzeit naß mit Waſſer begoſſen vorgiebt. Zu dieſem Ende ſiehet man dort wie anderſtwo bequeme Einrichtungen, und Waſſerleitungen in die Ställe: nämlich an dem Zieg- oder andern Bronnen, wo das Waſſer geſchöpft wird, oder für ſich abfließt, iſt an eben den Plaz, wo man

ſonſt

ſonſt die Waſſerbutten zum Einſchöpfen hinzuſezen pflegt, ein Trog von Holz oder Stein langlecht viereckig angebracht, darein wird das Waſſer gegoſſen, und es lauft dadurch, wie durch einen Faßtrichter, in eingelegten Röhren in den Stall, oder auch in Küchen, wo man das Waſſer entweder gleich in die Futterkäſten vom Viehe, oder in dazu geſezte Waſſertröge nach ausgezogenen Zäpfen, oder geöfneten Hänen laufen läßt.

Dergleichen Waſſereinleitungen ſind bey großen Viehſtande fürtreflich, und erleichtern viele Beſchwerniſſe; den Dienſtbothen wird dabey viele Zeit gewonnen, das Vieh in andern Stücken um ſo beſſer zu beſorgen.

Das Vortheilhafteſte dabey iſt die Abwendung der Gefahr, die manche erfahren, welche das Waſſer mit Butten in Ställe zu tragen haben, forderſamſt in der rauhen Winterzeit, wo Eis oder Schnee das Waſſertragen äußerſt beſchwerlich machen.

Das Gras demnach, oder rein gewaſchene Quecken, Melten ꝛc. werden in dem Futtertroge dem Viehe gelegt, und zugleich Waſſer eingegoſſen, daß die Gräſer darinn ſchwimmen können: wie es mit dem Graſe im Sommer, ſo wird es mit andern Futter im Winter gehalten, vorgelegtes Heu, Grummet, und geſchnittenes Stroh werden allzeit mit Waſſer übergoſſen, und ſo wird das Küheviech das ganze Jahr hindurch ohne Ausſezen gefüttert.

Die Wirkungen und Folge davon ſind die in ungemein größeren Maaße erhaltene Milch, weil das Vieh an ſolchen Futter zugleich ſeinen beygemiſchten Trank

Trank hat. Ein ſicherer Landwirth erhielte einsmals eine Magd aus jenen Gegenden, wo man naß zu füttern gewohnet iſt: die neue Magd fütterte das Vieh nach ihrer ſchon gewohnten Art mit naſſer Fütterung; allen ware dieſe Art ganz ſeltſam und fremd, man machte Anſtand alſo fortfahren zu laſſen, und dieſer Landwirth machte wirklich Einhalt. Die Magd hingegen verſicherte, daß ſie das Vieh zu füttern alſo erlernet, und in ihren Leben getrieben habe, und dieſe müſſe ſie beobachten, wenn ſie viele Milch verſchaffen ſolle, außer dem ſuche ſie ſich einen andern Dienſt, es müſſe dem Herrn genug ſeyn, wenn er bey dieſer naſſen Fütterung noch ſo viel Milch und Butter verſchaffe, als man ſonſt erhalten hatte. Der Herr ließ endlich die Magd gewähren, und hatte das Glück, Milch und Butter in doppelter Maaß zu gewinnen. Dieſe ganz neue und unbekannte Art zu füttern wurde bald lautbar, und in der ganzen Gegend gemein; jeder hat ſich wohl dabey befunden, und das Vieh iſt geſund geblieben. Aus dieſem Vorgang iſt zu ſchlieſſen, daß neue Einrichtungen, und Verbeſſerungen nicht ſo leicht und gleich zu verwerfen ſeyn, die Vorurtheile müſſen weichen, und der Kluge trachtet die Sache durch Erfahrungen näher ans Licht zu ſezen.

Bey dieſer Fütterungsart iſt übrigens genau darauf zu ſehen, daß man die Futtertröge allzeit rein halte und auswaſche, damit kein verſäuertes oder übelriechendes Waſſer ſchädlich werde.

III. Abhandlung.

Von verſchiedenen Kleegattungen.

Im Deutſchlande wußte man vor 20, bis 30 Jahren gar wenig vom Klee, wenigſtens war er in einigen Ländern gar unbekannt, man bekümmerte ſich wenig um das Futter, man ware nur um gutes Fleiſch beſorgt, welches doch ohne jenes nicht zu hoffen iſt. In den neueren Zeiten wachten einige Wirthſchafter auf, pflanzten dieſe Kleearten, und nachdem man in Erfahrung gekommen, daß ſie von großer Wichtigkeit, ſuchte man ſie zu verbreiten. Noch wirklich ſind zwey Kleegattungen nicht ſo allgemein, wie zwey andre. Der gemeine dreyblätterige Klee, und der türkiſche Klee werden in den meiſten Ländern gepflanzet, der Monatklee iſt noch auſſer Franken wenig, der Wickenklee mit den übrigen noch weniger bekannt. In Engelland allein beſitzt man das vollkommene Kenntniß von allen und jeden Kleearten, welche auch dort ſehr häufig erzogen werden. Ich gebe unten eine kurze, meinen Kräften gemeſſene Beſchreibung davon, wenigſtens ein Licht anzuzünden.

§. I. Der gemeine, ſonſt ſpaniſche, oder Dollenklee.

Der gemeine, dreyblätterige, auch holländiſche, oder ſpaniſche Klee iſt der nämliche, wird auch, weil er auf den Wieſen wächſt, Wieſenklee genannt. Dieſer Klee wird dermalen als einer der beſten Futter-

kräutern für Rindvieh befunden, und giebt eine große Beyhilſe zur Stallfütterung: er hat einen beſondern Vorzug in dem, daß er auf die ſchlechteſte Felder geſäet, nicht nur keinen Schaden bringt, ſondern auch die entſchöpfte Aecker verbeſſert, und die Brachen, ſo er beſezt gehalten, abermal zum Fruchttragen geſchickt herſtellen kann.

Dieſes wird niemand, wer davon Erfahrung hat, in Abrede ſtellen: nur Unerfahrne, welche ſich auſſen an der Rinde einer Sache verbeiſſen, und blos daran kiefen, ohne jemal auf den Kern zu kommen, bleiben blos in den Schranken der Wortemachereyen, ſomit in einer ewigen Unthätigkeit, jemal in der Sache Erfahrung zu gelangen.

Da alſo dieſer Klee auf jeden Erdreich blos mit dem Unterſchied, daß er nach Art aller Gräſer auf ſchlechten Boden geringer, auf beſſeren ſtärker wächſt, fortkommt, und zugleich die Felder, wenn er ein Jahr benüzet worden, eine neue Kraft zum Fruchttragen beylegt, ſo wird er zum Mittel, den Wechſel der Felder zu berichtigen, und den Getreidbau zu ewigen Zeiten feſt zu ſezen, wie oben im I. Theil zu leſen iſt.

So viel iſt gewis, daß der in die Sommerfrüchte geſäete Klee auch auf den ſchlechteſten Erdarten, im Staubſand und ſonſt empor kommt, belegt man ihn nachhero vor Winters mit Dung, oder überführt ihn im Winter mit Schlamkoth, oder Mergel, mit Torf- oder ſchwarzer Mooserde, ſo wächſt er herrlich, zugleich erhohlt ſich das Feld eben zur Zeit, wo es ſonſt Brache gelegen, und nichts getragen, wirft es ein gutes Viehfutter ab, wächſt ungemein ſchön im Frühling her, wird dreymal für das Vieh abgegraſet,

end-

endlich am Ende des Auguſts wird das Kleefeld umgeſtürzet, zur Winterſaat zubereitet, trägt ſchönes Korn, wozu die Kleewurzeln bey ihrer Fäulung das mehreſte beytragen.

Der Klee liebt nichts mehr als den Gips, von dieſem ſcheint er ſeine ſtärkeſte Nahrung zu ziehen, man machte ſchon Verſuche damit, und ſtreuete den mehlartigen Gips über den in Sommerfrüchte, Korn und Dinkel ausgeſäeten Klee, nachdem er einige Zolle hoch gewachſen ware, er bekam davon ſo ſchnellen Trieb, daß er über die Früchte heraus gewachſen; auf andern Beeten, wo er keinen Gips bekommen, blieb er zurück.

Er wächſt gar gern in Gipsfeldern, und führt mich auf den Gedanken, daß weil dieſe Kleeart aus Spanien über Holland gekommen, dort aber der häufigſte Gips vorfindig iſt, er von Natur aus mit dem Gips eine ſondre Verwandſchaft haben müſſe. Vermuthlich kommt auch von dem Kleefutter, ſo allenthalben in Spanien wächſt, daß die ſpaniſche Schaafe eine ſolche Fette auf der Haut, und eine ſo feine Wolle haben, die ſich von allen andern unterſcheidet: geſchickten Wirthſchaftern bleibt demnach überlaſſen, gelegenheitlich die nähere Erfahrungen zu nehmen, und zu verſuchen, ob nicht bloße Vorurtheile ſeyen, daß man den Schaafen keinen Klee, weil er zu fett iſt, geben darfe; dem Maſtviehe iſt er gewis unſchädlich.

Wer den Gips hat, und den Kleebau pflegt, kann es ſicher mit dem Klee aufs höchſte treiben, ohne daß ihm wehe geſchiehet: das einzige Beſchwerniß iſt, wie man den Gips bequemer ſtoſſe und zermahle. Der Gips iſt in einem Lande vor dem andern zu finden: Spa-

nien iſt am reicheſten an Gips; denn alle dahin kommende Deutſche klagen über die dortigen Weine, welche vom Gips einigen Geſchmack annehmen. In der Schweiz unſern Baaden, im Salzburgiſchen, und in Tyrol hat man ihn imgleichen, aber am häufigſten in Franken, nämlich zu Frickenhauſen ober Würzburg, wo einige Gipsmühlen ſind, zu Sulzheim und Schwabach im Ebrachiſchen, zu Winsheim und gegen Rothenburg an der Tauber: von den obgedachten Orten aus könnte man nicht nur der ganzen Nachbarſchaft helfen, ſondern auch den Maynziſchen, Heſſiſchen, und allen Niederlanden, wo keiner iſt, weil er vom Maynfluß in den Rheinſtrom und ſo weiter verführet werden kann.

Nur kömmt es darauf an, daß man, anſtatt des müheſamen Stampfens mit freyen Händen, an Bächen Gipsſtampfen auf Art der Oelſtampfen, und Mühlen, den Gips zu mahlen, aufrichtet, das ganze Geſchäft zu erleichtern, und den Gips um ſo wohlfeiler abzugeben; denn wo er in groſer Menge gegraben, hernach unter Stampfen geſtoſſen, und unter den Steinen zermahlen würde, wäre die Meze leicht um einige Kr. zu verkaufen, wie er zu mahlen ſeye, iſt oben im I. Theil angezeugt worden, und beym Gips nachzuleſen.

Das beſte iſt, daß man den Gips nicht zu brennen nothwendig hat, denn er mag ſeyn wie er will, wenn er nur Gips heiſſet, ſo macht er zu Mehl gemahlen gleiche Wirkung, iſt derohalben würdig, daß man vom Gips nichts verabſäumet: die Schloſſer haben ihn nöthig wie Schmiede, Kloben in den Mauern zu befeſtigen, die Wachspoſſirer gebrauchen ihn

zu

zu Formen, die Stockaturer zu ihren Arbeiten; man trachte alſo durch dieſe in Erfahrung des Gipſes zu kommen, und alle Abfälle, was man für unnüz hält, und wegwirft, ſammle man auf; hat man auch dieſe zu Mehl gemacht, ſo beſtreue man nur Blumen am Fenſter, beſonders Nelken damit, oder man bedecke Rettige, Selleri, oder andre Wurzeln, wenn ſie ein paar Zolle hoch aufgewachſen, mit ſolchen Gips, ſo wird man Wunder ſehen, die man in ſeinem Leben von keinem andern Dung geſehen. Streuet man eine oder andre Handvoll Gipsmehl an Kraut, oder Kohlraben, an Weinſtöcke ꝛc. ſo erfolgt allzeit ein auſſerordentliches Wachsthum, weswegen ich mir faſt zu ſagen getraue: wer den Gips nicht hat, und gebraucht, der hat nichts, weil an allen Gemüßen und beſonders am Klee, kein andrer Dung ſo kräftig wirket, weshalben ich ihn allen und jeden wünſche, und anempfehle.

Man pflegt zwar den Klee insgemein nur ein Jahr, ſo lang ſonſt die Brache gedauert hat, ſtehen zu laſſen, er kann aber auch länger ſtehen, und 3 Jahr lang auf dem nämlichen Felde alle Sommer dreymal abgegraſet, und dem Viehe nach und nach verfüttert werden.

Die Landleute ſäen den Kleeſaamen gemeiniglich mit den Sommerfrüchten, mit Haber Gerſte, Sommerkorn und Waizen, Dinkel, Erbſen, Linſen, Wiken, oder auch unter die ſogenannte Lins, wenn nämlich Gerſte und Wicken, oder Haber, und Wicken vermiſcht geſäet werden; denn er wächſt überall, und iſt in dieſer Rückſicht als ein wahres Unkraut anzuſehen. Andre ſäen erſt den Saamen, wenn die gedach=

dachte Fruchtſämen ſchon einige Zolle hoch aufgewachſen ſind, dabey hat der Kleeſaamen einigen Schatten wider die aufbrennende Sonnenhize, und wächſt ſchön.

Welche ihn auf beſondere Felder ſäen, und dieſe Felder 3 Jahre lang zum Kleewuchs beſtimmen, ſäen den Kleeſaamen in wohl gepflügtes und geegtes Feld, ſtreichen ihn mit langen Büſcheln oder dicken Stangen, ohne Egen ein, wenn er hernach gegen den Herbſt gewachſen, ſchneiden ſie ihn das erſtemal, überdecken ihn vor Winters mit Rinddung, ſo wächſt er im Frühling ungemein ſchön auf, iſt zuweilen viermal zu graſen, ſonderbar wenn man das Kleefeld, nachdem es im zweyten Frühling das erſtemal abgemähe worden, mit Gips ganz weis überſtreuet, daß es mit einem Reife überzogen ſcheinet; endlich wird ſolches Feld umgepflüget, und mit Korn oder Waizen beſäet, welche allzeit auf den Kleewuchs beſtens gerathen. Einige wollen von einem ſolchen Kleefelde eben ſo viel herab nehmen, und durch gutes oder gemäſtetes Viehe gewinnen, als wenn der Acker mit Getreide beſtellt geweſen wäre. Freylich wo man einen ſtarken Vieheſtande hat, iſt dieſes Mittel das erſprießlichſte; in Engelland iſt man gewohnt, ganze Felder auf mehr Jahre zum Klee zu nehmen, hernach bleiben ſie ein paar Jahre zu Wieſen liegen. In Oeſterreich hält man auch dergleichen Aecker; und läßt den gemeinen Klee 3 Jahre wachſen.

In Franken, Schwaben und Bayern hingegen wechſelt man alle Jahre um, ſäet den Kleeſaamen mit den Sommerfrüchten, und benüzt den Klee im folgenden Jahre, wo ſonſt das Feld brache gelegen, und

nichts

nichts getragen, der Klee benimmt dem Acker nichts, er ruhet in Rückſicht auf ſchwere Getreidfrüchte eben ſo gut beym Klee aus, wie er vormals beym Unkraut ausgeruhet hat, und darauf folgen wieder Getreidſämen.

Man hat nach dieſer Einrichtung beſtändig Klee, im nämlichen Jahre, wo man das alte Kleefeld umpflüget, erhält man dort, wo die Sommerfrüchte gewachſen, ein neues Kleefeld, und ſo kann es weder am Getreide, noch am Klee fehlen, weil alle Jahre ſo viel neuer auf dem neuen Kleefelde herwächſt, als alter auf dem alten Kleefeld untergepflüget worden. Nach dieſer Einrichtung behält das Viehe ſein Futter, wie der Bauer ſein Brod.

§. II. Ein Vorſchlag, wie mit dem Klee ganz entſchöpfte oder untragbare, Unkrautvolle Felder herzuſtellen.

Zu dieſem Vorſchlag giebt mir Anlaß, weil ich an verſchiedenen Orten und Enden beobachtet habe, daß man auf den ſchlechteſten Sandfeldern gern Getreide bauete, und dennoch nicht weiß, wie man zu Werk gehen ſolle, man ſäet die Früchte, beſonders das Korn aus, und erhält kaum Zolle lange Aehre mit wenigen Körnern, welche Saamen nicht wieder geben. Andre Felder ſind mit Unkraut, mit den ſchädlichſten Flöhekraut, Diſteln, Melten, Quecken, und mehr dergleichen ganz überzogen, tragen alſo wenig Früchte, und lohnen die Mühe nicht.

Dergleichen Felder gut herzuſtellen, nehme man den Kleebau und Erdäpfelbau zu Hilfe, oder pflanze die Küchenkräuter. Man überſäet dergleichen Aecker mit dem dreyblätterigen Klee, läßt ihn 3 Jahre ſtehen, ſäet im dritten Jahre Heu- und Grasſämen darauf,

und hält ſie zu Wieſen, oder man pflügt die Kleefelder im dritten Herbſt herum, dungt ſie mit wohl gefaulten Miſt, und nachdem ſie im Frühling gehörig bearbeitet worden, ſteckt man Grundbirne, ſezt Pflanzen vom Kraut, Kohl ꝛc. darauf; dieſe werden zur gehörigen Zeit behackt, endlich angehäufet, wobey das Unkraut, Quecken, beſonders der Trill, worüber man in Bayern klagt, vertilget, und abgetrieben worden.

Obgedachte wüſte Sandfelder, worauf der Getreidſaamen verlohren iſt; Aecker, welche der ſtarke Toback= Erdäpfel= oder Fruchtbau ganz entſchöpft hat, und jede Sandäcker beſäe man mit Kleeſaamen, überdecke den erwachſenen, oder abgemäheten Klee vor Winters mit Dung vom Rindviehe, oder im Winter mit Mooskoth, oder allbereit faulenden Wäſen, mit Mergelerde, oder gefaulter Holzerde, Sandfelder mit Leimen oder Thonerde, endlich mit Gips, ſo erhält man ſchöne Kleeerndten auf ſolchen Feldern, wo nichts mehr gewachſen wäre, im zweyten Jahre endlich wenn man den Klee das drittemal abgebracht, wird er umgepflüget, wieder mit Korn oder Gerſte beſäet, und gleich den beſten Aeckern die beſte Früchte tragen.

Wer keinen Dung, und keines von den obigen Mitteln hat, wird ſchlechten Kleewuchs erhalten, kann jedoch nach dem abgenommenen Klee den Schaafpferch darauf ſezen, hernach den Acker gleich umpflügen, und mit Winterfrüchten beſtellen. Wer auch keinen Schaafepferch auf dem Kleeacker haben kann, hält wenigſtens Rinder oder Kühe, die er vom Klee nähret, kann alſo den Dung davon auf ſolchen Kleeäckern verbreitet unterackern, und hernach Korn darauf ſäen. Da alſo jeder Landmann eines von obgedachten Mit-

teln

teln zum Klee ſelbſt hat, oder leicht haben kann, ſo iſt auch ſichere Hoffnung, daß durch den Kleebau die ſchlechteſte Felder verbeſſert werden; denn ich ſahe nicht ſelten auf Anhöhen oder Bergen die ſchlechteſte Sandfelder mit ſchlechteſten Korn, und in den Thälern waren überall Sümpfe, Moräſte, oder Torf- und ſchwarze Mooserde, wodurch beyden zu helfen, wenn man nämlich ſo viele Sandfuhren herab ins Moos zur Vermiſchung führt, als man Moos- oder Torferde hinauf geführt hat, ſo erhält man gute Felder, und richtet zugleich neue Wieſen her.

Man ſiehet allenthalben unbenüzt liegende Pläze mit Koth und Unrath überzogene Weiden, welche nicht ein einziges Schwein mit ihrem Futter nähren; würde man ſolche mit dem Pfluge bearbeiten, wie oben angezeigt worden, ſo könnte man ſie mit Klee beſtellen, welcher einige Stücke Viehe nährte; ſteckte man Erdäpfeln darauf, ſo hätten Menſchen oder mehr Schweine ihre Nahrung davon; man konnte ferner den Plaz mit Haber, Reihgraſe und beygemiſchten Klee zur Wieſe richten, und davon viele Centner Heu und Grumet erndten. So machte es ein emſiger Bauer auf meinen Anſchlage, er bearbeite einen ſolchen Plaz in der Nähe, der ihm gar keinen Nuzen gebracht, er nahme davon ſchönen Hirſen, Heidekorn, und Erdäpfeln herab, nachher erhielte er von dieſem mit Klee und Gräſern zur Wieſe verwechſelten Felde das beſte Futter, jeder Morgen Feldes brachte ihm 80 bis 85. Centner ein.

§. III. Vom Kleeſaamen und ſeiner Erziehung.

Guter Kleeſaamen iſt das erſte nothwendige, zum guten Kleefutter der Grund zu legen. Zum Anfang muß

muß man insgemein den Kleeſaamen einkaufen, man hat aber Bedacht darauf zu nehmen, daß man guten Saamen einkaufe; denn vieler iſt ausgedorrt, oder verdumpfet, dahero auch unkräftig. Der Kleeſaamen liegt in ſeinen Dollen zähe und feſt, ſonderbar weil der zeitige gern ausfällt, und der andre ſtecken bleibt: er iſt derohalben hart auszudreſchen, und dieſes Geſchäft zu erleichtern ſchieben ihn viele in ihre Backöfen, wo er trocknen ſoll, aber gern ganz vertrocknet, und ausdorret, folglich nicht mehr keimet, oder aufgehen kann. Der feuchtgelegte in Dollen, oder ſchon ausgedroſchene ſchimmelt auch gern, muß alſo nothwendig öfter umgewendet, oder in kleinen Leinwandſäcken aufgehangen, am ſtreichenden Luft aufbehalten werden, ſo bleibt er 2, bis 3 Jahr zum Ausſäen tauglich, älteren verwende man zum Oelſchlagen.

Die Güte des Kleeſaamens zu erfahren, ſehe man auf ſeine Farbe, die gute Körner müſſen hellgelb, auch ſchwefelgelb ſeyn, ins Grüne und Rothe abſtechen: dunkelfarbe ſind zu alt, oder ausgedorrt, gehen alſo nicht mehr auf.

2. Lege man einige Kleekörner in eine Blumenſcherbe mit Erde, begieſſe ſie mit laulechten Waſſer, ſoll er gut ſeyn, ſo muß er in zwey Tägen und Nächten keimen; ſonſt iſt er unnüz, und hat die Keimungskraft ſchon verlohren, nach dieſen Körnlein kann man die übrige beurtheilen.

Wer ſich befleißet den Kleeſaamen ſelbſt zu erziehen, gehet am ſicherſten darein: man erhält von einem mäßigen Stück des Ackers eine Menge Kleeſaamen, nur hat man bey dem Saamenziehen auf die Güte des Ackers eine Rückſicht zu machen; denn auf

einem fetten Acker iſt der erſte Kleewuchs meiſtens ohne Saamen: auf dem mageren Felde aber iſt der erſte Kleewuchs Saamenreich. Auf fetten Aeckern ſteht der Klee ganz dicht beyſammen, man mähe alſo den erſten Kleewuchs ganz weg, und laſſe ein Stück vom zweyten Kleewuchs zur Erziehung des Saamens ſtehen. Auf magern Aeckern, und dürren Sandfeldern, wo der Klee dünn ſtehet, und nicht ſo fett iſt, bleibt gleich vom erſten Wuchs ein Stück zum Saamentragen ſtehen.

Der Saamen vom erſten Kleewuchs zeitiget am Ende des Brachmonats, oder im Anfang des Augusts: jener hingegen vom zweyten Wuchs wird auf fetten Feldern erſt im Herbſtmonat um Matthäus reif. Zu erfahren ob der Saamen reif seye, nehme man einige Kleedollen, oder Kolben in die Hände, und zerreibe ſie: fällt der Saamen in die Hände, ſo iſt er reif; er wird demnach mit der Senſe abgemähet, an Rangen verbreitet, und, nachdem die Witterung heiß oder lind iſt, bleibt er 2, 4, 6, oder 8 Tage zum Dörren liegen, inzwiſchen wird er einigemal lind ohne ſchütteln umgewendet. Iſt der Saamen und Klee endlich dürr und trocken genug, ſo wird er in kleine Büſcheln gebunden auf die Storzeln aufrecht geſtellt, auf den Wagen mit einem Korbe und untergebreiteten Tüchern geladen, iſt es wenig im Korbe nacher Hauſe getragen, bey heiſſen Sonnenſchein eingebracht, und gleich ausgedroſchen, nachdem man die Stängel und Stiele von den Saamendollen beſeitiget, und zum Viehfutter weggethan hat.

Beym Dreſchen wird man finden, daß der Saamen feſt in den Dollen ſtecke, und nicht heraus will,

man

man ſammle demnach die Dollen in große Säcke, oder verbreite ſie auf große Tücher an die Sonne, oder zur Herbſtzeit, wo die Sonne ſchwach, oder gar nicht ſcheinet, bringe man die mit Dollen gefüllte Säcke zum Ofen in der Stube, wende die Säcke öfter um, dreſche endlich die Dollen abermal aus. Einige ſammeln gleich auf den Feldern die recht dürre Dollen mit Saamen in Säcke, bringen ſie bey ſtarken Sonnenſchein nach Hauſe, und dreſchen ſie gleich aus.

Der ausgedroſchene Saamen vom Klee wird gleich andern Sämen in Siebern gereinigt, und mit Schaufeln gewurfet, hernach wie oben bis zur Säezeit aufbehalten.

Der Saamen vom zweyten Kleewuchs iſt, weil er merklich ſpäter zeitiget, nicht ſo geſchwind auszudreſchen, er kann wohl getrocknet in Büſcheln gebunden, an einem hohen lüftigen Plaz der Scheuer bis zum Frühling aufbewahrt liegen, alsdann ſammelt man die von den Stängeln abgebrochene Dollen in Säcke, bringt dieſe in die warme Stube, jedoch nicht zu nahe zum heißen Ofen, damit der Saamen in den Dollen langſam trockne, und zum Ausdreſchen dürr genug werde: übrigens verfährt man mit dieſem Saamen wie oben: driſcht ihn zweymal.

Da man aber den Saamen ſelten ganz und rein aus den Dollen bringt, ſo kann man die Ueberbleibſel dem Rindviehe mit geſchnittenen Strohe verfüttern, oder auch auf Kleeäcker, oder friſchgedungte Wieſen ſtreuen.

Zu merken iſt, daß auch der Kleeſaamen den Wechſel fodert, fremder Saamen wird allzeit beſſer zuſchlagen, als wenn man beſtändig beym eigenen

bleibt;

bleibt; der erſte Saamen kame aus Spanien und Holland, er ſchlägt unſern Feldern herrlich zu, ohne daß man auf das Klima viel zu ſehen hat: warum ſollen nicht auch andre fremde Sämen und Gewächſe eben ſo zuſchlagen? — — dieſer Klee iſt izo im Deutſchlande ganz gemein und einheimiſch: warum macht man nicht eben ſo die Maulbeerbäume mit Seidenwürmen, die Baumwolleſträuche, die Kohlſaat und mehr andre Erdgewächſe gemein? — — Jedes Gewächs wirft nach ſeiner Art ſeinen ſchäzbaren Nuzen ab: warum beſtrebt man ſich nicht darum? — —

§. IV. Wie der Klee zu ſäen, zu mähen, und zu füttern.

1. Den Klee kann man im ganzen Jahre ſäen, jedoch wählt man die Frühlingzeit dazu, damit er bis zum Herbſt ſtark genug werde, der Kälte zu widerſtehen.

Auf ein Morgen Feld von 180 gevierten Ruthen rechnet man 6, bis 7 Pfund wenn Haber oder Gerſte mitgeſäet wird, und man ihn dick verlanget, auſſer dem, wo er dünn ſtehen ſoll, können 3, oder 4 Pfund erklecken: wird er aber allein geſäet, ſo kann man 9, bis 10 Pf. nehmen, räthlicher wird er dick geſäet, ſo können Stöcke ausſtocken, wo er aber zu dünn ſtehet, ſezen ſich keine zu.

Wer unter die Gerſte den Klee ſäet, handelt wohl, aber jener noch beſſer, der Kleeſaamen unter den im erſten Frühling in die Winternäſſe geſäeten Haber, oder unter Sommerkorn, Sommerwaizen, Dinkel oder Spelte ſäet, weil dieſer ſo frühe geſäete, hernach mit Gips überſtreute Klee ungemein wächſt,

auch

auch zum Blühen kommt, und ein anſehnliches Herbſtfutter grün, oder gedörrt gutes Winterfutter giebt.

Auf Krautfeldern, oder wo Erdäpfeln erzogen worden, kann Haber mit Klee wohl angebracht werden: wenn der Haber eine halbe Elle hoch aufgewachſen, wird er abgemähet, und dem Viehe zum Futter gereicht; iſt der Haber hernach wieder ſo hoch gewachſen, wird er zum zweytenmal, und eben ſo das drittemal abgemähet, er blühet endlich ſammt dem Klee, zeitiget, und bringt ein kräftiges Winterfutter, damit gefütterte Kühe geben auch um ein Drittheil mehr Milch als vom Klee allein.

2. Den Klee ſoll man nicht, wie es einfällt, abmähen, und dem Viehe füttern: die dazu bequemeſte Zeit, wo der Klee kräftig genug iſt, wenn er zu blühen angefangen, und wenigſtens 8 Tage geblühet hat. Man mähet niemal zu viel auf einmal ab, damit der Klee nicht zu Hauſe veralte, dick übereinander liege, ſich erhitze, und dadurch dem Viehe ſchädlich werde. Wer den Klee zu jung mähet, könnte dem Viehe empfindlich ſchaden, wenn er überflüſſig vorgelegt, oder dem Viehe nach Begnügen gegeben würde; denn das dem Viehe anſtändige ſchmackhafteſte Kleefutter iſt zu zart, das Vieh frießt ſolches allzuſchnell und begierig ein, worauf nothwendig Blähungen, Erſticken, oder Bärſten erfolgen muß.

Niemal mähe man den Klee, wenn er vom Thau, oder Regen naß iſt; denn es iſt in dieſen Umſtänden dem Viehe gar ſchädlich nicht an ſich ſelbſt, ſondern weil ihn das Vieh zu geſchwind einſchluckt, und, da er lind und weich iſt, gar wenig käut, ſomit ballt er ſich im Magen, erweckt darauf Verkältungen, und Blähungen im

Ma-

Magen; welches auch jedes andre junge Gras thut. Heilmittel dawider folgen unten. Die zum Kleemähen tauglichere Zeit iſt frühe nach verſchwundenen Thau, und abends vor einfallenden Thau: überhaupt eine gute Ordnung zu halten, ſuche man am Vorabend einen Vorrath am Klee zum Füttern auf den folgenden Morgen und Mittag einzubringen; frühe aber ſchaffe man das Kleefutter auf den Abend des nämlichen Tages, oder auch für den folgenden Morgen ein. Sind einige Feſttäge, ſo bringe man nur den nothwendigſten Klee ein, verbreite ihn aber dünn, damit er ſich nicht erwärme, gähre, und übelriechend werde.

Den Kälbern lege man jungen Klee ſehr mäſſig vor, wie den Lämmern, ſo wird er nicht ſchaden. Alles Vieh, ſogar die Schweine lieben den Klee, daher geben die Engelländer ein gewiſſes Stück Klee den Schweinen über, und ſie finden daran ihre Maſtung.

Uebrigens bleibt eine Hauptregel, man ſoll dem Viehe allzeit wenig Klee vorlegen, und denſelben niemal, er ſeye von welcher Gattung er wolle, allein und ohne Gras vorlegen: unter Klee ſoll allzeit andres Gras gemiſcht ſeyn, ſo frißt ihn das Vieh mäſſiger, und man iſt auſſer Gefahr, daß es erkranke. Vor allen verhüte man ſorgſam, daß kein Vieh auf einen Kleeacker komme, wo es ſich und ſeinem Fraße überlaſſen, ſonderbar wenn der Klee naß, den gewiſſen Tod einfrißt; denn es hört aus Begierde zu dieſen ihm geſchmackigſten Futter nicht auf zu freſſen, bis es gleich umfällt, oder bald darauf, wenn die

Blä-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Blähungen wachſen, hinſtürzt; ſehe man hierüber die Heilmittel wider Blähungen ein.

Eben ſo iſt zu verſtehen, was oben vom abgemäheten Haber gemeldet worden, man lege auch von dieſem, oder vom geſchräpften Waizen nicht zu viel vor. Der zu hoch gewachſene, zu freche Waizen ohne Verletzung der Hälme abgeſchnitten, giebt ein den Kühen ſo anſtändiges Futter wie Klee, iſt dahero nicht ſo gering anzuſehen: wenn der Waizen auf fetten Boden ſtehet, kann er zum zweytenmal abgegraſet werden. Ferner das Johanneskorn wird zwey- bis dreymal abgegraſet, und dem Viehe mit Graſe vermiſcht gegeben, auch das gemeine Korn pflegt bey guter Witterung hoch aufzuwachſen, iſt eben, wie der Waizen, nicht nur im Herbſt, ſondern auch im Frühling abzugraſen, und dem Viehe zum Futter zu reichen, wie in Oeſterreich löblich geſchiehet, und ſonderbar unſern Crems üblich iſt, ohne daß deswegen dem Korn ein Schaden geſchehe: beſſer iſt, man graſe zu hohes Korn vor dem Winter zum Viehfutter ab, als daß man es im Winter durch Schneewäſſer verwüſten, und verderben laſſe.

§. V. Wie der Klee zu dörren, und Heu davon zu machen.

Gar vielen auf die Wirthſchaftsgriffe Achtſamen mußte ich die Erklärung geben, wie doch der Klee zu dörren ſeye, ohne daß er das Beſte, nämlich ſeine Blätter dabey verliehre. Ich finde zwey Wege, den Klee zu dörren, und zu Heu zu richten, nämlich auf Wieſen und Rangen, oder auf Aeckern.

In

In den engen Gründen von den Tyrolergebirgen, wo die Sonne nicht einfallen kann, oder wegen den hohen Gebirgen die Thäler nicht lang beſcheinen kann, hat man das Heu und Grummet auf den Wieſen zu dörren 3, oder 4 Ellen hohe Stangen, worinn leiterförmige Sproſſen über Kreuz, ungefehr 4, oder 6 an der Zahl angebracht ſind, dieſe werden nach abgemäheten langen und fetten Heu oder Grumet reihenweis durch die Wieſen geſteckt, hernach hängen die Inwohner das abgemähete Gras daran, und laſſen es zu Heu dürr werden, welches geſchiehet, nachdem es einige Täge früh und abends daran umgewendet worden. Ein Mittel, wie man das Heu auf naſſen, oder ungefehr mit Wäſſern aus Bächen, Weyern, oder durch Regen überzogene Wieſen dörren kann und ſoll, nur ſind dazu längere Stangen einzuſtecken, dasſelbe daran zu dörren.

In Oberöſterreich ſind dergleichen Stangen um ein paar Ellen länger gleich auf den Kleeäckern ſelbſt eingeſteckt, darauf wird der abgemähete Klee gehangen, öfter umgewendet, und endlich zum brauchbaren Heu erhalten. Dieſe Art den Klee zu Heu zu richten, ſcheint minder müheſam zu ſeyn, als jene, wo man das Heu mit Rechen wendet.

Eine andre Art den Klee ohne dergleichen Stangen dürr zu erhalten iſt, wenn man den auf Aeckern oder Kleefeldern abgemäheten Klee auf trockene Pläze oder Rangen bringt, den ganzen Tag liegen läßt, und erſt abends, wenn der zum Theil dürre Klee von einer eingezogenen Feuchte wieder etwas zähe geworden, oder erſt früh morgens, wo er vom Thau feucht iſt, umwendet: er wird auf dieſe Weiſe etlichemal, aber

allzeit erſt, wenn er wieder einige Feuchte angezogen hat, umgewendet, ſo wird er keine Blätter verliehren, iſt alſo unverlezt als Heu anzubringen, an trockene Pläze zu legen, damit er nicht gähre, ſchimmle, und dem Viehe eckelhaft werde; denn die dicke fette Stängel, wenn ſie nicht wohl gedörrt, oder trocken gehalten werden, müchen gern, und ſchaden.

Noch erachte anzumerken, daß 100 Pfund grüner Klee nur 20 Pfund, höchſtens 25 Pf. gedörrt geben. Eine mittelmäſſige Melkkuhe frißt im Sommer und Herbſt täglich 150 Pfund grünen Klee, im Winter aber und bey der Stallfütterung bekommt ſie 25 Pfund Klee, iſt dabey geſättiget. Es wird demnach am grünen Futter der ſechſte Theil mehr verzehrt. Im Sommer bey ſtarker Ausdünſtung frißt das Vieh allzeit den fünften Theil mehr als im Winter, dahero auch der Sommerdung häufig- und kräftiger iſt.

Da jedes junges Gras oder Klee leicht Blähungen erweckt, ſo kann man in Nothfällen dieſes leichteſte Mittel gebrauchen: man gieſſe nämlich dem Viehe 3, bis 4 Pfund laulechte friſchgemolkene Milch ein, führe es im Hofe herum, laſſe es ungefehr 8 bis 10 Stund ohne Futter, lege darauf etwas Heu vor.

Liebhaber von Bienen können dieſen die angenehmſte Weide an verſchiedenen Kleegattungen ſchaffen, man gehe durch Wieſen, wo man immer will, ſo wird man die Kleedollen mit Bienen behangen ſehen: der Saamen vom Wieſenklee kann eben ſo wie jeder andre aufgeſammelt, und ausgeſäet werden.

Was vom Mähen, Füttern, und Dörren des Klees zeithero geſagt worden, iſt auch auf die folgende Klee anwendbar.

IV. Ab-

IV. Abhandlung.

Andre Kleegattungen, als Luzern, Eſparſette, Wickenklee und Siebenzeit ꝛc.

§. I. Vom Luzern, oder Schnecken- Monat- ewigen Klee.

Dieſer Klee trägt verſchiedene Nämen von Luzern, weil er dorther zuerſt ins Deutſchland gebracht worden, von Schnecken, oder weil ſein Saamen in ſchneckenartigen kleinen Kapſeln liegt, oder er heißt Monatklee, weil man ihn alle Monat graſen und füttern kann, oder auch ewiger Klee, weil er nicht blos 3 Jahre wie der gemeinere ſpaniſche, ſondern auf unfeuchten Boden auf 12, 15, auch 20 Jahr lang dauert.

Dieſer Klee iſt der Beſchreibung nach nichts anders, als das ſogenannte Burgunder Heu, medica herba, oder Saintfoin, Heiligheu, wächſt in der Landſchaft Burgund, iſt ein treflich maſtendes Futter, woher ein die Felder vorzüglich verbeſſerender Dung erhalten wird. Der einmal geſäete Klee ſtehet auf dem nämlich trockenen Plaz 15, bis 20 Jahr ohne alle Mühe, wird alle Sommer ſechsmal zum beſten Viehfutter abgegraſet, nämlich ſo oft er zu blühen angefangen. Allen Anſehen nach iſt alſo dieſer Kleeſaamen aus Burgund nacher Luzern in die Schweiz durch einen

Kenner überbracht, und gepflanzt worden, woher man nachmals den Saamen zur Fortpflanzung erhalten.

Einige wollen dieſen Klee dem Wieſenklee ähnlich machen, er unterſcheidet ſich aber weit davon: er bekommt höhere dünnere Stängel mit mehr Nebenzweiglein, wächſt buſchartig, hat wie jener drey, aber zärtere und hochfärbigere Blättlein, nicht ſo rund und groß, ſondern ſpiziger, bringt blaue Blühen, darauf folgen kleine rundgebogene Hörnlein wie Schnecklein, worin der etwas kleinere länglechtere Saamen liegt; wenn die Stängel gelb, ſo iſt auch der Saamen reif, wird abgeſtreift, hernach am Luft wohl getrocknet ausgedroſchen aufbehalten. Wer einen viertels- oder halben Morgen zum Saamen ſtehen läßt, gewinnt ungemein viel Saamen, den man recht wohl reif werden laſſen muß, man hat ſich des Ausfallens nicht zu beförchten, denn er ſteckt ſehr feſt in den Schnecklein. Nach abgeſtreiften Saamen werden die dürre Stängel abgemähet, und dem Viehe wie Heu verfüttert; der trocken aufbewahrte Saamen wird ausgedroſchen wie obiger in Säcklein aufbehalten: vom zweyten Wuchs wird der beſſere Saamen erhalten; denn der erſte iſt insgemein zu fett, und hat wenig Saamen.

Die dieſem Klee anſtändigere Erdarten ſind gelber Leimen mit Sande, oder Ton mit Sande, oder ſchwarzen Boden mit etwas Sande vermiſcht, er wächſt auch auf andern Erdgattungen, aber nicht ſo ſchön.

Tauglichere Pläze dazu ſind Grasgärten, Luſtgärten, oder auf dem Felde in der Nähe dazu beſtimmte aber umzäunte Pläze, vorzüglich mit jungen Obſt- oder Maulbeerbäumen beſezte trockene Wieſen, und Baumgärten. Bey Anlegung neuer Baumgärten,

oder

oder wenn man alte mit jungen Bäumen beſezt, richtet man das ganze Feld ordentlich zu, bearbeitet es mit dem Pfluge, bauet ein paar Jahre Früchte, als Korn, Waizen 2c. ferner Gerſte, türkiſchen Waizen, Erdäpfeln, Kraut und Wurzelwerke darauf, wenn endlich das Feld nach 4, oder 6, auch 8 Jahren recht bäulich geworden, und tief genug behackt iſt, ſäet man den Saamen um Johannes, wo keine Fröſte mehr zu beförchten, wie andern Kleeſaamen ein, er wird bald ſchön aufwachſen.

Auf die Pläze, wohin man dieſen Klee pflanzen will, hat man vorſichtig und fürwizig zu ſehen, oder nachzuforſchen, ob nicht blos auf der Oberfläche gute Erde liege, die Unterlage aber aus zähen Ton oder Leimen beſtehe, wodurch weder das überflüſſige Waſſer verſinken, noch die Wurzeln eindringen, und in die Tiefe gehen können, oder ob nicht gar unterhalb Waſſer verborgen ſeye; denn in dieſen Fällen würde dieſer Klee, weil er tiefe Wurzeln zu ſchlagen, uud dahero trockene Pläze liebt, nicht aufkommen können, und anſtatt daß er 15, bis 20 Jahre am nämlichen Orte ſteht, in 2, oder 3 Jahren abſtehen. Unten verborgenes, oder zuſammſizendes Waſſer läßt die Wurzeln nicht tiefer gehen, macht eine Verſäuerung, und dadurch an den Wurzeln eine Fäulung, und des Klees Verderben.

Der aufgewachſene Monatklee kann im nämlichen Jahre abgemähet werden, und wird vor Winters mit guten Rinddung überdeckt, damit er einen Schuz wider die Kälte habe, zugleich wird er erwärmet, und wächſt im erſten Frühling, noch ehe ein anders Gras gewachſen, ſchnell empor, und giebt das erſte Futter.

Dieſer Klee iſt mit mehr Behutſamkeit als der obige vorzulegen, weil er zärter, nnd dahero dem Viehe ſchmackhafter, aber um ſo ſchädlicher wäre, wenn ihn das Vieh, nachdem es zuvor noch keine Gräſer erhalten, auf einmal zu Benüzung bekäme, er iſt wie eine Arzney im Anfang, und zwar mit geſchnittenen Strohe, hernach allzeit mit andern Graſe vermiſcht vorzulegen.

Wer den obgedachten Dung im erſten Frühling mit Rechen auf häufen ſchaft, kann ſolchen im andern Winter wieder aufſtreuen, welches aber unnöthig iſt: ob dieſem Klee der Gips ſo gut, wie dem obigen zuſchlage, hatte ich noch keine Gelegenheit dazu, doch zweifle ich nicht, weil der Gips allen Gräſern wohl bekommt; Aſche ſchlagt gut an. Wer den Klee nach einigen Jahren dungt, erweckt das Wachsthum aufs neue; wenigſtens verdient es dieſer Klee vor andern. Der gebrennte Leimen, oder zu Mehlgeſtoſſene Backſteine werden ihm vor andern erwünſchlich ſeyn.

§. II. Vom Eſparſette, oder türkiſchen Klee.

Eine andre Kleegattung iſt der Eſparſette, er unterſcheidet ſich dem hohen ſtarken Gewächſe nach vor allen andern Kleearten, wächſt aber auf jedem Erdreich, wo ſonſt ein Unkraut zu wachſen pflegt. Taugliche Bläze für dieſen Klee ſind alle müſſige Rangen, beſonders mit Leimen und Kies vermiſchter Boden an Büheln und Anhöhen, alle ſchlechte, jedoch ſo trockene Wieſen, daß ein paar Ellen tief keine ſchädliche Feuchte oder Näſſe vorhanden: nur muß zuvor das dazu beſtimmte Feld wohl und tiefeſt umgepflügt oder behackt ſeyn, damit alles Unkraut mit den Wur-

zeln

zeln ausgeſchaft, der Boden ſelbſt recht mürb und locker werde, auf feſten Lande, wo er nicht mit den Wurzeln in die Tiefe kann, kommt er hart fort, oder ſchlagt nicht wohl an.

Weil dieſer Klee auf trockenen wohl bearbeiteten Felde 30, bis 40 Jahre lang ſtehet, ſo muß man nothwendig ein Stück dazu ausſuchen, neu angereutete Rangen, Huthweiden, ſonſt Döbeln, Elleren ꝛc. ſind die ſchicklichſte Pläze für ihn. Sind dieſe eben ſo wie für Winterfrüchte wieder recht tief hergerichtet, ſo wird der Saamen mit Haber, Wicken, Linſen, Erbſen ꝛc. ausgeſäet.

Der Saamen iſt von auſſen rauh, breit und langlecht, rund, von braunlechter Farbe, ſo groß wie große Linſen. Auf einen Morgen von 180 gevierten Ruthen werden 8, bis 10 fränkiſche Mezen gerechnet, die Meze aber, ſo der achte Theil eines Malters iſt, koſtet 50, oder 60 Kreuzer; wer Haber, Wicken ꝛc. darunter ſäet, nimmt nur 6, oder 8 Mezen von dieſem Kleeſaamen. Der Saamen iſt ſehr hart, wird dahero ein paar Tage in alte Miſtlacke, oder Salpeterwaſſer eingeweicht, hernach einige Stund getrocknet, ausgeſäet, und untergeeget, ſonſt geht er langſam auf.

Dieſer Klee iſt im Anfang der zarter- und heicklichere, zulezt der ſtärkeſte, und dauerhafteſte. Er liegt, ſoderſamſt wenn er nicht wohl geweicht worden, eine geraume Zeit, bis er aufgehet, und zeigt ohne Hauptſtängel nur fingerlange dünne querlaufende Stängelein mit fünf, ſieben oder mehr Blättlein, er wächſt auch im erſten Jahr ſelten über eine Spanne hoch auf, und ſollte, wenn nicht Früchte mit aufgewachſen, vom groben Unkraut gereinigt werden.

Die Kälte iſt ihm in den erſten zwey Jahren ſehr gefährlich, weshalben man ihn vor Winters mit Rinddung überdeckt, auch dieſen etwas ſpät im Frühling abrechet und auf Häufen ſezt: im folgenden Winter, wenn dieſer Klee abgeſchnitten worden, kann man ihn abermal mit dieſem Dung belegen. Im dritten Jahr wird er ſchon ungemein ſtark, wächſt über eine Elle hoch, und hat Kräfte genug, alle Witterungen auszuhalten, er wird zwey, bis dreymal alle Jahr abgemähet, und hält vorzüglich in trocknen Jahren, weil ſeine Wurzeln allbereit ein paar Ellen tief in die Erde ſchlagen, woher er den Zufluß von der Feuchte hat, und gemeiniglich ſo hoch ober der Erde wächſt, als tief er mit den Wurzeln inner der Erde ſtehet.

Die ſo tiefſchlagende Wurzeln fodern alſo wie der Monatklee einen lockern und trocknen Boden, ſtehen dahero erwünſchlich an Rangen, und trocknen Anhöhen, wo die Sonne anfällt. Er wächſt ſo dick und buſchig wie ein Waizenfeld her: den jungen freſſen Kühe, Kälber, Lämmer, auch Schweine gern, alten aber Ochſen und Pferde; er iſt eigentlich der für Pferde gewiedmete Klee, ſo ihnen mit andern Futter vermiſcht zu geben.

Wenn er in der Blühe abgemähet wird, ſo iſt er ein zartes Kühefutter, ſo die Kühe mit ihrer Milch reichlich bezahlen: einige mähen ihn zwey- andre auch dreymal, insgemein läßt man ihn recht ſtark werden. In den Gegenden von Würzburg gegen Schweinfurt, oder zwiſchen Eſtenfeld, Kürnach ꝛc. bey Schwabach, und Weſtheim ſtellt er an den vormals öd gelegenen Rangen eine Augenweide vor, wenn man ihn faſt halbe

be oder ganze Stunden weit in ununterbrochenen Reihen herwachſen ſiehet.

Einige ſäen den Eſparſette mit Haber vermiſcht zu Händenvoll auf Huthweiden, oder Kies- und Sandrangen mit Leimen vermiſcht, nachdem ſie zuvor Erdäpfel allda erzogen haben, wodurch das Erdreich recht bäwich und wohl bearbeitet erhalten wird, dem Gewichte nach nehmen ſie 2, ein halben Centner Kleeſaamen.

Den ſpaniſchen oder dreyblätterigen gemeinen Klee füttert man in Bayern grün und dürr den Pferden, und weiß nicht, wie ſchädlich er ſeye, er macht die Pferde zu fett, träg und faul, zu Arbeiten untüchtig: vorträglicher wäre alldort, wenn man ſich auf den türkiſchen Kleebau verlegte, wozu genug taugliche Pläze vorfindig ſind. Aber auch dieſer Klee darf nicht allein den Pferden verfüttert werden, weil er ſie zu fett, folgſam haarſchlechtig macht.

Den Bienen giebt dieſer Klee an ſeinen Dolden und Blühen eine gar reichliche Nahrung, wobey ſie ſich reichliche Sammlungen machen. Ein Land demnach, wo man ſich auf die Bienevermehrung verlegen will, muß mit dieſen, und andern Kleegattungen einen guten Grund dazu legen.

Den Saamen nachzuziehen, muß man alle Jahr ein beſondres Stück Klee dazu ſtehen laſſen: der reife Saamen fällt gern ab, beſonders wenn er durch Winde zuſammen geſchlagen wird, man ſpiele dahero das ſichere, und ſtreife den reifen Saamen durchaus mit den Händen in Tücher: womit man umgürtet, oder in Körbe ab, die Stängel werden nachmals abgeſchnitten, und trocken zum Winterfutter eingebracht.

Einige ſchneiden den reifen Saamen mit Stångeln ab, binden den trocknen auf Büſcheln, führen ihn dürr ein, und klopfen denſelben ab, ihn auf den Boden zu ſchütten.

Der Klee vom zweyten Wuchs wird insgemein gedörret, und recht dürr in Büſcheln gebunden an lüftige Pläze in Scheuern gelegt, im Winter geſchnitten unter andern Futter den Pferden vorgegeben.

Wer den im Brachmonat abgenommenen Saamen gleich ausſäet, und dabey gute Regen erhält, hat im folgenden Jahr ohne Zweifel Blühen und Saamen davon einzuſammeln, da man ſonſt anderthalbe Jahre auf die Blühen warten muß. Wenn Saamenkörner auf wilde Wäſen oder Wieſen fallen, gehen ſie ſelten auf, und verderben: will man alſo ihr Aufkeimen befördern, ſo muß man friſche Erde, oder recht alten gefaulten Dung beyſchaffen, dieſelbe verbreiten, und er wird ſchön wachſen,

Durch dieſen Kleeſaamen können ganze Gegenden mit zeithero unfruchtbarer, ſandig- und ſteiniger Erde, wo weder Gras noch etwas andres gewachſen, in ſchöne Futterpläze für das Vieh, und endlich in Frucht- und Kornfelder verkehrt werden: will zulezt der Eſparſette nicht mehr recht fort, ſo wird das Feld umgepflügt, mit Korn beſäet, welches an den faulenden Kleewurzeln gute Nahrung findet.

§. III. Vom milchtreibenden Wickenklee.

Der Wickenklee iſt eine beſondre Kleegattung, welche mehr in Franken, als in andern Ländern Deutſchlandes bekannt iſt: aus allen Kleearten ſcheint er aber der fetteſte und nahrhafteſte zu ſeyn.

Die

Die Saamenkörnlein ſind merklich größer als jene vom gemeinen Klee, auch langlecht rund: Er liebt ein fettes doch lockeres Erdreich, eine Mittel- oder wohl gearbeitete Gartenerde iſt ihm die anſtändigſte; darinn keimet und wächſt er gern: ſeine Stängel werden ſtark mit vielen Nebenſtängeln, dickbuſchig, und endlich vom Gewichte der Saamenſchotten ſtark zur Erde geneigt, den Wicken ganz ähnlich, dahero er auch Wickenklee genannt wird. Der Blättlein ſind drey wie am gemeinen Klee, ſie ſind aber Herzförmig, jedes Blättlein iſt langlecht, rundzugeſpitzt auf der einen Seite, auf der andern wie ein Herz eingeſchnitten.

Dieſer Klee iſt das milchtreibenſte Futter, wovon Kühe auſſerordentlich viele Milch geben, welche das Haus mit guten Buttervorrath verſehen kann. Dieſer Klee verdient wegen der beſondern Nuzbarkeit, daß man ihm beſondre Pläze gönnen und wiedmen darf.

Den Wickenkleeſaamen verkaufen die Saamenhändler zu Nürnberg, das Pfund koſtet alldort 32 Kr. das Pfund gemeiner Klee koſtet dort wie zu Bamberg und Würzburg 8, oder 10 Kr.

Der Schnecken- oder Monatklee iſt von ungleicheren Werth, an einigen Orten koſtet das Pfund 20, an andern 24, wieder anderſtwo 30 Kr. wird faſt in jeder Hauptſtadt eines jeden Landes zu kaufen ſeyn. Die Meze Eſparſette ſteht auf 40, 50, auch 60 Kreuzer, nachdem er an einigen Orten häufiger, oder weniger gebaut, oder Saamen erzogen wird. In den Mayn-Werrn- und Izgrund in Franken wird jede Kleegattung häufiger gepflogen, dahero auch der Saamen wohlfeiler iſt.

§. IV.

§. IV. Siebenzeit- oder wohlriechender Klee.

Dieſe Kleegattung wird in verſchiedenen Gärten den Bienen zur Beyhilfe unterhalten, oder zu Arzneyen verwendet, er wird wohlriechend genannt, und ſoll im Tage ſeinen lieblichen Geruch ſiebenmal verliehren, und wieder erhalten, woher er den Namen Siebenzeit erhalten hat.

Seine Fortpflanzung geſchiehet alle Jahr durch Saamen, wird alle Frühling wie gemeiner Klee ausgeſäet: er hat 3 Aſchefarb ſpitzige Blättlein an den Stielen, bekommt gegen den Heumonat hohe runde hohl- glatt- und weißlechte Stängel mit viel Zinken, worauf eine runde purpurfarbe Blume kleiner als auf gemeinen Klee, auf die Blume folgt ein ſtachliges Kölblein wie an der Benedicktwurzel, mit gelben runden Saamen auf die Art eines Hierſekörnleins. Die Wurzel iſt weiß, kurz und klein, das Kraut hat bitteren Geſchmack. Der Klee kann am Saamen, Blättern und Blühen die Stelle einer Arzney vertretten, er wird unter den Theriack gemiſcht, wider das Gift gegeben, treibt den Urin, bewahrt mit Honig und Eſſig gekocht wider die Waſſerſucht, und heilt Schlangenbiſſe. — —

Dieſe Kleegattung wächſt häufig in Böhmen, woher der Saamen zu erhalten iſt: er giebt für Lämmer und Kälber das beſte Futter.

Dieſer Klee heißet auch ſonſt Fœnum Græcum, oder griechiſches Heu, wird nicht nur in Böhmen, ſondern auch bey Erfurt und Bamberg erzogen, es will guten, zugleich etwas naſſen Boden, der vor Winters wohl gedungt, und bearbeitet, im Frühling

aber-

abermal geackert, geeget, und mit dieſen Saamen nicht zu dick beſäet wird; das Feld iſt nachmals öfter auszugraſen. Die Saamenſchotten ſind ſabelförmig, halten 18, bis 20 Saamenkörnlein.

Dieſer Klee bringt große Vortheile, wird deswegen an viele Orte, beſonders nach Hamburg verführt. Wenn der im Heu- und Auguſtmonat reife Saamen geerndtet worden, wird der gepflügte Acker mit Winterkorn beſäet. Auf den Aeckern iſt mit dieſem öfter zu wechſeln, auf einem ſchlägt er nicht ſo an, wie auf verſchiedenen.

V. Abhandlung.

Fremde und unbekannte Kleegattungen ſammt Wickengräſern.

§. I. Der Biber- Hönig- und Hopfenklee.

1. Der Biber- Bitter- Fieber- Sumpf- Scharbocksklee wächſt gern auf quellreichen Wieſen, Sümpfen, hat eine ſchwammige Wurzel, 3 zarte dicke Blätter auf ſaftigen anderthalbe Spanne hohen Stängel, mit weißen hiacyntförmigen Blühen, und gelbrothen Saamen in der Größe wie Hierſekörner. Die Wurzeln muß man fingertief ſezen, wenn man ſie fortpflanzen, und Saamen davon am feuchten Orte ziehen will. Der Klee ſelbſt iſt dürr und grün gut zu füttern, iſt etwas bitter, aber wider die Fäulung und

den

den Schaarbock im Munde gar wirkſam, wird Klapheu genannt. Dieſes wird dürr gepülvert dem Viehe, vorzüglich den Schaafen mit Salz wider den Huſten gegeben. Die Wurzeln geſammelt, und geſchnitten, an mäßiger Wärme gedörrt ſind als Thee, gebraucht, ein heilſames und bruſtheilendes Mittel.

Weil übrigens dieſe Klee von Natur aus gern an naſſen und ſumpfigen Plätzen wächſt, ſollte man ſeine Verpflanzung darauf erweitern.

2. Der Hönig⸗ oder Schottenklee hat gelbe abwärts hangende Blühe, welche mit den Hauptſtilen und kleinen Nebenſtilen faſt eine Krone bilden; die darauf folgende Schotten ſind etwas länger als ein Zoll; er wächſt gern an Feldrangen und auf trockenen Wieſen, iſt dem Viehe ſowohl grün als gedörrt das ſchmackhafteſte Futter.

Der davon erhaltene Saamen liebt ein dem Biberkleeboden entgegen geſetztes Erdreich, und muß auf trockenen Pläzen ausgeſäet werden; der einmal geſäete pflanzt ſich von ſelbſt aus den Wurzeln fort, und hält lange Jahre auf dem nämlichen Felde an.

3. Der Hopfenklee wächſt in folgenden Jahren ſtärker, iſt anfangs kleiner als der gemeine Klee, wächſt aber dicker mit blasgrünen kleeartigen Blättern, die oval rund ſind; die 8, auch 10 Zolle hohe Stängel mit gelben Blühen ſtecken in ovalen Knöpfen eine Aehnlichkeit mit dem Hopfen vor.

Dieſer Klee hält alle Witterungen aus, iſt gar nicht heickel, ſchießt auf leicht⸗ und mürben Leimenboden bald auf, wird zur Zeit, wo man die Früchte ſäet, ſammt den Hülſen ausgeſäet, und vor andern gar häufig in Engelland gebauet. Dieſen Klee frißt

das Vieh ſo begierig, als irgend einen andern, verurſacht alſo nothwendig ein ſtarkes Blähen; dieſem aber vorzubiegen ſäen die Engelländer einen Theil Hopfenkleeſaamen mit fünf Theilen vom dreyblätterigen Klee vermiſcht aus. Er liebt für Korn gewiedmete, und angebaute Felder, und iſt darauf einmal geſäet faſt nicht mehr zu vertilgen, dient dahero den Engelländern um ſo beſſer, ihr 6 Jahre lang benüztes Kornfeld, welches ſie zum Klee und darauf zum Wieſenbau liegen laſſen, damit zu beſtellen.

Wir Deutſche hätten eben ſo taugliche Pläze auf den Vieheweiden oder ſchlechten Wieſen, wenn wir auf eine gleiche Art verbeſſerte Einrichtungen machten.

§. II. Der Erdbeerklee, Reisklee, Hirſch- und Harzklee.

1. Der Erdbeerklee, ſonſt auch Erdbeerkraut iſt eine den Engelländern gar angenehme, und bey ihnen hochgeſchäzte Kleeart, welche man dort mit groſſen Fleiße und Vortheil erziehet; er wächſt gern an ſchattigen Orten in Thälern wie auf Bergen, wird jezo löblich in verſchiedenen Gärten erzogen. Das Kraut davon iſt eines der geſündeſten, treibt, wie Theekraut aufgedörrt, und zum Thee verwendet, den Urin, und Monatzeit, ſoll auch in Händen gehalten das Blut ſtillen.

2. Der Reisklee iſt ein langer ſtaudenartiger Klee, und gutes Futter für Rindviehe, Schaafe, Geiſſe, und Bienen; er hat gelbe Papilionblühen, welche traubenartig herabhangen. Dieſer Klee wächſt häufig im Wälſchlande mit der Geisraute, wird aus Saamen erzogen, und hält 4 Jahre lang, liebt ſandige feuchte

Erde, iſt eines der geſündeſten Futterkräutern, dient auch zum Salate.

Der Geisklee, Hopfen= und Hönigklee, Steinklee Siebenzeit, Luzern, Eſparſete, und mehr andere dergleichen ſind in dem in ſeinen Umfang kleinen, aber in der Wirthſchaft größten Stift Gleink, des H. Bened. Ordens in Oberöſterreich durch die unermüdete Sorgfalt Sr. Hochw. und Gnaden des Herrn Prälaten und Abbten Wolfgangens mit Namen, in einer für die Bienen angelegten Kräutergarten gepflanzet zu finden, und werden von dieſem groſſen Wirthſchafter jedem mit Vergnügen abgereichet. Würden ſich mehrere von ſolchen Eigenſchaften vorfinden, ſo wäre die Landwirthſchaft ſicher in den blühendſten Stande verſezt, und erhoben.

3. Der Hirſchklee wächſt auch auf Sümpfen und feuchten Lagen, ſeine Stängel gleichen an der Höhe den Hanfſtängeln, mit ſchwarzgrünen zerkerbten Blättern, wie Hanfblätter. Dieſer trägt einen fliegenden Saamen wie Antivien in groſſen Kronen; er iſt bitter, reinigt Lunge und Leber; verwundete Hirſchen heilen ſich damit.

4. Harzklee wächſt Ellen hoch mit zarten, ſchwarzen binſenartigen Rüthlein, hat einen Geruch wie Härz; ſeine zarte Blätter riechen wie Raute, endlich ſtärker wie Harz oder Pech. Dieſer heilt mit dem Saamen in Waſſer getrunken das Seitenſtechen, treibt den Urin ꝛc. und ſtillet das Fieber.

§. III.

§. III. Kriechender Klee, Leberklee, Sichelklee, Razenklee, Raupenklee, Stein- und Spizklee.

1. Der kriechende Klee hat doldenförmige Blumenköpfe, und vierſaamige Hülſen, wächſt gern auf den Vieheweiden; er dehnet bey warmen Wetter ſeine Blätter aus, und ziehet ſie bey annahender Näſſe oder Regen zuſammen, dient alſo, und giebt eine Auskunft über die Wetterveränderungen; iſt ſonſt ein treffliches Viehefutter.

2. Leberklee, oder Leberkraut hat Blätter wie Häſelwurzel jedes in 3 Theile getheilt, faſt wie das Kleeblatt, oben dunkelgrün, unten blaßgrün, vorne mit weiſſen Flecken beſprengt auf Stilen zur ſpannelang. Dieſe zeigen, ehe die Blätter ausſchlagen, blaue auch fleiſchfarbe Blühen mit lieblichen Geruch, worinn lichtblaue ſpizige Saamenkörnlein folgen. Die Wurzel iſt dünn, zaſerig und ſchwarzroth. Dieſe Kleeart wächſt gern an ſchattigen Orten, die Stöcke ſind zertheilt alle 6 Jahre zu verpflanzen. Die Blätter dienen zu Salate, und Kräuterwein; im Waſſer geſotten, und zum Gurgeln genommen, heilen ſie die Mundfäule, Geſchwülſte und Leberzuſtände.

3. Sichelklee, oder ſchwediſcher Heuſaamen wächſt in Wäldern auf Rainen oder trockenen Wieſen, hat gelbe Blühen und ſichelförmige Schotten Das Viehe frißt dieſen Klee faſt lieber, als jeden andern; er kann aus Saamen auf ungebauten oder unfruchtbaren Feldern gepflanzt erzogen werden; der Saamen zeitigt ſpät, und hält fünf Jahre, dann muß er wieder friſch geſäet werden.

4. Der Kazenklee hat runde rauhe Stängel mit Blättern wie der türkiſche Klee: ein Stängelein bringt gelbe, das andre aſchefarbe, oder weißlechte Käzlein, worinn gelber Saamen. Dieſe Kleeart iſt klein und niedrig: einige machen einen beſondern Gebrauch davon, nämlich eine glatte Haut zu machen, kochen ſie den Klee mit Waſſer, und vermiſchen ihn mit Hönig.

5. Der Raupenklee iſt mit dem Schneckenklee nahe verwandt, und trägt eine raupenähnliche Frucht.

6. Sauerklee wächſt an ſchattigen und feuchten Orten im Walde, beſonders auf und bey alten Holzſtöcken, wird wegen ſeiner beſondern Nuzung an ſchattenreichen Orten bey Alleen in Gärten gebaut: er hat drey Blätter an einem rothen ſpannehohen Stängel, welche auf mageren Boden nur fingerlang wachſen. Dem Viehe wäre dieſer Klee ein geſundes Futter, wenn er in großer Menge geriethe, wegen der Salzſäure liebt ihn das Vieh ungemein, bleibt ihm als eine Arzney.

Aus dem vom Sauerklee gepreßten Saft wird ein theures aber köſtliches Salz bereitet, Sauerkleeſalz genannt, nämlich dee Saft wird bis auf den dritten oder vierten Theil eingeſotten, hernach an einen kühlen Ort in hölzerne Geſchirre geſtellt, ſo ſchießen Salzkörner an, welche abzuſchwemmen ſind: damit werden alle Flecken aus Leinwand und andern weißen Zeugen gerieben, wenn man ein oder andres Salzkörnlein einreibt, und mit reinen Waſſer befeuchtet; der ganze Flecken verſchwindet. Der Klee ſelbſt iſt eine Arzney wider Blattern und Fäulung im Munde, auch wieder Fiſteln mit Alaunwaſſer gemiſcht; oder mit Wein geſotten, in den Mund genommen.

7. Spiz-

7. Spitzklee mit ſpitzigen Blättern hat weiße Blühen, iſt wie Siebenzeit, ſo einige Wieſenklee nennen, ein vorzüglich gutes Futter für Kälber: beyde verdienen zur Aufnahme der Kälberzucht gebaut zu werdeu.

8. Der Steinklee wächſt Ellehoch mit vielen Nebenſtängeln, hat zerkerbte Blätter und lange Faſern, bringt gelbe und weiße Blühen, worauf krumme Schotten folgen. Dieſe Kleeart ſchlägt auf trockenen Feldern, Rangen und Wieſen mit Kies= Stein= oder Sandboden an, und dauert lang: er iſt dem Viehe beſonders Schaafen ein ſchmackhaftes Futter, giebt auch den Bienen ihre Weide. Mit dieſen und andern Kleearten könnten ungemein große Strecken von gedachter Erdart, wenn man nur mit einiger Bearbeitung oder Lockerung des Bodens helfen würde, zur guten Schaafweide hergerichtet werden.

§. IV. Wicken ſammt wickenartigen Gräſern.

1. Die Erbſenwicke wächſt an rauhen bergigen Orten, hat im Brach= und Heumonat weißgelbe Blühen auf Traubenart, oft 30 an einen Stängel zu etlichen Schuhen lang. Dieſe Wicke muß den Engelländern auf entfernten Feldern beſondre Dienſte thun; weil ihnen zu beſchwerlich iſt, auf weit entlegene Felder den Miſt zu führen, ſie damit zu dungen, ſo ſäen ſie dieſe, oder Heidekorn dahin aus, und ſobald ſie blühen, ackern ſie dieſelbe unter, egen, und beſäen den Acker mit Winterfrüchten, wie im I. Theile gedacht worden.

Dieſes fette Wickengewächs iſt oftgemeldter Maſſen eines der beſten Fütterungen für Kühe, treibt die Milch ungemein: die Körner ſelbſt ſind ein Futter für

verſchiedene Thiere, nämlich für arbeitende Pferde, Maulthiere, Tauben ꝛc. Die beſte Verwendung davon machen jene, welche ſie mit gelben Rüben vermenget, den Maſtochſen vorgeben.

2. Eine andre Wicke iſt ein nicht minder ſchäzbares Viehfutter, die fortwährende, oder ſich ſelbſt fortpflanzende Wicke genannt, ſie wächſt auf mehrere Schuhe lang, vermehrt ſich auf guten Boden ſehr ſtark, macht einmal geſäet, keine fernere Mühe.

3. Die gelbe Wicke ſonſt Platterebſe, wächſt auf mäſſig trocknen Wieſen mit dunkelgrünen, ſchmalen und ſpitzigen Blättern, wird insgemein, ehe der Saamen reif werden kann, abgemähet. Wer dieſes dem Viehe ſo nahr- als ſchmackhafte Futter fortzupflanzen denkt, muß beym Wieſenmähen, wie beym Klee, zum Saamentragen Wickenbüſche ſtehen laſſen. Der in Maulwurfhäufen tief eingeſteckte Saamen, nachdem ſie eingeebnet worden, kann trocken gelegene Wieſen treflich verbeſſern.

4. Die Zaunwicke bleibt an ſich ſelbſt klein, wächſt gern bey Zäunen, wird, wenn ſie ſich anhängen kann, ein paar Ellen hoch, iſt ein unvergleichliches Viehfutter; eingeebnete Maulwurfhäufen (ſonſt Scheermäushügeln) wären mit dieſen vielfältig zu verbeſſern, wenn man den Saamen im April mit Kleeſaamen aufſtreuen, und einrechen (einharken) würde.

5. Die Vogelwicken auch Zitterlinſen genannt, ſind ein dem Rindviehe oder Schaafen ſo gutes Futter, als ſie dem Korn und andern Früchten ſchädlich ſind, ſie ſollten zur Verbeſſerung der trockenen Wieſen, und eingeebneten Hügeln dienen.

VI. Abhandlung.

Die fürnehmere Wieſen- und Futtergräſer.

Die verſchiedneſte Kleegattungen ſind der gröſte und ſtärkeſte Beytrag zum Viehfutter, und taugen zum Theil, die Wieſen zu gründen. Dieſe Gründung aber vollkommener zu beſtellen, ſind noch verſchiedene nicht minder nuzbare als heilſame Gräſer und Futterkräuter, welche theils aus Aeckern, theils auf Wieſen zu pflanzen, damit dem Viehe allzeit ein gutes, mit Klee vermiſchtes Futter verſchaft, und giftige Gräſer getilget werden.

§. I. Auf Aecker zu pflanzende Futtergräſer.

1. Ein unter die erſte Futtergräſer zu zählendes, iſt das parmeſaniſche Futterkraut Sulla, oder Silli genannt, es wächſt auf den Wieſen im Parmeſaniſchen, iſt eines der beſten und milchtreibenſten Gräſern für die Kühe; daher kommt, daß die Milch davon auſſerordentlich gelb und raumreich ausfällt: die davon gemachte parmeſaniſche Käſe geben denen, welche ihn genieſſen, zu verkoſten, wie ſchmackhaft die von dieſem Kraut entſpringende Milch ſeye. Dieſes Futtergras iſt in Franken erzogen, und aus Saamen aufgebracht, auch an mehr Orten ausgeſäet worden, da man aber ſeine Eigenſchaften und Dauer noch nicht ſo genau kannte, auch nicht auf die Einſammlung des Saamens dachte, gieng es wieder aus.

Sulla oder Sylli fodert ein fettes mürbes Erdreich, iſt alle 3 Jahre wie der gemeine Klee von friſchen Saamen, welcher aus den Gegenden von Parma zu erhalten iſt, zu erziehen; denn im vierten Jahre gehet dieſe Grasart aus, und verliert ſich, wie der gedachte Klee: es muß im übrigen, weil es zart und von Fröſten leicht Schaden nehmen könnte, wie der Monatklee erſt am Ende des Brachmonats ausgeſäet, und vor Winters mit ſtarken Strohdung gedeckt werden, welcher im folgenden Frühling nach verſchwundener Kälte weggeräumet wird. Soll der Saamen wohl zeitigen, ſo muß man für dieſes Futtergras warme Lagen wählen: wird es fortwährig wie der Klee gebaut, ſo kann es auch mit der Zeit ſelbſt im Deutſchlande einheimiſch und allgemein werden, iſt alſo auch an kälteren Lagen zu pflanzen.

Nach Wälſchland Reiſende, oder einen Briefwechſel unterhaltende Kaufleute, werden leicht Gelegenheit finden, den Saamen aus dem Parmeſaniſchen zum erſten Anfang kommen zu laſſen.

2. **Mohar**, oder **Mugar** iſt ein andres Futtergras, ſo in Ungarn auf den Aeckern, wie der Klee im Deutſchlande, gepflanzet wird: in den Gegenden von **Raab**, oder ſogenannten **Raabaue** wächſt es auf lockern feuchten Feldern mannshoch, iſt das beſte und nahrhafteſte Futter für Ochſen und Kühe, welchem man die vorzügliche Größe und Stärke des dortigen Rindviehes zuſchreibt.

Der einmal geſäete Saamen ſäet ſich alle Jahr von ſelbſt friſch aus, er zeitiget bald, iſt dahero auch bald einzuſammeln, ehe er ausfallen kann: die Stängel von dieſem großen Futtergewächſe gleichen faſt dem

Rohr,

Rohr, werden auch, wenn ſie allzuſtark ſind, von den Bäckern in Wien zur Reinigung der Backöfen gebraucht.

Der jung geſchnittene Mohar iſt für Kühe und junges Vieh ein unvergleichliches Futter, der ausgewachſene giebt den Ochſen ihre Nahrung grün oder gedörrt. Zum Saamenziehen muß ein beſonders Stück ſtehen bleiben, ſolchen auf ein neues Feld auszuſäen, und damit zu allen Zeiten umzuwechſeln.

Die Schweizer, wie bekannt iſt, haben auf ihren Alpen die fürnehmſte nnd gedeihlichſte Futtergräſer, und daher ſo großes ſchönes Vieh: ſie ſind deſſen ohngeachtet mit den eigenen nicht zufrieden, ſie pflanzen den Monatklee ſammt andern Kleearten, ihren Vieheſtand zu erheben; zu dieſem Ende ſuchen ſie auch den Mohar aus Ungarn, wie Sylli aus Wälſchland. So nämlich, müſſen emſige Wirthſchafter von einem Lande ins andre hohlen, was dort mangelt, dabey wird der Wechſel, wie mit Kräutern und Gräſern, alſo mit den Feldern ſelbſt befördert, und aus fremden Landen beygebrachte Futterkräuter, wie Getreide ſchlagen im andern allzeit beſſer zu.

3. Der Spergel oder Spark iſt ein Gras mit dünnen runden knotigen Stängeln, ungefehr eine Spanne hoch; bey jeden Knoten wachſen rund herum ſehr dünne ſchmale Blätter, auf den Spizen der Stängeln ſind kleine weißlechte Blühen, worauf kleine Blaſenvoll kleinen ſchwarzen Saamen folgen. In Böhmen wird es Mariengras, in Sachſen Anörig, Steinleberkraut, und Herzfreud genannt: es wird als das fürtreflichſte Futterkraut in Braband, und in der Niederlausniz bey Kochlar gar ſtark gepflanzet;

es iſt am Ende des Aprils auszuſäen, nach 8 Wochen ſchon zu mähen. Der ausgedroſchene Saamen kann, nachdem er 4, bis 5 Tage getrocknet worden, wieder aufs neue in friſche Kornſtoppeln, wohin man ſonſt einen Scheffel Korn ſäet, zu ein Viertel in wohl geegtes und gebautes Feld ausgeſäet werden. Das davon aufwachſende Futtergras blühet am Ende des Herbſtmonats, und kann bis ans Ende des Wintermonats ſtückweis abgegraſet den Kühen verfüttert werden, welche ſich dagegen mit fetter Milch einſtellen: die Schaafe freſſen es auch gern.

Der Spergelſaamen kommt auf jeden Sandboden am beſten fort, und von den Saamen iſt gutes Oel zu erhalten.

4. Das Thimothäusgras wird vor vielen andern angeprieſen: es fodert ſtarken Boden, und wächſt an Sumpforten zum Erſtaunen groß. In jedem Lande hat man viele Sümpfe, und an dieſen die tauglichere Pläze dazu, nur müſſen ſie gehörig bearbeitet werden, und das Vieh kann von ſolchen ganz unnüzen Pläzen einen nuen Zuwachs an dieſen, wie am großen Miliz, welcher mit jenem der Beſchreibung nach eines zu ſeyn ſcheinen, erhalten.

Den Saamen von dieſer Grasart hatte man vormal in der endteriſchen Buchhandlung zu Nürnberg, das Pfund wurde um 45 Kr. abgegeben, und er wird auſſer Zweifel auf Beſtellung von dort verſchaffet werden.

Auf einen Morgen Feldes ſind zwey, höchſtens vier Pfund Saamen hinlänglich, er wird in das wohlgebaute und geegete Erdreich dünn ausgeſäet, und

zwar

zwar nach Wohlgefallen im Frühling oder Sommer, nämlich vom Hornung an, bis zum Herbſtmonat.

Dieſes Gras giebt für Pferde, Ochſen oder Kühe das angenehmſte Futter grün oder dürr, nur muß es zu Heu gerichtet wohl gedörrt werden: die Zeit ſolches abzumähen iſt, ſobald es ſeine Aehren hat. An Sumpforten mit fetten Boden wächſt es ſo dick, und ſtark, daß kaum ein Stück Vieh dadurch gehen kann, es wächſt auch oft 5, bis 6 Schuh hoch. Für Kühe und junges Vieh kann es ſchon, ehe es in die Aehre ſchießt, abgemähet, und gefüttert werden, bey Kühen vermehrt es die Milch anſehnlich. Das Gras, ſo man zum Saamentragen ſtehen läßt, darf nicht zu eng ſtehen, ſondern muß einen Schuh weit in ordentlichen Reihen voneinander ſeyn: auf den reif werdenden Saamen iſt auch genau zu ſehen, damit ihn der Wind nicht wegführe, er wird nachmals geſäet, nicht untergeeget, ſondern mit Dornwellen, oder langen Büſcheln, oder dicken Stangen eingeſchleifet. Die Stängel vom Saamen dienen übrigens wie Kornſtroh.

5. Der Spinat mit ſtachligen Saamen und breiten Blättern kann zum Viehfutter, ſonderbar in trocknen Jahren, wie das vorige geweſen, einen merklichen Beytrag verſchaffen, und vielmal dem Futtermangel im Herbſt und Frühling ſteuren. Es iſt bekannt, daß der Spinat im Herbſt ſchön aufwachſe, und ein paarmal abzuſchneiden ſeye, er erhält ſich nachmals im Winter, und wächſt im erſten Frühling vor allen Gräſern und Kräutern auf, er iſt eine gute Speiſe für Menſchen: und ſollte er dem Viehe ſchädlich ſeyn? Er hat freylich das Beſondre, daß er ſtark abkühlet, und dadurch dem Viehe einen Durch-

fall verurſachen könnte, oder das Vieh wird ihn anfangs ungern freſſen, bis es daran gewöhnet iſt: allein man helfe mit zugeſezten geſchnittenen Strohe, oder andern dürren Futter, ſo wird ihn das Vieh vermiſcht gern freſſen, und man wird im Frühling, wo noch kein andres Gras oder Kraut gewachſen, eine große Beyhilfe daran finden.

Zum Spinat kann man ein Stück Feld, wo die Gerſte geſchnitten worden, nehmen, die Stoppeln werden umgepflüget, geeget, und der Saamen iſt reihenweis, oder wie das Getreid zu ſäen, und unterzuegen. Auf fetten Boden wächſt er ſchön auf, giebt bald ein Herbſtfutter. Wenn er im Frühling das erſtemal abgegraſet worden, läßt man ein Stück zum Saamentragen aufſchieſſen, das andre graſe man das zweytemal ab, nehme den zeitigen Saamen, und verwahre ihn, damit ein andres Stück Gerſtenfeld anzubauen. Die Schaafe können das übrige obenhin getrieben abäzen, und die Spinatwurzeln werden eingeackert dem Acker zum Dung, das wieder Winterfrüchte darauf wachſen können. Der Spinat verbeſſert alſo die Aecker.

6. **Schnittkohl**, oder **Kohlſaat** könnte in Nothfällen eben ſo ein gutes und taugliches Herbſtfutter abgeben, nachmals im Frühling kann man den Schnittkohl, weil die Gemüße, und grüne Kräuter rahr ſind, zur Zuſpeiſe nehmen, und die Kohlſaat gleich zum Saamen aufſchieſſen laſſen, das köſtliche Oel davon ſchlagen und auspreſſen zu laſſen, worüber mehr im I. Theil nachzuleſen iſt.

Wer Salat reihenweis ſäen, und nicht zu tief abſchneiden wird, erreicht einen gleichen Endzweck, er

er wächſt vier = auch fünfmal abgeſchnitten, wiederum friſch auf, iſt dahero nicht blos einmal nach bisherigen Gebrauch, ſondern öfter zu benüzen.

§. II. Auf den Aeckern oder Wieſen brauchbare Gräſer.

1. Das Höniggras, ſonſt das wollige Pferdgras genannt, iſt ein Futtergras, welches kaum einen andern nachſtehen darf, in den Gegenden von Schwabach in Franken, macht man einen ſtärkeren Gebrauch davon.

Dieſes Gras treibt 2. bis 3 Schuh hohe Hälme, blühet im Brach = und Heumonat auf Wieſen, und an Gewäſſern, der Saamen wird auch bald reif; weil er aber insgemein durch baldiges Abmähen des Heues nicht wohl zeitiget, muß man ihn zu erhalten, Grasſtöcke aus Wieſen graben, und in die Gärten überſezen. Fällt nachmals beym Abſtrüpfen der Saamen zwiſchen den Fingern in die Hände, ſo wird er in verbreitete Tücher geſammelt, am Luft getrocknet, in Leinwadſäcken aufbehalten. Im Frühling, wo keine Fröſte mehr zu beförchten, wird er ungefehr im Anfang des May mit dreyblätterigen Klee ausgeſäet; man darf auf einen Morgen nur den vierten Theil von dieſen Saamen nehmen, als man ſonſt vom Kleeſaamen nöthig hat; und weil er ſehr klein, nimmt man zu 4 Pfund Kleeſaamen 1. Pfund Höniggrasſaamen, im dritten oder vierten Jahre gehet der Klee aus, und man hat die ſchönſte Wieſe voll Höniggraſe; denn dieſes ſezt erſt, wie der türkiſche Klee, im zweyten und dritten Jahre recht zu, und wird ſichtbar Viele ſäen dieſen Grasſaamen unter die Sommer = andre auch unter die Winterfrüch=

früchte, nur können dieſe Felder nicht ferner mit Getreide beſtellt werden, ſondern bleiben gleich zur Wieſe liegen.

Im dritten Frühling oder noch im Winter, ſchon im Hornung wächſt das Höniggras, ehe der Klee wächſt, und im April ſteht es ſchon hoch, ohne daß ihm die Fröſte ſchaden können. Das Gras iſt oft ſogar im Chriſtmonat, wenn kein Schnee liegt, abzuſchneiden.

Dieſes iſt das einzige Futtergras, ſo man naß in Regentagen graſen, und dem Viehe ſicher und ohne Schaden verfüttern kann. Auf fetten Erdreich wächſt dieſes Gras ſehr hoch, legt ſich hernach gern um, und nimmt Schaden, man mähe es derohalben im Frühling einmal ab, es wächſt wieder friſch auf, und wird zu Heu tauglich; auf mageren Boden aber läßt man es bis zur Heuerndt ungemähet fortwachſen.

Wer dieſe Grasart pflanzen, und damit neue Wieſen anlegen will, der pflüge, nachdem das Heu vor Johann abgebracht worden, die ſchlechte Wieſe, Huthweiden, öde Pläze herum, nach verfloſſenen 6 oder 8 Wochen wird das Feld abermal umgeackert, im Auguſt bey heiſſer Sonne mit ſchweren Egen überfahren, damit die Wäſen zertheilt werden, bald darauf wird der Plaz wieder umgepflüget, und eben ſo, als wollte man Waizen ſäen, zubereitet. Im folgenden Frühling wird der Höniggrasſaamen mit Kleeſaamen vermiſcht ausgeſäet, und wie Klee eingeſchleift.

Auf dieſe Art können ganze Huthwäſen nach und nach angelegt werden; im erſten Jahre kann man auch Haber oder Gerſte, oder Wicken zugleich mit auſäen, ſo hat man größeren Nuzen, auf den Haber ꝛc. folgt der Klee, auf den Klee im dritten Jahre das vollkomme-

ne

ne und ſchon ſtarke Hönniggras. Dieſes wächſt gern auf jeden Feld, und auf trockenen iſt Gips ſein beſter Dung.

Dieſes Gras mit Klee vermiſcht, iſt jedem Viehe ganz unſchädlich, ſonderbar für Säuglinge im Herbſt und Frühling, für Lämmer, Schaafe und Kälber.

Wer für Schaafe Huthweiden davon zurichten will, wähle dazu hangende Pläze, Rangen, oder wenigſtens trockene Wieſen, öde Pläze, und ſonſtige Huthweiden, und bearbeite ſie ſchon gemeldtermaſſen, laſſe aber bis ins vierte Jahre keine Schaafe darauf weiden, ſondern mähe das Futter für ſie ab; denn die Schaafe ziehen das Gras mit den noch ſchwachen Wurzeln heraus, oder beiſſen die Graskronen ab, daß kein Gras mehr wachſen kann.

2. Der groſſe Miliz ſonſt Viehegras iſt ein vielfarbiges Waſſerrüpſengras, und eines der größten Gräſer an den Ufern der Bäche und Flüſſe, oder auf den Dämen der Weyer und Seen; es iſt eine auf ſumpfig- und naſſe Plätze taugliche Grasart, und kann dieſe mit Nuzen beſezen. Die Stängel davon werden ſammt vielen Nebenſtängeln 4, 5, auch 6 Schuhe hoch, wenn ſolches Gras auf naſſen Pläzen ſtehet, auf andern aber treibt es kleinere Hälme; das Rindviehe friſſt das erſte lange fette, die Schaafe das kürzere magere mit Vortheil; wo Waizen und Kohl wächſt, ſchlägt es trefflich zu, und geräth ſo gut als Haber. Die ſtarke Stängel oder Hälme werden im Winter wie Strohe geſchnitten, dem Viehe gegeben. Dieſes iſt, obſchon es an Orten, wo ſonſt nur ſaures Futter geerndtet wird, ſtehet dennoch ein ſüßes Futter.

Der Miliz bringt häufigen Saamen, und fordert eine gleiche Pflanz- und Bauart wie das Hönniggras;

der

der Kleeſaamen muß aber wegbleiben, weil an feuchten Orten kein Klee wachſen kann.

§. III. Die kräftigen Gräſer für Wieſen.

Bey Anlegung neuer Wieſen iſt allzeit auf diejenige Gräſer zu denken, welche ſtärkere Stängel, und kräftigere Sämen bringen, oder dem Viehe geſünder ſind, damit man nicht die ſchlechte mit den guten erziehe. Man ſammelt zu dieſem Ende theils von obgedachten, theils von nachſtehenden Gräſern die Sämen, und verwahrt ſie, damit neue Wieſen herzurichten.

1. Knollhaber, oder Raygras hat lange ſaftige, eine bis 2. Ellen lange Hälme mit kräftigen Körnern; dieſes Gras beſteckt ſich erſtaunlich ſtark, iſt an Blättern reicher als jede andere Grasart, wächſt frühezeitig auf, und iſt öfter zu mähen. Dieſes Gras frißt jedes Viehe gern, es iſt grün wie dürr das kernhafteſte Futter, trägt auch vor andern ſtärker und reichlicher, kommt auf ſchlechteren jedoch trockenen Boden fort, iſt an der Kraft dem Klee kaum nachzuſezen. Die Engelländer heißen dieſes Gras den Graslauch, oder Lulch: die Franzoſen aber den höheren Haber.

2. Der Wieſenhaber iſt hochfärbig mit glänzenden Ripſen, iſt eine frühe ſtaudige, harte und groſſe Grasart, wächſt auf ſchlechten Grunde an trockenen und erhobenen Orten, gehört unter den Wildhaber, ſo jedoch vom Wildhaber ſelbſt unterſchieden iſt.

3. Ackerſtrausgras, Schmilen oder Schmerlen iſt eine Art von beſſeren Gräſern, gehört unter die zarte weichblätterige Gräſer, wächſt im Frühling zuerſt auf, und hält ſich im ſpäten Herbſt zum längſten grün: es ſteht gern auf Wieſen, aber lieber auf Aeckern im

Win-

Wintergetreid; in naſſen Jahren wird es ſehr hoch mit dünnen Hälmen, ſcheint dahero naſſen und lockeren Boden zu lieben. Zur Erndtzeit ſieht dieſes Gras ganz braun aus, der reife Saamen ſäet ſich von ſelbſt aus, unterdrückt auch nicht ſelten die Getreidſämen. Wer neue Wieſen damit anſäen will, miſche, wenn der Platz nicht zu naß, dreyblätterigen Klee dazu, weil dieſes Gras im erſten Jahre ſchwach bleibt, und allein nicht zu graſen iſt, im zweyten Jahre aber hat man ein anſtändiges Futter. Auf naſſen Gegenden ſäe man Haber darunter, ſo bleibt das Feld im erſten Jahre nicht unbenützt.

4. Der Bocksbart iſt vermuthlich eben das Gras, ſo man in Oeſterreich Milchgras oder Milchſtauden nennt, es hat den Namen von ſeiner haarigen gelben Blume, heißt auch Habermilch oder Bauchbart. Das Gras mit ſeinen Blättern iſt dem Knoblachkraut ähnlich, auf den runden glatten Stängeln wachſen groſſe bleichgelbe Blumen faſt wie am Alant, worauf haarige Knöpfe mit ſchwarzen Saamen an jedem Haare folgen; der kleine Saamen verfliegt auch mit den Haaren, oder wolligen Weſen. Dieſes Futterkraut bringt den Kühen eine ſüße und häufige Milch zu; es wächſt gern auf Wieſen, und trockenen ſteinigen Orten, wird von vielen wie Spargel zum Salat gerichtet, von andern aber roh, oder gekocht wie Sauerampfer genoſſen. Die Wurzel von dieſem Graſe iſt rund, weis und dick, der Scorzonera ähnlich, oder vielmehr dieſe ſelbſt, dient auch unter Salate; wer ſie am Ende des May gräbt, kann daraus ein köſtliches Waſſer brennen.

5. Der

5. Der gemeine Bibernel wächſt gern an warmen Rangen, und auf trockenen Wieſen mit ſchwarzer Erde, hat lange weiſſe Wurzeln ſo gut als Ingwer, könnte auch vermuthlich in Deutſchland die Stelle des Ingwers vertreten. Die Blätter vom Bibernell ſind ſchwarzgrün, oben glänzend an hohlen knopfigen Stängeln mit weiſſen Blühen, worauf ein dem Peterſille ähnlicher Saamen folgt. Dieſer iſt nicht nur das geſündeſte Futter, ſondern auch zugleich eine Arzney für das Vieh. Man erzieht an vielen Orten den Bibernell in Gärten, ich ſahe ihn aber ſo häufig und ſchön auf den Wieſen unfern dem ſchönen Ciſterc. Stift Villeringen in Oeſterreich, als irgendwo.

6. Der kleine Bibernell wächſt wild auf ſteinig- und bergigen Orten, dieſen frißt das Viehe ſonderlich gern. Sonſt öfnet, und reinigt er, widerſtehet dem Gift, heilt die Schwind- und Waſſerſucht. Das Oel davon giebt wider dieſe Krankheiten den wirkſamſten Gebrauch.

Der groſſe italieniſche Bibernell will feuchte Wieſen, oder Gartenpläze, er wird unter Kräuterſalate genommen. Ein davon zubereiteter Syrup iſt ein blutſtillendes Mittel. Wer ihn vom Saamen erziehen will, ſäe ihn im Frühling in gute Erde, bedecke ihn im folgenden Winter mit Hünerkoth. Der Saamen iſt von unabgeſchnittenen ganzen Sproſſen zu erziehen.

7. Lattig, oder Schmalzkraut, iſt zahmer und grauſer, rund oder breiter, auch gröſſer und weiſſer. Alle ſind gute Milchkräuter mit gelben Blumen wie Sternlein gefüllt. Das Kraut davon iſt zart und lind; die Wurzel lang und zaſerig; der reife Saamen verfliegt gern.

Der wilde Lattig hat dünnere und rauhere Blätter von bitteren Geſchmack am längeren Stängeln als Zamer; die Wurzel aber iſt kürzer. Die zarte Lattigblätter ſind eine gute geſunde Speiſe, erweichen und ſtärken; der Saamen mit Wein getrunken, befördert den Schlaf, allein aber vermehrt er die Milch.

8. Braunellen alſo genannt, weil ſie die Bräune oder Entzündung der Zunge heilen, heißen auch Gottheil, wegen heilender Kraft bey Wunden und Gebrechen. Dieſelbe haben ellenlange fette Stängel mit Kraut wie Balſam, blühen im Frühlingsanfang, wachſen auf Wieſen und anderſtwo; verſchiedene Arten davon unterſcheiden ſich nur durch weiſſe, braune, oder blaue Blühen; alle geben grün oder dürr dem Viehe eine gute nahrhafte Fütterung. Der Saft davon mit Roſenwaſſer über das Haupt geſchlagen, lindert Hauptwehe, ſtillt die Ruhr mit Wein vermiſcht, und getrunken; heilt auch Schäden giftiger Thierbiſſe; das Kraut geſtoſſen mit Eſſig und Bleyweis verſezt, über erhizte Orte gelegt, ſchaft Linderung.

9. Scabioſa hat lange Stängel mit blau und rothlechten Blühen, heißt auch Apoſtem = oder Grindkraut, wächſt gern auf dürren Wieſen, Hügeln und Feldern, iſt im April vom Saamen, den man in mürbe Erde säet, leicht zu erziehen. Die vom Auguſt bis gegen den Winter anhaltende Blühe ſind vom lieblichen Geruch. Wenn die äußere Knoſpen vom Saamen reif und dürr, iſt auch der Saamen zeitig, und zu ſammeln; wer die Pflanzen im Winter mit Stroh oder Wachholderreiſern wider die Feuchte deckt, erhält im Sommer bald Blühe und Saamen; lezterer iſt ſchöner

von der Sternſcabioſa einzuſammeln. Dieſe Grasart iſt dem Viehe ſo ſchmackhaft, als heilſam und geſund.

Dies Kraut davon iſt ein Bruſt, Lunge und Schwindſucht heilendes Mittel, lindert die Huſten, und minder die Fäulung, heilt die Gröze, treibt den Schweis, und widerſtehet dem Gift mittels ſeiner balſamiſchen und laugenhaften Sarze davon gebrenntes Waſſer hat vielen Gebrauch, der davon gekochte Syrup heilt Engbrüſtigkeit und den Huſten.

10. Sinau oder Löwenfuß iſt ein heilſames Kraut, und eines der beſten Alpengräſer, wovon die Kühe ihre Milchreichthume ſammeln; es wird auch Alchymille genannt, hat feine unterwachſene ſilbergraue Blätter, dauert vom Saamen erzogen lange Jahre. Dieſes Gras wächſt auch gern an alten Wegen, bringt im May kleine grüngelbe Blühe, worauf im Heumonat ein kleiner Saamen, wie jener vom Magſaamen, folgt, er iſt gelblecht in grüner Hülle verſchloſſen; die Wurzel iſt rothlecht, und klein. Dieſes Kraut bleibt ein ganzes Jahre in ſeiner Kraft, iſt jedoch grün beſſer als dürr. In Wein geſotten, und getrunken heilt es von innen aus viele Gebrechen, die Bruſt und Brüche ꝛc. der davon ausgepreßte Saft heilt Wunden, Darmgicht ꝛc.

§. IV. Mehr andere Gräſer ſammt ihren Gebrauch.

1. Klebkraut wird alſo genannt vom Ankleben an andere Gewächſe, heißt auch Tüngelkraut, wovon der Saamen in Oſtfrießlande zum Kafee, der dem natürlichen Kafee ganz gleich kommen ſoll, gebraucht.

Dieſes Gewächs hat kleine Wurzeln, viele zarte, lange viereckige rauhe Stängel mit ſieben langen ſchmah-

len, rauhen, rund ſtehenden Blättern wie ein Stern, kleine weiſſe Blühe und grauen Saamen, an der Geſtalt faſt einem Nabel gleich; es ſtehet gern an Wegen, Hecken und Zäunen; in Feldern ziehet es alle andere Gewächſe nieder, erhebt ſich 2 auch 3 Ellen hoch, iſt aber ein dem Viehe gar angenehmes Futter, dem es ſehnlich nachtrachtet.

Der Saft davon in die Ohren getropfet heilt Ohrenwehe, und das Seitenſtechen, wenn man täglich 3 bis 4 Quint einnimmt, er wendet auch die Raute ab, und heilt Wunden.

Wer das Kraut in die Schuhe legt, hat eben die Wirkung wie vom Beyfuß, es hält die Müdigkeit ab.

2. Die Schmalzblumen, Dotter oder Goldwieſenblumen wachſen gern bey Bronnen, und feuchten Pläzen, werden groß auf fetten, kleiner auf mageren Boden und Rangen. Das Kraut iſt hochgrün dem Haſelwurzkraut ähnlich, etwas zerkrobt, rund an hohlen Stängeln mit Knöpflein, woraus dottergelbe Blühen werden, worin ein dem Agley ähnlicher Saamen folgt, der kleiner als Hirſe; die Wurzeln ſind zaſerig. Die kleinere Schmalzblumen haben ein bitteres Kraut als die groſſe, doch liebt ſie das Viehe.

Die Knöpflein oder Knoſpen dieſes Graſes ſind, ehe ſie ſich öffnen, zu ſammeln, und wie Kapern einzumachen, ſo können ſie ihre Stelle vertretten.

3. Die Gänsblumen, Rind- oder Kalbsaug ſind zwey Arten, ſo wie obige nur in der Gröſſe unterſchieden; ſie haben weiſſe Blühe mit viel Blättlein, ſtehen flach auf Feldern und Wieſen. Der davon ausgepreßte Saft ſoll die Gelbſucht heilen. Zum Futter iſt dieſes ein gutes, aber nicht ausgebendes Gras.

 4. Die

4. Die wohlriechende Kamillen geben auch einen geringen Beytrag zum Futter: ſie riechen wie ein zeitiger Apfel, haben eine zaſerige Wurzel, wachſen ſpannehoch mit weißen Blümlein umſezt. Im Thee und zu Arzneyen giebt dieſes einen ſtarken Gebrauch

5. Wegwarte, Zukorn, Hindläufte, wächſt gern an den Wegen mit blauen seltener mit weißen Blühen. Von dieſem Kraut geſottenes Waſſer getrunken, führt Galle und Schleim ab. Der geſtoſſene Saamen vor dem ankommenden Fieber in Wein genommen, wendet es ab. Das Kraut macht einen guten Magen, iſt Menſchen und Viehe geſund. Die Wurzeln haben demalen eine allgemein geprieſene Verwendung zum Kaffee, dem er nur am Oele, nicht aber am Geſchmack nachgiebt: das Bittere mäſſigen gelbe Rüben.

6. Gauchheil, Anagallis iſt eines der heilſamſten Kräutern auf Wunden, und wider giftige Biße: eins davon hat rothe, das andre blaue Blühen; ſie wachſen gern in Aeckern, werden ein paar Spannen hoch auf der Erde liegend mit majoranartigen Blättlein. Auf die runde dem Koriander ähnliche Knöpflein folgt ein kleiner, gelber dreyeckiger Saamen. Es iſt auf Stoppeläckern fleißig zu ſammeln, heilt als Thee getrunken, oder davon geſottenes Waſſer dem Viehe eingegeben, von innen alle giftige Schäden, beſonders die Biße von wüthigen Hunden.

7. Wegtritt, Weg- oder Denngras wächſt an Wegen, Straſſen, und auf Feldern an kurzen Wurzeln mit viel in einander geflochtenen Zweiglein, und ſchmalen Blättlein, zwiſchen welchen ein gar kleines roth- oder fleiſchfarbes Blümlein, worauf ein

drey-

dreyeckiger kleiner Saamen wie beym Saurrampfer folgt. Dieſes Gras liebt das Vieh.

An den Wurzeln von dieſem Graſe ſind die obgemeldte rothe koſchenilleartige Würmlein oder Vögelein um Johannes zu ſuchen, wie man ſie in Pohlen, und anderſtwo ſucht, die hernach die Türken den rothen Savian zu färben gebrauchen, und die Holländer den Koſchenillen beymiſchen.

8. Betonien hat weiche, oder linde breite Blätter, nahe an der Erde mit guten Geruch von zinnartiger Farbe: der Stängel ſchießt Ellelang auf, iſt zart, und an der Spize folgen pechbraune Blühen mit Saamen; einige haben auch weiſſe Blühen. Betonien wachſen gern an kalt- und ſchattigen Orten auf Wieſen und Rangen, haben feine Wurzeln, ſind ein dem Viehe ſchmackhaftes Futter.

Dieſes Kraut widerſtehet dem Gift in Waſſer geſotten und getrunken, in Wein aber heilt es Wunden und giftige Biße: auf ſchmerzhafte Orte gelegt, lindert es das Podagra, heilt ſonſt das Fieber, die Gelb- und Waſſerſucht ꝛc.

9. Taubenkropf oder Erdrauch iſt ein krauſes zinn- oder aſchefarbes Kraut mit kleinen fleiſchfarben Blühen, und runden Saamen wie Koriander: dieſes Gras iſt ſehr fett, wächſt gern in Gerſtefeldern und Gärten: es hat, wie Quecken, als Thee getrunken, das Geblüt verſüßende Eigenſchaften., iſt grün, ein fettes Futter.

10. Wegerich iſt breit- und ſpitzjger: der Breite hat breite, der Spitzige aber ganz ſchmale Blätter; beyde ſind gute Futtergräſer, von bittern, ſcharfen, aber heilenden Geſchmack und Kraft. Der davon ge-

preßte Saft heilt auſſen die Wunden und verſchiedene Schäden. Die Spitzwegerichblättlein aus dem Herze gezogen und zerſchnitten, in Waſſer oder Wein vor ankommende Fieber genommen, treiben es ab.

11. Das Fuchsſchwanzgras rühmen noch einige an: es wächſt auf bergigen aber naſſen Orten, kommt frühezeitig, blüht jährlich zweymal, hat ſtarke Hälme mit breiten Blättern, einen zur querhand langen walzeförmigen Blühekolben, Bläslein, und eine Blühkrone aus einer Spelze. Dieſes Gras iſt von ſüßen und angenehmen Geſchmack, kann alle Sommer dreymal abgemähet werden, dient zum friſchen Futtergras, und zu Heu, verdient alſo gebaut zu werden.

12. Wallſtroh, oder Mayerkraut iſt ein heilſames, und zugleich dem Viehe angenehmes Kraut, weil es vom ſauerlechten Geſchmack iſt. Der Saft davon in die Milch gegoſſen, macht ſie ſcheiden, heißt dahero Laabkraut. Das Gras wächſt an dürren ſandigen Orten, auf Wieſen, blühet vom May an durch den ganzen Sommer, hat hohe dünne knottige Stängel mit zarten ſternweis umher ſtehenden Blättern, an den Spitzen aber weiße wohlriechende Blühen. Die ſchöne gelbe Wurzeln davon dienen den Färbern zur gelben Farbe.

13. Erdnüſſe, Erdeicheln haben ein gutes Wicken- und Linſenförmiges Kraut, purpurfarbe Blühen, worauf im Heumonat kleiner erbſenartiger Saamen folgt. Vom Viehe wird das Kraut geliebt, und die Wieſen wo es wächſt, werden hoch geſchäzt. Die Erdeicheln werden in Holland häufig unter dem Namen Aerdeikels gebaut, ſie wollen mürben Grund. Die runde ſaſerige Wurzeln davon geben gekocht oder gebraten

eine

eine ſchmackhafte Speiſe: in Oeſterreich wachſen ſie hie und dort auf Feldern, wo die Schweine begierig nachtrachten. Das aus den Blühen gebrennte Waſſer hat faſt einen Geruch wie Roſenwaſſer.

14. Gauchblumen oder Wieſenkreſſe wächſt auf Sumpfwieſen klein, ein geſundes, öfnendes und blutreinigendes Futter, dem Rind- und Schaafviehe anſtändig, nicht aber den Pferden: es blühet weiß im April mit kreuzweis geſtellten Blättern an einen Schuh hohen Stängel.

15. Geißfuß oder Gierſch, kleine Angelika wächſt an Zäunen, und in Baumgärten, iſt für das Rindvieh oft zu ſchneiden. Die Blätter geben im Frühling wie Kohl eine geſunde Speiſe: es blühet im May und Brachmonat doldenförmig.

16. Bachbungen, Bronnkreſſe ꝛc. wachſen bey Wäſſern und Quellen. Himmelbrod, Sauerampfer, Rabünzeln, Schaafgarbe, Paſtinat, Balſamkraut, Meliſſen, wilden Körbel, Enzian, Wohlgemuth, Frauenmünze, Poley, wilde Haſenpapeln, ſammt mehr andern Gräſern und Kräutern übergehe ich, um nicht gar zu weitläufig zu ſeyn. Von vielen andern wird ſonſt Meldung geſchehen.

§. V. Gedanken und Vorſchlug über die Verpflanzung der Gräſer aus verſchiedenen Landen.

Nicht ein jedes Land hat alles an Kräutern und Gräſern, oft hat eines einen Mangel an dem, worinn das andre Ueberfluß hat. Dieſem Mangel zu ſteuern hat der Kaufhandel alle nöthige Maaßregeln ergriffen, und ſolche Anſtalten getroffen, daß nicht nur das Nothwendige, ſondern auch das Ueberflüſſige

in allem bey Handen iſt. Allein durch welche Wege wurde der Kaufhandel ſo hoch geſezt? — — durch keine andre, als durch anſehnliche Geſellſchaften, welche ſich wie Brüder mit einander verbunden, aus verſchiedenen Orten und Enden der Welt einander alles Erforderliche beyzuſchaffen, und zuzuſenden.

Zu wünſchen wäre, daß ſich eben ſo die in verſchiedenen Ländern ruhmwürdigſt errichtete ökonomiſche Geſellſchaften, ſo eng in verſchiedenen Ländern mit einander verbindeten, und einander alle Geheimniſſe der Natur, alle nuzliche Gewächſe, Bäume, Kräuter und Gräſer zuſendeten, ſo würde die Landwirthſchaft ihre Flügel ſtärker verbreiten. Könnten und wollten ſie auch ſolche Mühe nicht auf ſich ſelbſt nehmen, ſo würde jeder billige Kaufherr, welcher ſeinen Briefwechſel in jenes Land, wohin man etwas befördern will, mit Rath und That an Handen gehen.

Ich ſeze zum voraus, das ſchädliche Vorurtheil vom Clima und dem gemeinen Gaſſenreuter: non omnis fert omnia tellus; „ nicht jedes Erdreich trägt alles „ ſeye entfernet, und der Fleiß mit der Kunſt verknüpft thue das Seinige. Auſſer dem wird die Trägheit ihr altes Recht behaupten, und niemal eine Verbeſſerung zu Stande kommen. Nun wäre, nachdem ich oben angezeigt, wo die mehreſte noch unbekannte Klee, Kräuter und Gräſer wachſen nichts mehr vonnöthen, als eine gute Beſtellung zu machen, und die vor andern anſtändige oder nüzliche herbey bringen zu laſſen, und die Verſuche zum Verpflanzen zu machen, wie man ſie zu allen Zeiten mit fremden Gewächſen gemacht hat.

So

So wachſen gewiſſe Gräſer und die verſchiedneſte Kleegattungen in Engelland, ſie wären alſo leicht durch Handelsleute dorther zu erhalten; denn etwas Saamen aus der Ferne beyzubringen hat kein Beſchwerniß: aus dem Saamen aber läßt ſich alles ungemein leichter und ſicherer, als durch die Kräuter und Gräſer ſelbſt fortpflanzen, ſonderbar wenn man das den Kräutern anſtändigere Erdreich nicht kennt.

Liebt jemand den Spergel aus Böhmen, oder aus der Lausnitz, ſo kann er die Sämen durch eben die gedachte Wege der Kaufherrn leicht erhalten.

Wünſchte ſich jemand den Grapp und die Weid zu erhalten, ſo kann dieſes aus Schleſien, oder aus dem Eichsfeldiſchen bey Erfurt, oder ſonſther geſchehen.

Wollte jemand den Mohar aus Ungarn zu erhalten trachten, ſo halte er ſich an die Herrn Sämenhändler zu Wien auf der Freyung. Eben ſo iſt es mit vielen andern zu halten.

Hat man kein Känntniß von den Kräutern, und Gräſern im eigenen Lande, ſo wende man ſich an die Herrn Leibärzte Apothecker, und Wundärzte, es wird keiner ſo unchriſtlich denken, oder ſo weit von der Wohlanſtändigkeit abtretten, und hierinn erſucht, etwas verſagen.

Würde man ferner in Tyrol und in Wälſchland, auch in die Schweiz z. B. auf Maria Einſiedel Reiſende unterrichten, und richtige Aufträge machen, gewiſſe Gräſer und Kräuter, oder vielmehr die Sämen davon mitzubringen, ſo würden ſie wenige Beſchwerniſſe haben, ſolche Aufträge zu befolgen: dabey könnten ſie gewiſſe Beobachtungen machen, oder über ihrer

nüzliche Sachen Unterrichte ſchöpfen, welche ſolche Reiſen nicht fruchtlos machten.

Dagegen könnte jenen, welche von dort etwas Nüzliches zugeſandt, wieder etwas anders dagegen übermacht werden, was man anſtändig zu ſeyn glaubt, weil allzeit eine Gefälligkeit die andre werth iſt.

Freylich ſollte man niemal die Kräuter oder Gräſer ſelbſt herbey kommen laſſen, denn ſie verderben gemeiniglich, und es iſt ſchon wider die ganze Natur der Gräſer, wenn z. B. Gräſer von den hohen Alpen, auch mit ihrer Erde beygebracht, in tiefe Thäler oder Gärten verſezt würden; denn dort hatten ſie nicht nur die Erde und Felſen, ſondern auch den dünn- und feineſten Luft, die Kälte gewohnt, und können den warmen dickſten Luft in Thälern nicht ſo leicht gewöhnen, ohne ihrem Verderben ausgeſezt zu werden. Ein anders iſt es in Anbetracht des Saamens ſelbſt, der Saamen richtet ſich allzeit leicht in jedes Erdreich, und nach jeder Luft, durch die Sämen können alle Gewächſe und Gräſer leichter erzogen, und einheimiſch gemacht werden.

Nach des Herrn Hallers, Martens, und Gmelins Anmerkungen wachſen die nämliche Gräſer, und Pflanzen, welche in der Schweiz auf den höchſten Gebirgen ſtehen, auch in andern Gegenden in den Thälern.

So hat Tournefort auf den Bergen im Laplande und Schweden Kräuter gefunden, die auch zu Paris und in der Nähe gewachſen. Dieſe ſind ſehr deutliche Beweiſe, daß die Kräuter und Gräſer welche auf Bergen ſtehen, auch in Thälern wachſen können,

nach-

nachdem ſie durch Sämen mitels den Winden, oder durch Fleiß dahin verpflanzet, einheimiſch geworden.

Oft war etwas in einem Lande wie im andern gepflanzet, wurde aber durch widrige Fälle in dieſem vor jenen abgetrieben, und beſtunde dort, wo es keine gleiche Feinde gefunden, man bemühet ſich dahero billig auf alle Weiſe dieſelbe weiter zu verpflanzen, und ſich von deſſen Vortheilen zu verſichern. Nur ſind Fleiß und Geſchicklichkeit mit Unverdroſſenheit vonnöthen. Noch iſt von den ſchädlichen Kräutern zu melden.

§. VI. Der ſchädlichen und giftigen Gräſer und Kräuter Wirkungen.

Von den giftigen Kräutern und Gräſern hängt der ſchlechte und verderbliche Viehſtand ab, von dieſen entſtehen tödliche Seuchen und Krankheiten, zulezt das Hinfallen vom Viehe ſelbſt. Man giebt ſich in einigen Ländern alle Mühe, den Viehſtand zu vermehren, und zu erheben, man denkt aber am wenigſten daran, den Grund und Urſprung aller Uebel und Viehkrankheiten zu heben, welcher der Vermehrung des Viehes, und ſeinem Wohlſtande äuſſerſt entgegen geſezt iſt.

Durch den Kleebau, durch den Mergel, durch Aſche und Gips oder Ziegelſteinmehl ꝛc. wurden verſchiedene Unkräuter abgetrieben, und gemindert, allein nur auf gewiſſen Pläzen, nicht überall.

Einige giftige Kräuter überziehen die ganze Erdfläche ganzer Landſtrichen, ſie beſezen Aecker, Wieſen, Weingärten, Straſſen, Gärten, und man läßt ſie ungeachtet des großen Schadens, weil ſie andre gute

Ge-

Gewächſe, Kräuter und Gräſer verdrengen, unbetaſtet ſtehen, noch dazu alle Jahre die reife Sämen ausfallen, damit ſie ſich alle Jahre um ſo gwiſſer fortpflanzen, die alte Schäden fortzupflanzen, und zu erneuern. Mancher Acker iſt ganz mit Giftkräutern überſäet und bewachſen, wie ich in allen Ländern, aber nirgends ſo ſtark als in Bayern und Oeſterreich beobachtet habe: das ſogenannte Krottenkraut, die kleine Wolfmilch behauptet an jeden gelockerten und beſſeren Boden den erſten Plaz, kein Vieh frißt es auf den Weiden oder auf Aeckern, ja das damit vermiſchte Futter, Heu oder Grumet wird vom Viehe verworfen, aus einander geſchmiſſen, hin und her verzettelt, in den Ställen verſtreuet und zertretten; man darf oft das halbe Futter rechnen, welches wegen dieſen und andern Unkräutern verdorben, ausgeworfen, und zu Grunde gerichtet wird. Es iſt alſo, und bleibt allzeit eine ſträfliche Nachläſſigkeit, die jeden Beſizer ſolcher Felder und Güter trifft, daß er nicht nur den Schaden auf den Feldern, welche etwas Nuzbares tragen könnten, ſondern auch den Schaden am Futter zu Hauſe, welches zur Hälfte verdorben wird, oft noch den Schaden vom hinfallenden Viehe ſelbſt zu leiden hat. Wird man nicht endlich aufwachen? — wird man nicht andre Anſtallten machen, ſich ſolcher Schäden zu entſchlagen? man ſinnet oft viele Tändeleyen aus, und wird man nicht auf Mittel ſinnen, ſo ſchädliche Giftkräuter auszurotten? — — zu tilgen? — —

Den mehreſten Inwohnern des Landes fehlt es am hinlänglichen Känntniß ſolcher Kräuter, oder an der Fähigkeit, die davon entſpringende Schäden einzuſe-

ſehen, oder an der Achtſamkeit, einen Augenmerk dahin zu richten, oder am Fleiße, welcher zur Ausſchaffung ſolcher Kräuter erfodert wird: man lebt ſo dahin, wie die Vorfahren gelebt haben; oft durfte man wohl zur Steuer der Redlichkeit ſagen: der Ochs geht ſeinen alten Weg ſo, wie er ihn zu gehen gewohnt iſt, er geht niemal anderſt, bis er anderſtwohin gewaltſam verwieſen wird. — —

In dieſer ſo wichtigen Sache einiges Licht anzuzünden, gebe ich einen kurzen Entwurf von den bekannteren Giftgräſern, und ſchädlichen Kräutern.

§. VII. Die Benennung der giftigen Kräuter und Gräſer.

I. Die kleine Wolfsmilch ſonſt Warzenkraut, in Oeſterreich und Bayern Krottenkraut genannt, iſt eines der giftigſten und ſchädlichſten Kräuter oder Gräſer, jedes Vieh verabſcheuet es, und läßt es unberührt, es ſeye denn, es habe einen Heißhunger, wo es alle giftige Gräſer, beſonders die zarte im Frühling, begierig anzufallen, und zu freſſen pflegt.

Dieſes Unkraut ſtehet faſt überall, wo ein lockerer Boden iſt, es ſiehet blaßgrün, wächſt buſchartig, doch ſo, daß jeder Stängel ein kleines Bäumlein vorſtellt, wenn man es entzwey bricht, ſo fließt aus den hohlen Röhrlein eine weiße Milch, welche ſcharf, daher auch Wolfsmilch heißt, mit dieſer Milch ſind die Warzen an Händen ꝛc. nachdem ſie abgeſchnitten worden, beſtrichen, wieder beſchnitten, und darauf abermal befeuchtet wegzubeizen, woher es den Namen Warzenkraut trägt. Zur Blühezeit hat dieſes Giftkraut eine gelbrothe Farbe, und endlich folgt auf dem ganzen

Ge-

Gewächs häufiger Saamen, der hernach weil es weder das Vieh frißt, noch ein Menſch ausrottet, von den Winden auf allen Feldern verſtreut, und verpflanzet wird. In Oeſterreich gegen Laxenburg, Baaden, und Wieneriſch Neuſtadt ſind vor andern die Aecker alſo damit beſezt, daß ein Stöcklein am andern anſtoßt, und zwar troz der trockneſten Witterung, welche man im verfloſſenen Jahre hatte. Ein Schaden, der nicht gering zu achten, weil auf den Aeckern gute Futterweide, Klee, oder Wurzeln hätten wachſen können.

II. Ein andres ſchädlichſtes, aus allen das giftigſte Unkraut iſt die Wolfswurz oder Teufelswurz, ſammt dem Kraut und Beeren, Tollkirſchen genannt. Dieſes Giftkraut iſt nicht ſo allgemein, und etwas ſeltener, wächſt gern auf fetten Boden an Rangen, oder bey Zäunen und Gebüſchen; es hat breite Blätter, die etwas blaßgrün ins graue fallend obenher mit einer ſchwarzrothen Beere beſezt. Das Vieh frißt niemal davon; aber unbehutſame Menſchen, oder Kinder, welche dergleichen Beere, Kraut, oder Wurzeln genieſſen, ſind unfehlbar ein Raub des Todes. In Tyrol und in der Schweiz ſieht man es an Straſſen und Wegen wachſen, man ſollte es aber von da verbannen, und weil es in Arzneyen nothwendig iſt, an ſolche Orte ſezen, wo kein Kind, oder ſonſt Unwiſſender beykommen kann. Dieſe ſchwarze Wolfswurz wird mit Lauge eingenezt, und dient zur Salbe, die Niſſe und Läuſe vom Haupt zu vertreiben, auch das Vieh davon zu reinigen.

III. Der Schierling, oder Wütherig hat eben ſo giftige Eigenſchaften, iſt unter allen das gefährlichſte Giftkraut, hat peterſilleähnliche Blätter und Stängel

gel mit Wurzeln, wird deswegen nicht ſelten von Unwiſſenden anſtatt Peterſille in Speiſen gekocht, wodurch ſchon mancher das Leben einbüſſen mußte. Dieſes Kraut iſt blaßgrün, da der Peterſille dunkelgrün iſt, und es hat einen ſtinkenden Geruch, dem Mäusgeruch ganz gleich, woher es der ſtinkende Schierling genennet wird.

Die Herrn Leibärzte wiſſen vom Saft einen guten Gebrauch zu machen, weshalben dieſes Kraut an verſchloſſenen Plätzen, nicht aber auf Feldern, und Wieſen ſtehen kann.

Eine Art davon ſcheinet zu ſeyn, der ſogenannte Waſſerfilizendel, ſo an Sumpforten wie Petrſillekraut mit breiten von auſſen ſchwarzen Rüben wächſt, Menſchen und Viehe ein tödliches Gift ſind. Eben ſo mag der Roßfenchel, oder Waſſerſchierling ein Sproß davon ſeyn, welcher an Bächen, oder in Gräben zu finden, und eine dicke Wurzel von ſo guten als ſchädlichen Geſchmack hat.

Wie giftig dieſe Wurzeln ſeyn, zeigte vor wenig Jahren ein leidiges Beyſpiel in der obern Pfalz, wo die Kinder dergleichen Giftrüben am Geſchmack den gelben Rüben ähnlich, oder wie Paſtinat gefunden, davon genoſſen, und theils auf der Stelle, theils zu Hauſe erkranket, einige mußten ſich brechen, und dieſen wurde mit Theriack geholfen, andre verfielen in eine Tollſucht oder Gefraiſch, ohne daß man ferner helfen können, bis ſie endlich den Geiſt aufgegeben, nur wenige wurden, wie die Zeitungen gemeldet haben, vom Tode gerettet, und mußten ihr Leben der Sorgfalt ihres Herrn Pfarrers verdanken; auf vieles

For=

Forſchen kam man endlich in Erfahrung, daß die genoſſene Rüben die giftigſte Wurzeln geweſen.

IV. Das Euphorbiumkraut, die ſchwarze und weiße Nieswurz ſammt dem Kraut wachſen gern auf Bergen und Anhöhen, das weiße und ſchwarze Bilſenkraut halten die Wege, Straſſen, und Brachfelder beſezt. Dieſe machen die Weide für Schaaf- und Rindvieh äuſſerſt gefährlich, und ſind um ſo ſchädlicher, je weniger man darauf Acht giebt. Oft erkranket gähling ein Stück Vieh, oder fällt gar dahin, ohne daß jemand auf ſolche giftige Gräſer denken, oder ein Mittel dawider gebrauchen wird. Vermerkt man aber, daß ein Stück Vieh von ſolchen Giftkräutern gefreſſen, ſo iſt gerathen, daß man Papelkraut mit Leinöl und Butter koche, darauf dem Viehe eingebe. Häufig eingegoſſene Milch, oder Oele, Butter und jedes Fett mag in ſolchen Fällen das ſicherſte Rettungsmittel ſeyn, weil ſich die Gifttheile mit der Fette verwickeln, und zum größten Theil abgehen.

V. Das Bingelkraut, oder Merkuriuskraut, ſo gern in Büſchen und bey Zäunen wächſt, ein halben Schuh hohe Stängel hat, iſt eben ſo giftig. Der Waſſerpfeffer, oder das Flöhekraut an Bächen und Pfütſchen, auf naſſen Feldern, verſchiedene Hahnenfüſſe, der wilde Weid, der wilde Krähenfuß, ſo gern in Wäldern und Gebüſchen ſtehet, der Wieſenknoblach, ſo den Binſen gleichet: der große und kleine Waſſerbathengel, oder Lachenknoblach, der weiße, und ſchwarze Aedern, das Schilfgras, und Haarſtrang, das Kardobenedicktenkraut, mit verſchiedenen Diſteln, der Gänſerig, Hauhechel, Flachsſeide, andere Dolden und Moosgewächſe, Kazenzahl,

zahl, Taſchenkraut, Ackermünz, gemeiner Rein=farre ſammt einigen Laucharten ſind, lauter giftige Kräuter und Gräſer, welche dem Viehe den Tod zu=ziehen, das Futter am Graſe, Heu und Grumet un=rein machen, oder verurſachen, daß jedes Vieh das vorgelegte Futter verſtreue, verwerfe, und mit Füſſen trette, wodurch aber oft die beſte Futtergräſer ver=lohren werden.

VI. Zur Herbſtzeit, beſonders im Frühling be=obachtet man auf den Wieſen eine ungeheure Menge beſon=dere: ſpannenhoher und wäſſeriger Blumen von weiſſer und rothlechter Farbe, mit grünen faſt eben ſo langen lauchartigen Blättern, welche einige Zeitloſen, andre Küheeuter, andre nackte Huren, andre Spinnblumen nennen, ſie entſpringen aus Zwiebeln, haben oben einen Kelch, ſind ganz weiß ins gelbe oder rothe ſchlagende. Dieſe frißt kein Vieh, oder es frißt ſich krank daran. Das Unkraut beſezt wegen ſeiner Men=ge einen anſehnlichen Plaz auf den Wieſen, verdrengt das gute Gras, iſt dahero nicht ſo gleichgültig, wie zeithero anzuſehen, oder zu übergehen.

VII. Die Eiſenhütlein mit blauen Blumen, hal=ten viele für eben ſo ſchädlich, und wollen überhaupt, die mehreſte Gräſer mit blauen Blumen ſeyen giftig, dahero aus Wieſen zu verbannen. So viel iſt ſicher, das gewiſſe blaue Blumen im erſten Frühling, ehe ein Gras oder andre Blume wächſt, auf Rangen und Hei=den, wo man gern die Schaafe weiden läßt, erſchei=nen, und wenn ſie von den hungerigen Schaafen ein=geſchluckt werden, ſo fallen ſie hin, ehe man daran denken wird.

Imgleichen werden die mehreſte Gräſer mit Schmetterlingsblumen für giftig gehalten. Ferner die wilde Kamillen beſezen manchen guten Plaz, den man beſſer benüzen könnte, ſie geben einen häßlichen Geſtank von ſich, und wachſen auf fetten Feldern in groſſen Büſchen; damit ſahe ich in Bayern Däme von kleinen Weyern, oder ſtehenden Wäſſern umſezt, welche man armen Leuten zum Kraut-Rüben-oder Erdäpfelbau hätte gönnen ſollen, wenn man ſie nicht ſelbſt zu beſtellen weiß.

Die Weiswurz hat faſt ellenhohe Stängel mit kurzen langlecht runden Blättlein, eines am andern beſezt, und giebt einen häßlichen Geruch von ſich, ſie wächſt gern auf guten Boden bey Gebüſche und Zäune. Nur Schade! daß ſo edles Erdreich aus Sorgloſigkeit von den ſchädlichen Gräſern beſezt bleibt.

VIII. Das Zinkraut, oder die ſogenannte Kazenſchwänze, ſo man beym Zinreiben gebrauchet, ſind auf Wieſen und Feldern in Anbetracht der Menge zum gröſten Schaden.

Der Rehewaſen beſezt imgleichen groſſe Felder, und ziehet nicht allein den Aeckern eine groſſe Unfruchtbarkeit, ſondern auch den Schaafen alle Gefahre zu: beyde vermehren ſich auf feuchten Pläzen ungemein, erſticken viele Getreidfrüchte, oder rauben ihm die Säfte.

Zur Ausrottung dieſer ſchädlichen Gewächſe, ſind ganz beſondre Mittel zu ergreifen; denn durch Ausgraben, oder Stechen wird man es nicht zwingen. Man muß nämlich tiefe Gräben und hohe Beete herrichten, und gute Waſſerfurchen in Aeckern ziehen, oder an verſchiedenen Orten Gräben, oder gevierte Löcher zu einigen Ellen tief, bis man auf Sande oder

Kies kommt, ausheben, damit das Waſſer darinn verſinke; die Löcher können nachmals mit Steinen ſo bedeckt werden, daß oben darauf Wäſen oder ein paar Schuhe, wenigſt einen Schuhe hoch Erde kommt, damit man das Feld ungehindert pflügen und anbauen könne; auf dieſe Art werden ſich die Rohrwäſen, und das Zinkraut verliehren, ſonderbar wenn man den Gipsdung hat, und damit die Felder beſtreuet.

IX. Einige nennen noch mehr andere giftige Gräſer, und melden, der Bocksbart oder Küchenſchelle, an purpurfarben Blumen und goldgelben Zäſerlein den Roſen gleich, ſeyen aus der Zahle der giftigen Kräutern, ob ſie aber nicht ſchon unter der Zahl der obgedachten enthalten, iſt mir ſehr zweifelhaft, weil die Benennungen der Gräſer und Kräuter ſo gar verſchieden ſind. Das Schellkraut wächſt gern an Zäunen und an lockeren Pläzen mit ellehohen Stängeln, gelben Blühen und ſchwarzen glänzenden Saamen; dieſes frißt auch kein Viehe, es wird jedoch dem Viehe öfter unter Arzneyen gereicht; nur ſollte es vermindert werden. Man hat übrigens viele giftige Schwämme ſowohl, von brauner, weiſſer als rother Farbe, die weiſſe mit rothen Dupfchen, ſind die ſchlimmſte; darauf haben Schäffer achtſam zu ſehen, die Schaafe, welche ſie freſſen, bleiben oft auf der Stelle tod. Schwäme ſind überhaupt das gefährlichſte, was ein Menſch genieſſen kann, und was er daran zu genieſſen ſcheint, iſt eine wäſſerige, vom Lufte aufgetriebene Weſenheit; die Gefahren zu vermeiden enthalte man ſich ganz von Schwämmen.

X. Der Eibenbaum iſt für das Viehe der förchterlichſte, ſo gar ſein Schatten ſoll dem darunter ru-

henden Viehe tödtlich ſeyn. Wer nähere Auskunft von dieſen und andern Gifgewächſen verlangt, beleſe ſich in der Arzneykunſt des des Herrn Exleben. Die Herrn Apothecker und Aerzte werden eine Aufklärung zu geben auch nicht ermangeln.

§. VIII. Auf was Art die giftige Kräuter, oder ſchädliche Gräſer abzutreiben und auszurotten.

Die bloſſe Beſchreibung von giftigen Kräutern, und Gräſern würde wenig nuzen, wenn man nicht auch auf Mittel und Wege dächte, ſolche zu verbannen. Dieſe ſind verſchieden, foderen aber Fleiß und Unverdroſſenheit.

1. Die Stallefütterung iſt das erſte und fürnehmſte; denn wenn das Viehe zu Hauſe mit Klee, und obgedachten auf Feldern erzogenen guten Gräſern gefüttert wird, ſo hören die Giftgräſer für ſich auf, weil ohnehin der Kleebau die mehreſte Giftgräſer, ſonderbar die kleine Wolfs- oder Teufelsmilch, das Krottenkraut, den Schierling, Zinkraut und mehr andere verdrenget, und keine dergleichen aufkommen läßt. Bekommt auch das Viehe dergleichen Kräuter unter dem Heu oder Grumet, ſo ſind ſie ſtark und ausgewachſen, nicht mehr zart, das Viehe iſt auch bey gutem Kleefutter niemal ſo heishungerig, ſomit wirft es die Giftkräuter aus, ſucht das gute vom böſen zu söndern, nährt ſich mit den geſunden Gräſern, und verwirft die giftige, ihm ſchädliche.

2. Auf ſolche Felder und Wieſen geſtreute Aſche, Kalch, Mergel, und Gips dungen nicht allein kräftig, ſondern ſie treiben auch die mehreſte giftige Kräuter und Gewächſe ab. Einige wollen einer beſondern

Schärfe dieſer Dungarten alles zuſchreiben, und ſagen, dadurch werde alles ſchädliche Unkraut, oder deren Sämen verzehrt und zerfreſſen; allein mir ſcheinet eine andere Urſache weit dringender zu ſeyn, wenn wir achtſam ſind, ſo iſt der Viehedung insgemein mit unzählbaren Unkrautſaamen vermiſcht, deren Keime in der Feuchte vom Miſt allbereit entwickelt ſind, und leicht, oft früher als die Getreidſämen auf den Aeckern wachſen, ſomit die gute Keime zum Theil erſticken. Hingegen Aſche, Gips, Kalch, Mergel und Steinmehl ꝛc. ſind ganz rein von Unkrautſämen, ſie bedecken die Unkrautſämen, trocknen ſie zum Theil aus, erſticken einen andern Theil, und machen den größern Getreidkörnern oder Gräſern einen Vorſchub, und führen ihnen alle Nahrungsſäfte allein zu. — — —

3. Nicht nur hohe Herrſchaften und vorgeſezte Beamte, welchen an guten Vieheſtande alles gelegen, weil der Wohlſtand des ganzen Landes damit verknüpfet iſt, ſondern auch ganze Gemeinden, und jede beſondere Haushaltung, haben eine beſondere Achtſamkeit auf die Ausrottung giftiger Gräſer und Kräuter zu richten. Es wäre dahero gar heilſam, wenn die giftige Gräſer durch landesherrliche Verordnungen allen Unterthanen bekannt gemacht, und deren Austilgung nachdruckſamſt anbefohlen, auch von den nachgeſezten Herrn Beamten getrieben würde.

4. Ganze Gemeinden ſollten einſtimmig und einſichtig werden, an einen oder andern Tage im Frühling oder Herbſt, beſonders ehe der Saamen aus den reifen Unkräutern ausfällt, dieſelbe mit dazu gerichteten Eiſen auszuſtechen, oder zu graben, weil allen,

welche Viehe halten, alles an guten Kräutern gelegen, wie an abzuſchaffenden ſchlimmen gelegen ſeyn muß.

5. Hirten und Schäfern ſollte die erſte Sorge ſeyn, alle Krankheiten, Schäden und Gefahren von ihrem Viehe abzuwenden, ihnen kommt alſo vor andern zu, ſolche Anſtalten zu machen, daß ſie mit Beyhilfe der ihrigen mit Grab- nnd Stecheiſelein verſehen, alle Giftkräuter und Gräſer ſammt den Wurzeln auszuſtechen, und aufgeſammelt, gedörrt zu verbrennen.

6. Die Hirten, Hüther, und Schäferknechte ſind ohnehin müßig beym weidenden Viehe, und könnten zur Vermeidung alles Müßigganges in Ausſtechung dergleichen Giftkräutern und Wurzeln, die anſtändigſte und nüzlichſte Beſchäftigung finden, ihnen ſelbſt muß das geſunde Viehe am nächſten zu Herze liegen. Auch könnten die Eigenthümer des Viehes oder der Güter, ſolche Hüther belohnen, weil ihnen das ausgelegte an guten Gräſern, und geſund erhaltenen Viehe wieder kommt.

7. Auf gleiche Weiſe wäre für Hirten oder Hüther, und für Schäfer die ſchicklichſte Arbeit, wenn ſie anſtatt auf den Feldern müßige Zuſchauer zu ſeyn, die Scheer- oder Maulwurfhäufen, die Ameiſenneſter vertilgten, aushaueten, und alles einebneten, ſich und dem gemeinen Weſen nüzlich zu ſeyn. Auf ſolche Art beſtünden ſie beſſer vor Gott, weil ſie aufhören Müßiggänger zu ſeyn, aber auch beſſer vor der Welt, weil ſie zur Verbeſſerung des Landes ihren Beytrag machen.

II. Abtheilung,

Von den in der Landwirthſchaft nüzlichen und nothwendigen Thieren

Nachdem durch die Beſtellung aller Felder, durch gute Wieſen- und Kleebau, durch die beſſere für Wieſen erforderliche Gräſer und Kräuter ein dauerhafter Grund gelegt worden, ſo ſchreiten wir zu jeder Viehegattung, ſie mit ihrer Nuzbarkeit einzuſehen. Das zur Landwirthſchafts-Verbeſſerung vorzüglich beytragende, und die tägliche Nahrung auf Fleiſch gebende Rindviehe macht den Anfang.

I. Abhandlung.

Vom Rindviehe, deſſen Erziehung und Nuzung.

Der Nahrungsſtand der Landleute hängt größten Theils vom Vieheſtande ab; kann ein Landmann viel und ſchönes Viehe halten, und iſt glücklich damit, ſo

ſo wird es ihm weder an reichen Erndten, noch an dem ins Hauſe erfoderlichen Geld oder Fleiſch fehlen, weil jedes Stück ſein gewiſſes Geld abwirft, und eines oder das andere Stück Viehe, manchen die Nahrung, oder ſo viel einträgt, daß er damit ſeine Ab- und Ausgaben beſtreiten kann. Das Rindviehe von verſchiedenen Alter und Größe, wirft eine verſchiedene Nuzung ab, welche jezo zu betrachten; zuvor von den nöthigen Stallungen und deren Einrichtung.

§. I. Von wohl eingerichteten Vieheſtällen.

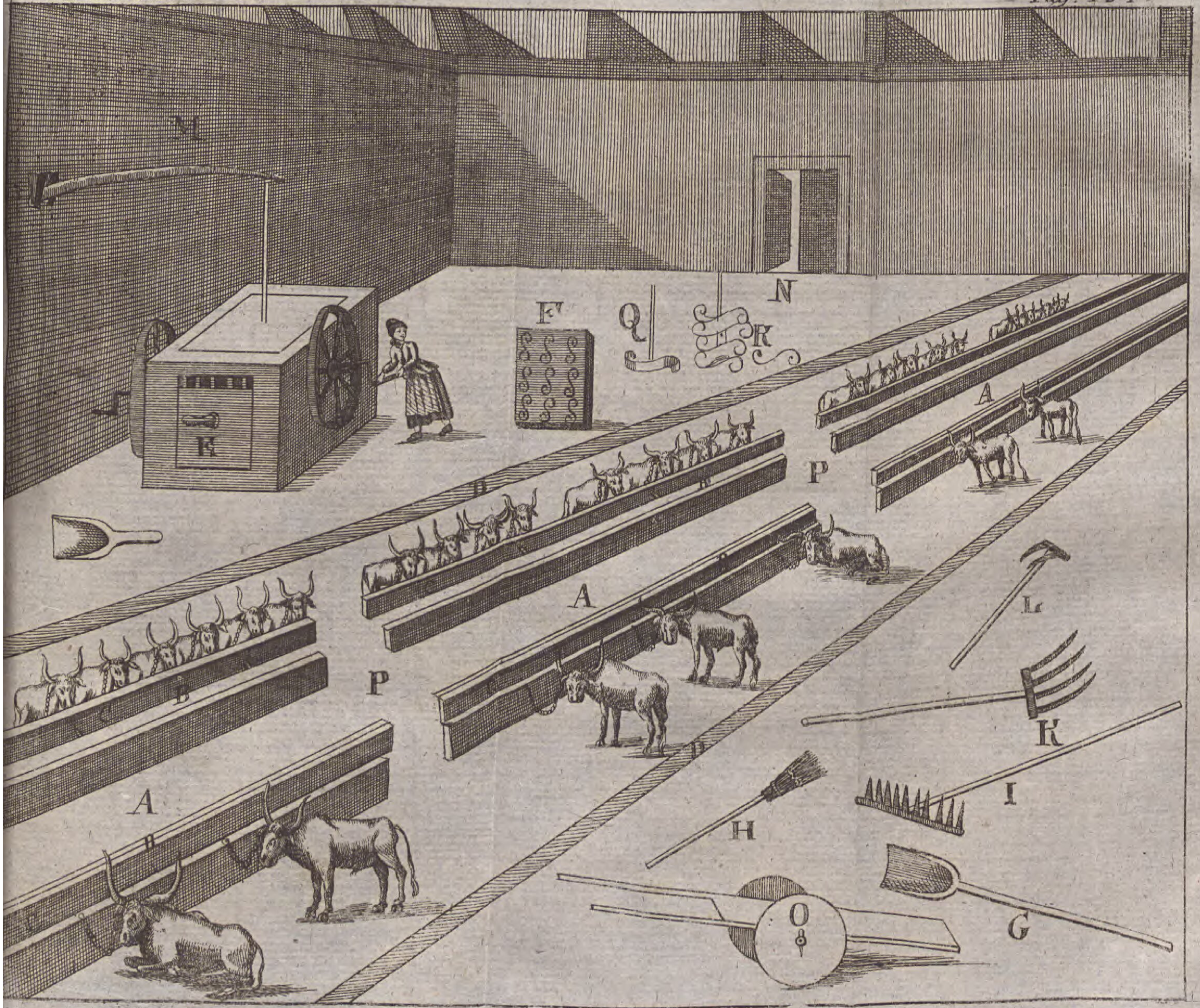
An gut geordneten Stallungen iſt in Anbetracht des Nuzbaren und Nothwendigen, oder auch des Bequemlichen nicht wenig gelegen, vor allen aber darauf zu ſehen, das Viehe darinn geſund zu erhalten.

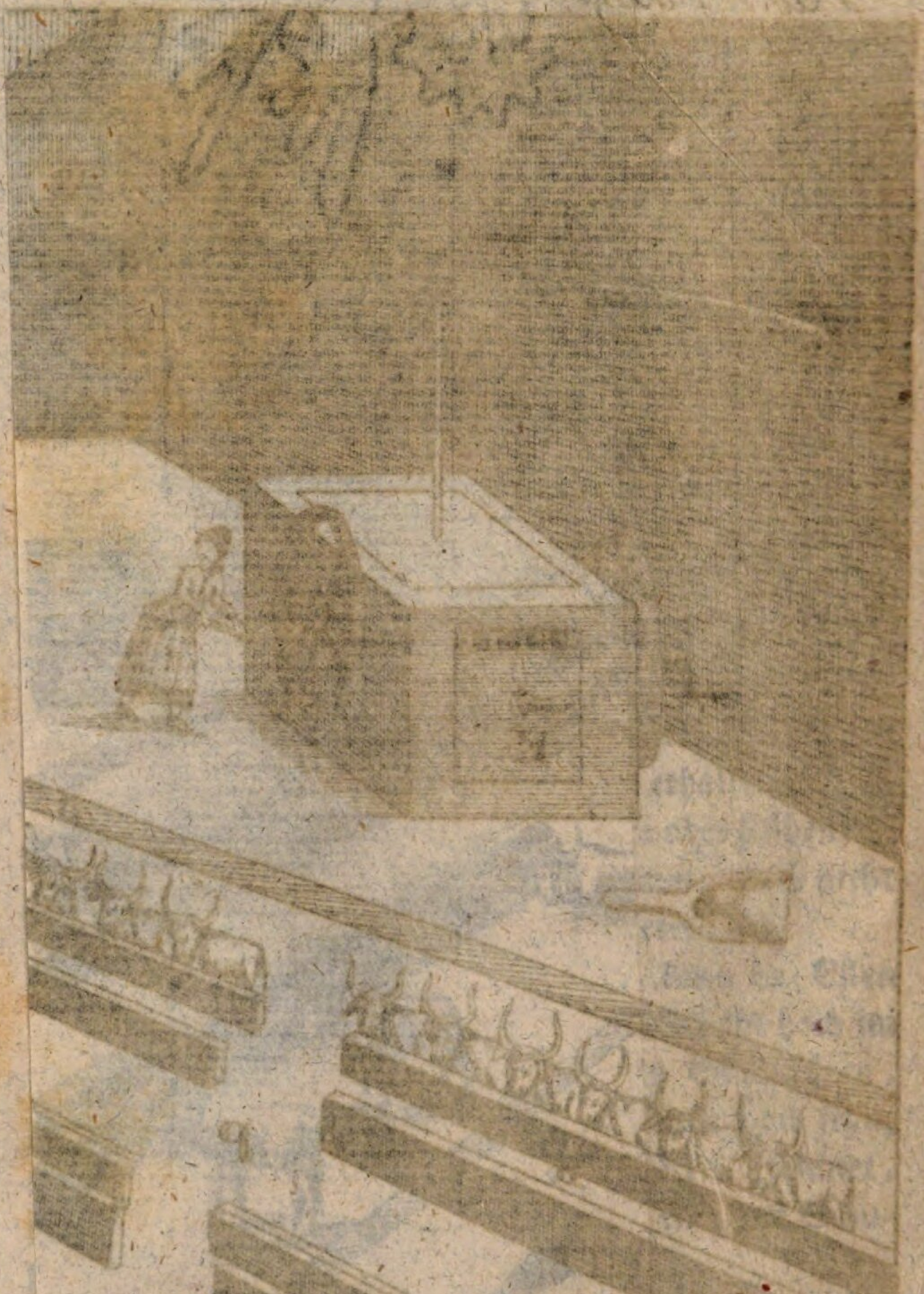
Zu dieſem Ende ſollen die Ochſen- oder Küheſtälle geräumig ſeyn, damit vieles Viehe beyſamm, jedoch nicht zu eng ſtehe, und im Winter einander erwärme.

Ein Stall für 60 Stücke Viehe, kann 42 Ellen lang, 25 oder 30 Schuhe breit, und 10 Schuhe hoch im Lichten ſeyn. In dieſen können zwey Stallthüren, jede fünf bis 6 Schuhe breit, und 8 Schuhe hoch ſeyn; auf der nämlichen Seite, wo die Thüren gerichtet, ſind auch 5 Schuhe hoch von der Erde ein paar Schuhe hohe Fenſter zu machen.

Die Thüren zum Stalle müſſen deswegen geräumiger ſeyn, damit man Heu und Strohe bequem einführen, und eben ſo den Dung herausbringen könne.

Gleich beym Eingang der Thüren kann zur Rechten, und linken ein 5 Schuhe breiter Gang an der Wand rings herum, ſo groß der Stall iſt, angebracht ſeyn; in den 4 Ecken des Ganges oder in den Zwi-


M
F
Q
N
R
E
P
A
B
C
D
L
K
I
H
G
O



ſchenplätzen müſſen von oben herab Oefnungen seyn, wodurch das Stroh, oder dürre Futter bequem vom Boden herbeygeſchafft, und bequem in die Futterkäſten gelegt werden kann, ohne daß man damit zwiſchen dem Viehe durchkriechen, oder das Futter im Koth verzetteln, oder verderben darf.

Wie der Gang herum läuft, und die Mauer zur Linken, ſo ſind die Viehekäſten, oder ſogenannte Viehepaaren zur Rechten; dieſe Käſten ſind von Steinen ein paar Schuhe hoch von der Erde erhoben, oder von Holz ſo breit und ſo weit, als der Stand von jedem Ochſen iſt; daran iſt auch das Viehe mit Stricken, oder Ketten angelegt. An einigen Orten ſind, damit das Viehe nicht nach Wohlgefallen mit dem Kopf in die Höhe kann, und dadurch der Viehetroge locker geriſſen werde, über den Hals des Viehes groſſe Bälken, ungefehr einen Schuhe hoch erhoben, hiedurch wird zugleich das Aufſteigen gehemmet, und das muthwillige Viehe im Zaume gehalten.

In die Käſten oder Tröge, wird jedem Viehe das grüne oder dürre Futter vorgelegt, und vorne eingeſchafft, daß man dabey niemal Gefahr hat, vom Viehe geſtoſſen, oder getretten, oder geſchlagen zu werden. Jedes Stück Viehe ſchauet demnach gegen die Wände und mit den Hintertheilen zuſamm, wo einzuſtreuen, und der zuſamm fallende Miſt öfter zu bedecken, bis er nach 6, 8, 10 oder mehr Tägen im Sommer oder Winter mit Karren auf zwey Rädern, wie jene zum Steinführen ſind, ausgeführt werde. Eben in der Mitte iſt der Sall zu Boden geſenkter, damit das Viehe mit dem vorderen Leibe höher ſtehe, und rückwärts niedrer; durch die Mitte ziehet eine darein gerichtete

Rin-

Rinne, wohin ſich die Lacke von beyden Seiten ſenket, und abfließt; am Ende des Stalles, oder außer dem Stalle, wohin die Rinnen ihren Abfluß geben, müſſen entweder tiefe Steiner, oder alte Küfen und Stüchte, oder mit Thon, ſonſt Hafnererde genannt, ausgeſchlagene Gruben ſeyn, damit die Miſtlacke geſammelt, und nach der Gährung auf Saamenfelder oder Wieſen geführt, und zum Dungen ausgegoſſen werden könne.

Dergleichen Einrichtungen ſind in geordneten Reichsſtift Münchroth unfern Memingen in Schwaben, wo jedes Viehe nach ſeinen Alter einen beſondern Stalle hat.

An andern Orten hat man auch keine zu verachtende Einrichtungen in Ställen, und hält das Viehe in einer zum Füttern bequemeren, aber zum Reinigen beſchwerlicheren Stallung. Nämlich mitten durch den Stalle iſt ein 6 oder 8 Schuhe breiter Gang gerichtet, wo das Viehe mit dem Kopfe zuſamm ſchauet, und den Rücken auf beyden Seiten gegen die Wände kehrt. Die Viehetröge ſind demnach in gleicher Reihe zur Rechten und Linken, das grüne Futter kann mitten im Gange vorräthig gelegt, und bequem vorgegeben werden.

In dieſen Ställen ſind die Rinnen zum Abführen der Miſtlacke gegen die Wände zu richten.

Den Dung häufiger zu ſammeln, und merklicher zu vermehren, machen einige ganz beſondere Anſtalten, und laſſen den Kühe- oder Ochſenmiſt den ganzen Winter durch im Stalle liegen, wie mit dem Schaafemiſt zu geſchehen pflegt, und laſſen ihn nachmals im Frühling gleich mit Wägen aus den Ställen abführen.

Da

Da aber bey dieſer Einrichtung die Miſtlagen alſo erhöhet werden, daß das Viehe in wenig alten Ställen, wenn es nicht an die Balken anſtoſſen ſoll, ſtehen kann, ſo hat man an verſchiedenen Orten ganz beſondere Ställe dazu erbaut, ihnen die erforderliche Höhe gegeben, auch die Futterkäſten ſo gerichtet, daß ſie von Zeit zu Zeit, wie ſich der Miſt im Stalle vermehrt, höher gehoben werden können; die Ställe ſelbſt werden wie Scheuerthore mit Flügelthoren verſehen, damit man mit Wägen einfahren, den Dung aufladen, und geladen ausführen möge; damit endlich die häufige Ausdünſtungen vom Miſt einen Ausgang hätten, wurden in den Stalledächern, von dem Stalle aus mit Brettern verſchlagene Oeffnungen, gleich den Schornſteinen eingerichtet. Was iſt aber davon zu halten?

Zur Vermehrung des Dunges iſt dieſe Anſtalt freylich zutragend, ob aber der vermehrte Dung die Bauköſten eines ſolchen Stalles austrage, und ob das Viehe ſo geſund, wie ſonſt ſtehe, endlich ob dieſer Dung, weil er nicht vergähren kann, gleiche Wirkungen, wie jener mache, ſtehet jedem Wirthſchafter zu verſuchen, ſich durch Erfahrungen belehren zu laſſen.

§. II. Von der groſſen ſchönen Rindviehzucht.

Von dem Viehe, und deſſen guter Erziehung, von der Maſtung, und damit zu beſtreitenden Feldarbeiten, kömmt des Landmannes ganzer Gewinn; er hat dahero auf die ſchöne Rindviehezucht ſeinen ganzen Augenmerk zu richten. Das parmeſaniſche, ſchweizer, tyroler, und ſteuermärkiſche Viehe iſt ſicher eines vom ſchönſten, an Güte, Gewicht und Größe wird ihm wenig

nig anders beykommen; man hat alſo auch eine beſondere Achtung darauf zu nehmen.

Eine ſchöne groſſe Rindviehzucht zu Stande zu bringen, hat man nebſt guten Futterkräutern auf eine ſchöne groſſe Art des Stammochſens, und der Kühe zu ſehen, wovon man ſchöne Kälber erwarten kann, wenn man ſie nach jener Art zu erziehen ſucht.

1. Der Stammochs, Reitochs, Fahrochs, oder Stier muß von guter Bildung und Größe ſeyn, wie man ihn in der Schweiz erfodert. Ein von guter Art erzogener Stammochs ſoll eine weichſelbraune roth- oder dunkelbraune Farbe haben ſammt breiter Stirne, und daran aufgekrauſten Haaren, ferner einen kurzen dicken Kopf, kurze dicke Horne, lange wohl hangende Ohren, einen ſtarken fleiſchigen Hals, breite Bruſt und Schultern, einen langen gut gewachſenen Schwanz, worauf jede Gemeine zu ſehen hat. Ein ſolcher Stier oder Ochs darf niemal vor dem Ausgang des dritten Jahres gebraucht, oder zu den Kühen gelaſſen werden, und die Zeit, wie lang er zu gebrauchen, ſind 6 bis 7 Jahre; man pflegt aber, weil ſolche Ochſen insgemein zu ſchwer werden, früher mit andern zu wechſeln. Ein Ochs kann auf Weiden 30, bey der Stallefütterung aber 40 Kühe verſehen; wo die Vieheheerden ſtärker ſind, leidet die Kälberzucht gern; bey der Stallefütterung können zwey ſolche Ochſen für 80 Kühe wechſelweis gebraucht werden, und dieſes ſollte im Tage ſelten über zweymal geſchehen.

Jene handeln nicht übel, welche die Fahrochſen, damit ſie nicht ſo ſtark verwilden, oder gar unbändig werden, in den Zeiten, wo ſie raſten, zuweilen an Wägen oder Pflüge ſpannen; bey mäſſiger Arbeit bleiben ſie dennoch tüchtig, die Nachzucht zu befördern, nachdem

dem ſie endlich 8 Jahre alt geworden, können ſie geſchnitten, und zu Ackerarbeiten benützt, endlich gemäſtet, und geſchlachtet werden.

2. Wie die Ochſen, ſo müſſen auch die Kühe von guter Art, von großen Anſehen, und guter Stellung ſeyn. Die Schweizer haben Kühe zu 5 Schuhe hoch, mit breiten Schultern und Hüftknochen, ſchön krumm gewundenen Hornen, friſchen Augen, und wohl behangenen Ohren. Nach der Höhe müſſen auch die übrige Glieder ihr Verhältniß haben. Der Farbe nach, hat man in jedem Lande verſchiedene Kühe: im Neapolitaniſchen und in Ungarn ſind ſie weiß, grau wie die Ochſen, im Parmeſaniſchen ſind ſie braun, oder rothlecht, im Mayländiſchen roth oder weiß, in der Schweiz, Tyrol, und Steuermark theils hellbraun, theils dunkelbraun, theils weiß, theils ſchwarz, aber überhaupt von ſchöner Größe und Anſehen.

Die junge Kühe ſind nicht früher, als mit dritthalbe oder mit 3 Jahren zuzulaſſen, nämlich ſie ſind nicht früher zur Nachzucht zu gebrauchen, als bis ſie ſtark genug hergewachſen, welches vor der gemeldten Zeit nicht zu erhalten iſt. In Bayern hat man gar kleine Kühe, und überhaupt kleines Vieh, weil man dort die Kühe ſchon im zweyten Jahre zum Ochſen läßt. Freylich bey den Huthweiden, wo man dergleichen junge Kühe mit den andern austreibt, kann es kaum anderſt geſchehen: wohl aber bey der Stallfütterung, oder wenn dergleichen junge Kühe mit den verſchnittenen Stieren allein ausgetrieben werden. Wenn auch junge Kühe im Stalle den Ochſen verlangen ſollten, ſo ſind ſie doch leicht zu verhalten, wenn man feines gepülvertes Glas zwiſchen zwey Brodſchnit-

ſchnitten eingiebt: durch dieſes Mittel können Kühe von Monat zu Monate zurück gehalten werden.

Sind übrigens ſtarke ſchöne Kühe 8, höchſtens 10 Jahre zur Nachzucht gebraucht worden, oder vielmehr gegen 10 Jahre alt, ſo ziehet man junge von guter Art nach, mäſtet die alte, und verkauft, oder ſchlachtet ſie. Die Kühe tragen insgemein 9 Monate oder 40 Wochen lang. Gute Kühe geben ihre Milch zur Tragzeit bis auf die lezte 5 oder 6 Wochen fort, ſchlechtere ſtehen früher verſihen, das iſt ohne Milch.

Will man nun gute Kühe von guter Art zur guten Nuzung zubereiten, zugleich auch ſchöne Kälber mit zugeſezten Fleiße erziehen, ſo müſſen die Kühe von 4 Jahren, wo ſie das zweytemal Kalben wollen, 4 Wochen vor dem Kalben mit guten ſchwarzen Mehlgetränken, oder ſonſt kräftigen Futter verſehen, auch 4 andre Wochen nach dem Kalben, auf gleiche Art gehalten werden: dabey werden die Kälber ſtark, die Küheuter füllen ſich mit Milch, und wenn ſie ein paarmal ſo gehalten worden, ſo werden ſie für alle Zeiten viele Milch geben. Eine einzige ſo gehaltene Kuhe, wird oft von größerer Milchnuzung, als zwey oder drey ſchlecht gehaltene ſeyn.

Auf ſchöne Nachzucht denkender Landwirthen, iſt daran gelegen, daß ſie ſich aus benachbarten Landen mit beygebrachten Fahrochſen und Kühen helfen: ſie können dergleichen aus Steuermark und Tyrol, in Oeſterreich und Bayern, aus der Schweiz in Schwaben und Franken, und anderſtwohin bringen; die ſchöne Nachzucht von Kälbern wird die Unköſten leicht erſezen; denn die Wechslung mit dem Viehe aus verſchiedenen Ländern, iſt zur Herſtellung einer guten

Vieh=

Viehzucht ſo nothwendig, als die Umwechslung mit Früchten auf dem Feldbaue.

Man hat zwar die allgemeine Regel zu beobachten, daß man kein Vieh vom guten Futter an jene, wo ſchlechtes Futter iſt, bringen ſoll, weil dergleichen Vieh nicht zu- ſondern abnimmt: allein wo man nach meinen Grundſatz den Kleebau mit obgedachten Futtergräſern hat, darf man ſich nicht im geringſten förchten; denn die Schweizer laſſen ſich ohne Rückſicht auf ihre gute Gräſer auf Wieſen und Alpen den Mohar aus Ungarn, das Kraut Sulla aus dem Parmeſaniſchen ꝛc. kommen, und pflanzen den Monatklee zum häufigſten.

3. Von großen Ochſen und Kühen, folgen ſchöne ſtarke Kälber, dieſe aber nach der Schweizer Art im Wachsthume zu beſördern, darfen ſie nicht, wie in Bayern und Mähren geſchiehet, ſchon mit 14 Tagen oder 3 Wochen von der Milch entwöhnet werden; wohl aber ſind ſie gleich von den Kühen zu entwöhnen. Die Erfahrung hat manchen zum Schaden gelehrt, daß die an Kühen ſäugende Kälber, wenn ſie die Strichen vom Euter zum Säugen ſuchen, oft an den Bauch oder ſonſt anfallen, und alſo die Haare von den Kühen zu ſich nehmen, endlich werden dergleichen Kälber krank, zehren aus, und gehen zu Grunde: öfnet man hernach den Magen, ſo findet man einen zur Wälſchennuß, oder kleinen Apfel großen Ballen Haare, der ihnen die Auszehrung oder Tod zugezogen. Die Kälber ſelbſt, wenn ſie vom Milchſaufen nach 3 Wochen abgehalten werden, ſchreyen und bläcken ein paar Tage nach den Kühen, wie die Kühe nach den Käl-

Kälbern, werden dabey ſchlecht, und fallen vom Fleiſch: das Geſchrey iſt ohnedem unerträglich.

Dieſen und andern Unheil zu ſteuern, halte man ſich an der Schweizer Art, die ich izo angebe

Zur Zeit, wo die vom Kalbe entledigte Kuhe zu melken iſt, reinigt man das Euter mit milchwarmen Waſſer, beſeitiget die erſte noch unreine Milch, hernach melkt man die gute, und läßt das Kalb nicht zur Kuhe, ſondern ſtellt ihm die friſchgemolkene Milch, noch warm in einem Zuber vor, damit es ſolche ſaufe: in den beygeſetzt- oder gehaltenen Zuber mit Milch, läßt man anfangs den Daumen, von der in die Milch eingeſenkten Fauſt empor, an das Maul des Kalbes gehen, ſo wird es begierig zu ſaufen daran fallen, man ziehet ihn nach und nach tiefer in die Milch zurück, ſo wird das Kalb für ſich ſelbſt fortſaufen, bis es geſättiget iſt; dieſes wiederhohlt man einigemal, und das Kalb wird ans Milchſaufen gewöhnt ſeyn, ohne an die Kuhe zu denken. So wird täglich 3 Wochen lang, wo das Kalb die gute Milch erhält fortgefahren: in der vierten Woche, wird die Milch mit etwas milchwarmen Waſſer vermiſcht, eben ſo täglich zum Saufen vorgeſezt, in der fünften Woche, bekommt es 2 Theile Milch, und einen Theil Waſſer, in der ſechſten Woche, bleibt ihm die Hälfte Milch, und die Hälfte Waſſer, in der ſiebenden Woche 2 Theile Waſſer, und ein Theil Milch, in der achten Woche, wenig Milch mit Waſſer, endlich kann man dem Kalbe die Molke von der Milch nach abgezogenen Käſe, oder auch pures Waſſer, aber allzeit laulecht und milchwarm geben.

Da-

Dabey gewöhne man in der ſechſten und folgenden Wochen die Kälber ans Freſſen, mit aufgeſteckten zarten Kleeheu, mit in Käſemolke, welche beym Käſemachen übrig iſt, zum Brey gerührten ſchwarzen Mehl, mit beygemiſchten ſchlechten Fruchtkörnern, oder Afterkorn: den Kühen iſt ohnehin zuweilen ein Mehl- oder Kleyentrank zu reichen, und ſonſt ein gutes Heu, oder Wurzel- und Krautfutter zuzuſezen, damit ſie die Milch im reicheren Maaße geben.

Die mit dieſer Erziehung der Kälber verknüpfte Vortheile ſind: 1. Hört man weder Kälber noch Kühe ſchreyen, 2. erkranket kein Kalb, 3. werden die Kühe gehörig ausgemolken, 4. hat man die dem Kalbe entzogene Milch zum Gebrauch ins Haus, 5. hat man ſtarke, große, und anſehnliche Kälber zur Nachzucht, oder zum Verkauf; 6. ein ſolches Kalb hat ein kerniges Fleiſch, und koſtet oft 10, oder 12 Fl. 7. hat ein ſolches Kalb einen ungemeinen Vorſchub, und wird größer als mancher Jährling ſeyn. Uebrigens erhalten alſo erzogene Kälber im erſten Jahr kein Gras, ſondern zartes Heu, und die von der Milch abgehende Käſemolke.

§. III. Die fernere Erziehung und Pflege der Kälber.

Die Ordnung lehrt von dem kleineren Viehe zum größeren zu kommen, wir bleiben dahero bey den Kälbern, und ſteigen nach und nach höher zu den Ochſen.

1. Schöne Kälber zu erziehen, beobachten einige gewiſſe Zeiten: die vom Weinmonat an, bis zum Chriſtmonat erhaltene, ſcheinen weit anſehnlicher und wüchſiger zu ſeyn, als jene im Hornung, März, und

April; denn die leztere haben keinen ſo guten Grund und Anſaz wie die erſtere, ſowohl wegen der guten Weide und kräftigen Fütterung, welche den lezten, nicht aber den erſten gemangelt hat, als wegen den ſchon abnehmenden, und bey geringen Winterfutter ſchwächeren Kühen. Auf dieſe Zeit haben aber jene gar nicht zu ſehen, welche die Kühe mit dürren Heu und Kleefutter, mit Wurzeln und kräftigen Kräutern, oder Kleegetränken genährt haben: dabey werden die Kälber ſtark.

2. Nach dem Herbſt erhaltene Kälber, werden im Winter gleich an dürres Futter gewöhnt, und könnten gegen den Sommer auf grüne Weiden, wo ſie nicht abgeſchaft worden, gehen, oder das eingebrachte Gras kann ihnen jedoch wechſelweis mit Heu ohne Schaden vorgelegt werden: ſpät gefallene ſchwache Kälber aber darfen im erſten Sommer kein grünes Gras bekommen, weil es ihnen ſchädlich, zarten Kälbern kann man durch Gräſer den Durchbruch beyziehen, der hart zu heilen iſt, und die Kälber ungemein ſchwächet; ſolche Kälber müſſen allzeit mit dürren Futter, und zuweilen mit laulechter Milchmolke erhalten werden.

3. Zarte Kälber können nicht leicht die mit Kälte und Wärme, mit Dürre und kühlen Regen wechſelnde Frühlingswitterung, beſonders die in heiſſen Tagen brennende Sonnenhize und ſtechende Mücken am wenigſten übertragen.

4. Wer den Kälbern, und andern Viehe halb ſo viel dürres Futter in Waſſer ſchwimmend vorgiebt, wovon ſchon oben bey der naſſen Fütterung Meldung geſchehen, wird dabey deutlich wahrnehmen, daß jedes Vieh dabey ſchöner, als bey doppelt ſo viel Gras

auf-

aufwachſe. Etwas Haberſchrott mit Salz in die Futterkäſten der Kälber gelegt, kann die abgewöhnte Kälber am leichteſten zum Freſſen reizen, und nachhin öfter den Luſt dazu erwecken.

5. Wer ein Kalb recht gut gemäſtet verlangt, gebe ihm 8, bis 9 Wochen lang die pure Milch zu ſaufen, und ſtecke ihm täglich eines oder zwey Eyer ganz ein: dieſes Kalb wird am Gewicht, Fette, und ſchmackhaften Fleiſch noch ſo viel eintragen, als die verkaufte Milch eingetragen haben würde.

6. Ueberhaupt gebe man den Kälbern nicht nur im erſten Jahre kein Gras, ſondern auch kein Wickenfutter, denn es iſt zu ſtark, und ſie werden gern krank dabey. Wer ihnen auch Klee vorgeben will, miſche zarten, mit trocknen Futter.

7. Ob räthlicher ſeye, die Stierkälber währenden Saufen, oder ſpäter zu ſchneiden, iſt wegen verſchiedenen Urſachen nicht wohl zu entſcheiden. So viel iſt gewis, daß der Schnitt bey den Säuglingen, oder jungen Kälbern früher heilt, als bey andern.

Die der Gegenmeinung beypflichtende wollen es misrathen, und ſagen: das Vieh werde hernach hochbeinig, bekomme lange und krumme Horn, fallen auch in kein Gewicht, ſeyen zum Arbeiten träg und langſam. Dieſe rathen demnach, man ſolle die Stierkälber erſt mit 9, oder 10 Monaten ſchneiden, weil der natürliche Geiſt in allen Gliedern mehr verbreitet, ſie ſtärker und wüchſiger, auch dauerhafter macht, ſo, daß ein alſo geſchnittener Stier im dritten oder vierten Jahre mehr arbeitet, und größer, als ein andrer von 6 Jahren werde.

Dergleichen Stiere, oder Ochſen, welche man in Franken bis zum ſechſten Jahre Stiere, hernach Ochſen nennt, bekommen kurze dicke Hörner, kurze dicke Füſſe, ſehr dicke ſtarke Hälſe, ſind munterer, und freſſen beſſer als andre, ſind im Arbeiten merklich geſchwinder, und faſt nicht müde zu machen, zulezt werden ſie in der Maſtung weit fetter, ſonderbar ſezt ſich das gelbe Fett von innen beſſer an.

Verſuche können hierinn jedem Haus- oder Landwirth den ſicheren Ausſchlag geben.

Daß ſpät geſchnittene Stier viel ſtärker, erhellt aus dem ſpaten Schneiden der Zucht- oder Stammochſen: wenn nämlich dieſe zur Nachzucht für Kühe zu groß, und zu ſchwer geworden, werden ihnen die Füſſe geſpannt, und wenn der Kopf eben ſo verwahrt iſt, legen ſich zwey ſtarke Männer in die Seiten an die hintere Schenkel, und der Vieheſchneider macht den Schnitt; iſt dieſer gehörig geſchehen und verwahrt, ſo wird der Ochs wieder ledig gemacht. Bey dieſen Schnitt iſt keine Gefahr, das Nez zu zerſprengen, wie beym Umwerfen öfter geſchiehet. Solche geſchnittene Ochſen werden hernach zum Ziehen angehalten; vier dergleichen geſchnittene Ochſen ziehen faſt noch ſo viel, als andre vier ſonſt geſchnittene Ochſen am Zuge; werden auch mit der Zeit zum Mäſten ſo tauglich, und bekommen ſo gutes Fleiſch als andre Ochſen.

Die unbeſchnitten geſchlachtete Stammochſen geben das ſchlechteſte, und ein faſt unbrauchbares, rothes, im Kochen jäſtreiches Fleiſch, ſo nur dem Geſinde zur Speiſe taugt. Man ſchlachte dahero keine ſolche Ochſen oder Stiere, weil nur ein ſchlechtes

Fleiſch

Fleiſch erhalten, und dabey das halbe Geld verlohren wird, das obgedachte Schneiden iſt weit zuträglicher.

§. IV. Von den erwachſenen Stieren und Zugochſen.

1. die Kälber, welche verſchnitten worden, und ein Jahr alt ſind, kommen unter dem Namen der Jährlinge, oder in Zukunft heiſſen ſie Stiere, die Kühkälber vom weiblichen Geſchlecht hingegen werden Kalbin genannt, bis ſie im dritten Jahr trächtig ſind, wo ſie wie Kühe betracht, Kühe heiſſen; beyde nennt man auch geltes Vieh, ſammt unträchtigen Kühen.

Dieſes junge Vieh wird bey mäſſigen Futter im Stalle erhalten, wo noch Weiden ſind, aber auf die Weiden getrieben, nachdem man zur Nachzucht recht tüchtige Kälber ausgeſehen hat. An der guten Warte und Fütterung dieſer zarten Thiere iſt alles gelegen; denn werden ſie in den erſten Monaten vernachläſſiget, ſo bleiben ſie verpuzt, klein, ſchwach, und untüchtig: die lang genoſſene Milch auch mit Waſſer, die zugeſezte Mehl- Schroth- oder Kleyentränke mit guten Heu, endlich mit Klee und ausgeſuchten Gräſern, verſichern jeden Landmann einer guten Nachzucht, woran er täglich ſein Vergnügen hat, bis ein anſehnliches Stück Geld ſein Vergnügen vollkommen macht

Nicht allein hab ich dieſes ehemals beym eigenen Viehe ſelbſt erfahren, ſondern auch bey andern mit Augen geſehen, daß die gute Pflege und Fütterung bey jungen Viehe, wie bey älteren alles vermöge: junge Jährlinge wuchſen mir ſo ſtark her, daß ſie von verſchiedenen für dreyjährig gehalten, und dafür wären bezahlt worden, wenn ſie abzugeben geweſen wären. Zu St. Florian in Oberöſterreich ſcheinen alle

Vorzüge eines herrlichen Stiftes um die Wette zu ſtreiten, welche hier anzupreiſen, der Raum ermangelt: allda bewundre man Kühe und Ochſen von erſter Größe, welche keinem Schweitzer, oder andern Viehe im mindeſten nachgeben, Kühe, welche alle Ochſen in Bayern an der Größe übertreffen; alles Gewicht, Größe und Anſehen kommt von der guten Erziehung, einer an ſich ſchönen und großen Art her, das gute Futter erwirke nämlich alles, was man vom Viehe hoffen kann.

Die Größe und das Anſehen mit dem Gewicht bey Schweizer- und Tyroler-Rindviehe, ſchreiben die Inwohner blos der ſchönen Art, und guten Weide zu: auf den hohen Gebirgen, oder ſogenannten Alpen von Schwitz, Klarus, Unterwalden, Uri, Bern ꝛc. wächſt, ungeachtet des immerwährenden Schnees, ein Futter von den gedeihlichſten Kräutern, und Gräſern, dabey wird ein zum Erſtaunen ſtark- und großes Vieh erzogen; in dem weltgeprieſenen Fürſtl. Stift Maria Einſiedeln, pflegt man am Feſte von Kreuzerhöhung zur Kirchweihe, dort Engelweihe genannt, wegen den faſt aus allen Landen, von Europa dahin kommenden Gäſten und Wallfartern insgemein Ochſen von 20, bis 30 Centner ſchwer zu ſchlachten, welche alle Anweſende in Verwunderung ſezen, und woher haben dieſe Thiere ihr Gewicht und Anſehen? blos von den guten Kräutern, und guter Pflege, womit man ſie ſchon von Jugend auf gefüttert hat; denn das ſtarke Gewicht erhält dieſes Schlachtvieh nicht durch ſein Alter, ſodern allein durch zugeſezte Fütterungen, dieſe ungeheure Ochſen ſind ſelten über 5, 6, oder 7 Jahr alt, von der guten Art oder Zucht, und von der Fütterung hangt demnach alles ab.

Aus

Aus den Futterkräutern zählen aber die dortige Landleute den Klee unter die erſte, ungeachtet dort die kräftigſte Futtergräſer auf den Alpen wachſen, ſo bauet man dennoch gefliſſen den Klee, beſonders den Luzern = oder Monatklee, welchen jeder achtſame Fremdling zu Maria Einſiedeln im Hofe, gepflanzet ſehen kann.

Es zeichnet ſich immer ein Land vor dem andern an ſchöner Viehzucht aus: der Saal = und Werrngrund im Würzburgiſchen, der Jzgrund im Bambergiſchen, unterſcheiden ſich vor allen andern in Franken, ſie haben allda zur Fütterung die kräftigſte Gräſer, beſonders den Klee, und nicht ſelten werden Maſtochſen von erſter Größe erzogen, die dem Schweizer Viehe wenig nachgeben, auch der öffentlichen Schaue ausgeſtellt werden; was allda noch fehlen mag, iſt einzig, daß man nicht blos wenige, ſondern alle Kälber, die zur Nachzucht beſtimmet ſind, nach Schweizer Art lang ſaufen laſſen, und ſie mit guten Fütterungen zum ſchnellen Wuchs zu treiben gefließen ſeyn ſolle.

2. Was die Zugochſen anbelangt, ſoll man die zum Ziehen gewiedmete Stiere nicht zu früh anſpannen, weil die Knochen und Nerven noch zu ſchwach ſind, ſonſt werden ſie gar leicht verdorben, krumm oder lahm: auch müſſen ſolche Thiere beym Anſpannen geſchickten Knechten anvertraut werden, welche ſie im Arbeiten anfangs nicht übertreiben, noch weniger mit Prügeln ſchlagen, oder mit Gabeln ſtoſſen, vor allen aber ordentlich reinigen und füttern.

Jm Winter, wo Eis iſt, müſſen die Ochſen wohl in Acht genommen werden: wenn ſie ohne Arbeit, er-

halten ſie ein geringeres, bey den Arbeiten aber, nebſt Lämmern und Schaafen, nebſt Kälbern und Kühen, allzeit das beſte Futter.

Das Austreiben der Ochſen auf Weiden iſt gar nicht räthlich, das Futter zu Hauſe im Stalle iſt ihnen weit gedeihlicher, wenn ſie es in der Ruhe genieſſen können: im Herbſt wenn Reife, Nebel, oder Thau gefallen, iſt ihnen das bloße Stroh weit gedeihlicher, als das Gefahrvolle Austreiben, ſolche Weiden zu beſuchen.

Zur Erndtzeit, wie am Pfluge ſoll man mit den Zugochſen täglich umwechſeln, ein paar frühe, das andre paar Nachmittag anſpannen, ſo geſchieht ihnen nicht wehe, und ſie bleiben allzeit bey guten Leibe.

Ob das Anſpannen mit zuſammengejochten Ochſen beym Schieben, oder bey freygehenden Ochſen vorzuziehen ſeye, ſtehen einige an: die zuſammen gejochte Ochſen ſchieben und ziehen zwar ſteter, allein frey wie Pferde geſpannte Ochſen gehen munterer, ziehen ernſtlicher, und ermüden nicht ſo leicht, weshalben auch dieſe Einſpannart täglich gangbarer wird.

Den Zugochſen einen geſchwinderen Gang beyzubringen, müſſen ſie frühezeitig daran gewöhnet werden: ich hatte wenigſtens Ochſen, welche am Pfluge wie am Wagen den Pferden zugleich giengen. Die Schweizer, Bayern und Schwaben wiſſen den Zugochſen einen geſchwinderen Gang zu verſchaffen, wenn ſie öfter ein Pferd und einen Ochſen an den Wagen ſpannen, und beyde zugleich ziehen laſſen; mancher Ochs lauft troz einem Pferde.

Die

Die Ochſen ſind allzeit gleichförmig zu halten, fo- derſamſt zur Erndtzeit nicht zu überladen; denn nicht ſelten gehen Ochſen wegen unmäßigen Aufladen und Ueberladen zu Grunde, man fahre lieber öfter, und lade weniger auf, das Viehe zu ſchonen, und länger zu gebrauchen. Viele Zugochſen ſtoſſen mit den Füßen zuſamm, es halten auch einige dieſes für einen vom ſchneiden herkommenden Fehler: allein das allzufrühe Einſpannen iſt gemeiniglich Schuld daran, weil die noch weiche Beine, beym harten und beſchwerlichen Zie- hen verrenket, und verdrehet krum wachſen müſſen. Gar oft ziehet ſich ein flüchtiger, williger Ochs bey einen fau- len die Beine krum, gute Knechte ſollen alſo darauf ſehen, daß ſie nicht einen trägen und faulen feurigen Ochſen zuſamm ſpannen.

Bey ſtarken Arbeiten wächſt auch den Ochſen zu- weilen die Haut auf dem Rücken an, wenn man es verſiehet; man ziehe ihnen deswegen öfter den Schwanz, ſtreiche den Rücken, ziehe die Haut an, ſo wird man das Hautanwachſen verhüten; wer die allbereit ange- wachſene Haut losreißt, wird ein Knacken, und Raß- len wahrnehmen.

Wenn Zugochſen nicht beſondere Dienſte thun, oder zu langſam werden, ſoll man ſie mit 8 oder 10. Jahren zur Maſtung einſtellen, und jüngere Zugochſen, welche bey guten Kräften, mit 4 oder 5 Jahren an ih- re Stelle aufſtellen. Einige laſſen die Ochſen 14 oder gar 16 Jahre am Zuge gehen, welches aber gar un- räthlich ſcheint, denn ſolche Ochſen ſind zu beſchwer- lich zu mäſten, koſten vieles Futter, und zulezt hat man ein zähes, hartes, unkochbares Fleiſch. Gute Wirthſchafter richten ihren Vieheſtand nach dem Maaße

der

der Güter ein, daß ſie alle Jahre ein, zwey oder drey Paare Ochſen käuflich abgeben, nachdem ſie ſelbe vom Zug in die Maſtung geſtellt, und dagegen nehmen ſie ſo viele junge Ochſen in den Zug.

§. V. Die Fütterung vom Rindviehe.

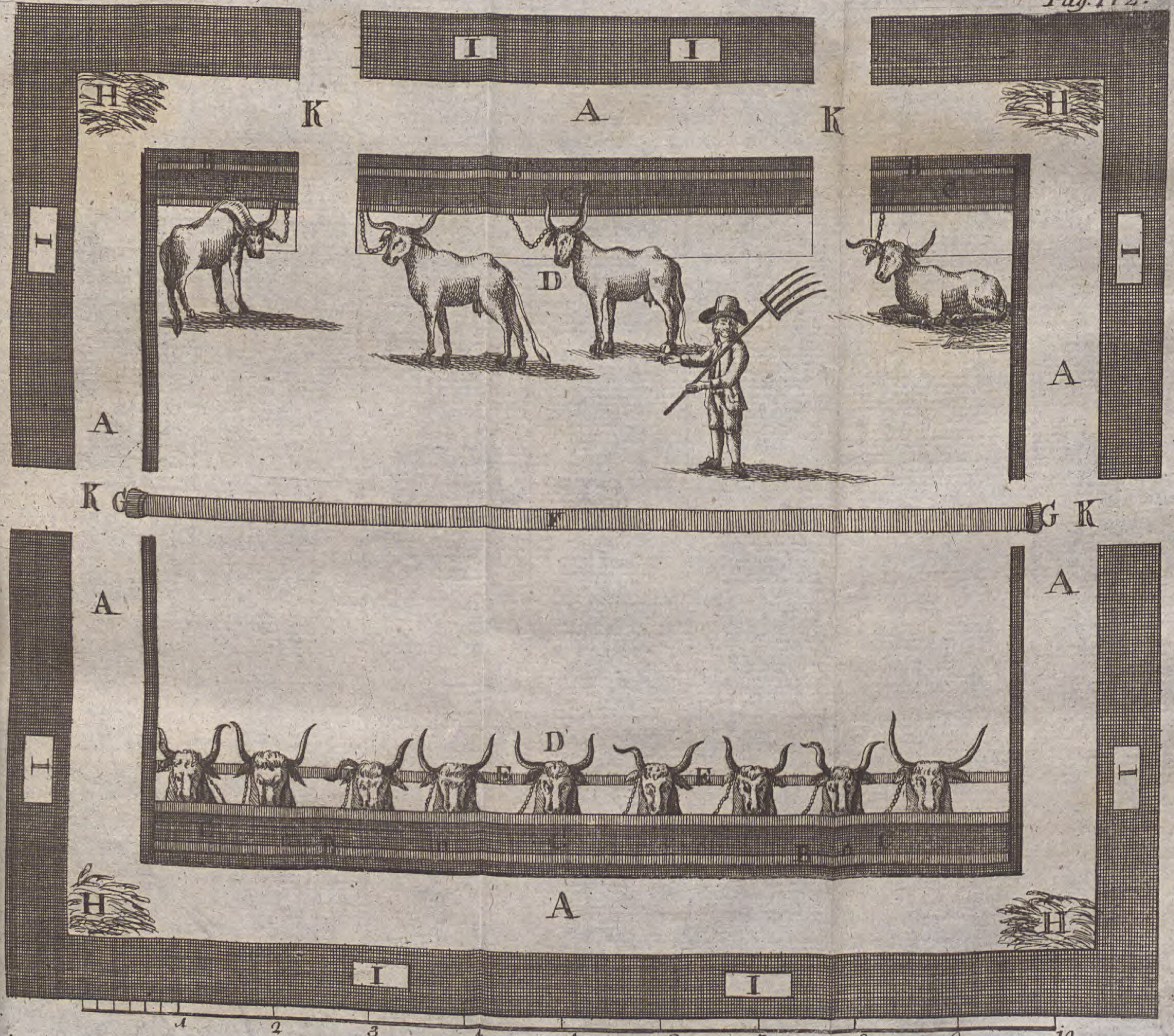
Im Viehefüttern ſind Ordnung und Reinigkeit über alles zu ſchäzen; die Futterkäſten, oder ſonſtige Kripen und Baaren müſſen allzeit rein und ſauber ſeyn, damit das Viehe nicht mit Eckel freſſe, oder gar erkranke.

Die Zeit zum Füttern iſt frühe, mittags und abends; die Ochſen erhalten frühe um 4 Uhr etwas Süde, und nach einer ſtarken halben Stunde, einen andern Theil Süde; denn zu viel auf einmal benimmt die Luſt zu freſſen. Ferner wird etwas Heu aufgeſteckt, worauf ein gutes reines Waſſer zur Tränke folgt, und trefflich ſchmeckt, den Beſchluß macht ein aufgeſteckter Werrbüſchel vom verwerrten Strohe.

Gegen 10 Uhr erhalten die Ochſen einen Theil anfangs, eine halbe Stunde darauf den andern Theil geſchnittenes Strohe mit einem Salze, wovon unten, übergoſſen; im übrigen hält man beym Füttern und Tränken alles, wie frühe. Inzwiſchen genießen die Dienſtbothen ihr Mittagmahl, damit ſie hernach mit den Ochſen ungehindert zur Arbeit ziehen können.

Gegen halb fünf Uhr im Winter, bey längeren Tagen ſpäter wird das erſte, eine halbe Stunde darauf ſpäter das zweyte Futter vom angefeuchteten geſchnittenen Strohe wie oben gereicht, nach etwas Heu wird der dadurch gereizte Durſt mit Waſſer geſtillet;

endlich


I
I
H
K
A
K
H
I
I
D
A
A
K G
F
G K
A
A
D
E
E
I
I
H
A
H
I
I
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10

endlich auf die Nacht ſchüttet man ein ſtarkes Süde-futter ein.

Mit dem Heuvorlegen muß man bey Ochſen allzeit geſparſam ſeyn, ſonſt verliehren ſie die Luſt zum Strohe, und wollen allein das Heu beſtändig freſſen.

Auf dieſe Art gefütterte Ochſen werden allzeit bey Arbeiten munter, geſund und ſtark verbleiben. Wächſt endlich das Gras oder der Klee bey, ſo giebt man dieſe anfangs mit geſchnittenen Strohe gemiſcht, ohne daß man die Ochſen austreibe; denn auf ſchwachen ſchlechten Weiden hat man bey Ochſen gar keinen Nutzen, ſie freſſen ſich vielmehr hungerig, und fallen vom Fleiſch.

Den Sommer durch wird nach Verſchiedenheit der Zeiten, wie im Winter, mit den Fütterungen gewechſelt, man legt nämlich dem Viehe anfangs Gras oder Klee mit Strohe, endlich Gras oder Klee vor, und giebt ihnen zuweilen ein trockenes Heufutter dazwiſchen, ſo bleibt es geſünder. Zur Zeit ſchwerer Arbeiten, beſonders in der Erndte giebt man allzeit das kräftigere Futter, legt auch öfters Haber oder Gerſtenſchrott zu, das Viehe bey guten Kräften zu erhalten; Ochſen verdienen es durch ihre Arbeiten, und geben den Erſatz davon am Dunge zurück, ſezen am Fleiſch zu, und werden theurer.

Wenn im Herbſt oder Winter das grüne Futter zu Ende geht, ſo hält man ſich an die Süde, und an die Werrbüſcheln; ehe man jedoch dieſe den Ochſen oder jüngeren Rindviehe aufſteckt, muß zuerſt das Strohe vom Heidekorn verfüttert werden; denn deſſen ſtarke Stängel erharten, und werden immer höher, machen dahero ſpat verfüttert, dem Viehe die Zähne ſtumpf,

daß es dieſelbe nicht mehr frißt. Darauf folgt geſchnittenes Kornſtrohe, ſonſt Hexel oder Heckerling genannt, ferner giebt man Waizenſtrohe länger geſchnitten, oder in Büſcheln, nachmals die Haber- und zulezt die Gerſtenſtrohebüſcheln vor, weil die leztere die weichere ſind. Nur folgt zulezt was weniges Heu, ſo den Ochſen wie ein Gebratenes iſt, worauf ein guter und trefflich anſchlagender Trunk erfolgt, und die Fütterung beſchließt.

Wer Biertrebern, Brandweinſpühlig und Malzkeime füttert, erweiſet ſchon den Ochſen eine beſondere Gutthat; dieſe ſind gemeiniglich für die Maſtochſen vorbehalten.

Das geſchnittene Strohe trocken vorgelegt, wäre zu ſchwach, und man benezt es dahero mit Spühlig aus der Küche, oder mit jenem vom Brandwein, und Trebern, oder wer Lein- Reps- Dotter- oder andere Oelkuchen hat, weiche ſie in laulechtes Waſſer, und begieße das Strohe damit.

Wenn man an Heu und Grumet Mangel hat, ſo muß man ſich an andern Futterarten eine Beyhilfe ſuchen, ſo miſcht man geſchnittenes Heu und Strohe; ferner giebt unter geſchnittenen Strohe die Wolfs- oder Saubohnen, oder kleine Bohnen, wobey das Viehe zu mäſten; das Erbſenſtrohe mit den Schotten, Traubenplätter mit Zweigen im Sommer und Herbſt geſammelt, welche auch ein treffliches Schaafefutter ſind, Erdäpfelkraut nach abgeriſſenen Saamenbollen, welche auszuſäen, wie im I. Theile zu ſehen, verſchiedene grüne Kräuter und Küchengemüſe, die groſſe und kleine Wurzeln, Krautdorſchen, Burgunderrüben, rothe, gelbe, weiſſe Rüben, Erdkohlraben, und Erdä-

pfeln ſind die kräftigſte, aber mehr für Kühe und Maſt⸗viehe als für Zugochſen gehörige Futtergattungen.

Einen ferneren Beytrag machen die Baumblätter; man ſtreift zur gehörigen Zeit, wo dem Holz oder Walde kein Schaden geſchiehet, das Laub von Birken, Eichen, Erlen, Papelbäumen, von Weiden und Linden, Meerbinſen ꝛc. vorzüglich aber ſammelt man die Blätter von Ulmen, Eſchen und Maulbeerbäumen, welche das beſſere, dem Viehe ſchmackhaftere Futter, ſo dem Viehe vor Heu und Grumet angenehm, geben; Genſter⸗Geißklee ꝛc. nimmt es auch zum Futter an.

Wenn das Rindviehe keine Luſt zum freſſen zeigt, ſo ſprenge man zuweilen etwas Salz unter ſein Futter, und der Luſt wird erweckt; es beſſert zugleich die Verdauung, hält die Verdauung ab, und befördert bey Kühen die Milchnuzung ungemein, man darf ſich dahero das für Rindviehe verwendete Salz niemal gereuen laſſen, es kommt ſo gar am Dung wieder, dahero der Schaafedung, weil die Schaafe zuweilen Salz lecken, ſo kräftig iſt.

Bey Verfütterung 100 Fuhren Heu, darf man allzeit 5 Zentner Salz daran wenden; wer den Nuzen davon deutlich ſehen, und erfahren will, dunge mit dieſem Miſt einen Acker, mit andern einen andern, ſo wird das verwendete Salz an den Früchten doppelt bezahlt ſeyn.

Man gebe dem Viehe niemal ein faulend⸗ſtinkend⸗ oder ſchimelndes Futter; denn es macht auch eine Fäulung bey Viehe, und iſt nebſt den Huthweiden der nächſte Grund zu Krankheiten oder Vieheſeuchen; man laſſe deswegen zur Zeit der Heu⸗ und Grumet⸗Erndte niemal naß oder kothiges einführen. Vom Strohefüt-

tern hat man zur Grundregel zu halten, daß, wie kälter die Witterung, ſo lieber das Viehe jede Strohegattung frißt, ſonderbar wenn es wie folgt, befeuchtet wird.

§. VI. Von einer beſondern Einrichtung für den Winter mit Salzen oder Sulzen.

Gemeiniglich hat ein Land vor dem andern was beſonders. Das geſegnete Bayern hat an bequemen Einrichtungen einen Erſaz an dem, was ihm am Fleiße der Inwohner mangeln will; man richtet in jeder kleinen und groſſen Haushaltung eine beſondere Sammlung kräftiger Wurzeln, Kräuter oder Rüben zum Anfeuchten des trockenen Strohes zu, und nennt ſie Salzen oder Sulzen.

Man hat in jeder Haushaltung ein ſondere Behältniß von Steinen 8 10 oder mehr Schuhe tief, auch 10, 15, bis 20 Schuhe lang nach der Beſchaffenheit des kleinen oder größeren Gutes: der Salzburger Marmor, oder Sand- und andere haltbare Steine ſind in einander gefügt, wie man jene zum Gerſteeinweichen in Bierbrauereyen in einander gefüget ſiehet. In die groſſe Steinbehältniſſe, wird eine Sammlung von zerhackten Rüben, Krautblättern und Dorſchen mit Malzkeimen, und Abfällen aus Brandwein- oder Bierbrauereyen gemacht, mit Waſſer begoſſen und angefüllt, darauf erfolgt die Gährung, und im ganzen Winter bis zum Frühling wird dem Rindviehe auch Kühen das geſchnittene Strohe allein, oder mit geſchnittenen Heu vermiſcht angefeuchtet, übergoſſen, und etwas untereinander vermenget.

Zu

Zu gleicher Zeit wird eine beſondere Speiſe für Menſchen aus Rüben zugerichtet; nämlich die beſſere Rüben werden nach abgeſchnittenen Kraut, welches ſie Daſchen nennen, rein gewaſchen, in einen viereckichten, ein paar Schuhe tiefen Bretter- oder Dihlenkaſten, groß oder klein, geſchüttet, und von zwey oder vier Männern, deren jeder mit zwey, einer Elle langen gewichtigen Hackmeſſern verſehen iſt, mit beyden Händen abwechſelnd, jedoch zugleich fein zerhackt; wenn ſie fein wie Pulver, dahero ſie das bayeriſche Pulver heißen, werden ſie wie das Saure Kraut in beſondre Stüchte oder Faſſe geſtampft, auch mit Steinen beſchwert, zum Verſpeiſen aufbehalten. Dieſes bayeriſche Pulver wird nach der Verirrung insgemein das Jahr hindurch gekocht zum Rindfleiſch, oder ſonſt als ein Zugemüß aufgeſezt, wird aber zulezt zu ſauer, daß es in andern Ländern, wo man die Säure nicht mit Bier abſpielen kann, kaum räthlich zu genieſſen wäre.

Der bey der Beſchwerung mit Steinen austriefende Rübenſaft, kann mit eingeſteckten Röhrlein oder Federkihlen in untergeſezte Zuber aufgefangen, und zum dritten oder vierten Theil eingekocht, als ein bruſtheilender Syrup gebraucht werden; der Saft muß aber noch ſüß aufgefangen werden, ſonſt geht er in eine Säure, wie das gedachte Pulver; wer den Saft nicht alſo verwenden will, kann ihn unter die Salze für das Viehe miſchen.

Die ſchlechtere Weiſe und andere Rüben, beſonders die Abfälle von den zu Pulver gehackten, kommen mit Krautdorſchen und Blättern, oder was man immer von den Wurzeln für das Viehe nehmen will, wer-

werden in dem nämlichen Bretterkaſten grob zerhackt in die beſagte Steinbehältniſſe gethan.

Will man nun dem Viehe ſein Strohefutter reichen, ſo ſchöpft man einen Kübel oder Zuber voll von dieſer Salze, miſcht einen Kübel oder Zuber voll etwas warmes Waſſer dazu, und brühet damit das geſchnittene Strohe an. Das Viehe frißt dieſes Futter gar gern, und bleibt gefräßig, weil nämlich das Viehe die Säure liebt; die Säure iſt das Mittel, dem Rindviehe eine Luſt zum Freſſen zu erwecken, anſonſt würde ihm die Luſt zum bloſſen Strohe bald vergehen, oder das Viehe würde ohne Heu und Grumet nicht ſo gut beſtehen, und ausſehen können.

Wer keinen Mangel an guten Futter hat, verfüttere es beſonders für Kühe, ſie bringen alles an der Milch wieder, ſonſt bekömmt man ſtröherne oder gar keine Milch.

In Oeſterreich und Franken hat man andre Einrichtungen, und macht im Herbſt einen andern Vorrath an Futter; nämlich nach gekälterten Moſt werden die Trebern entweder allein, oder vermiſcht in Kufen aufbehalten; ſobald Kraut, Kohl, und Wurzeln oder Rüben vom Felde eingebracht worden, werden die Blätter abgeſchnitten, und lagenweis mit Salz beſprengt, darauf eine Lage Weintreſtern, wovon einige die Bälge und Traubenſtile ſöndern, wieder Blätter, und ſo fort bis die Kufe voll iſt. Zur Futterzeit wird ein Theil davon mit geſchnittenen Strohe vermiſcht, mit warmen Waſſer angebrühet, zum Futter gegeben. Andre brühen das Strohe mit Brandweinſpühlig an.

Die weiſſe Rüben, die Burgunderrüben, Erdkohlraben, gelbe Rüben, werden in Gewölben oder Kel-

lern

lern auf Häufen trocken bewahrt; davon nehmen die Dienſt- bothen täglich ihr nöthiges Futter, und geben, dieſe gehackt, oder vielmehr mit Stoßeiſen, welche ein lateiniſches S vorſtellen, zerſtücket, angebrühet den Kühen, mit etwas geſchnittenen Heu und Strohe vor, wozu auch Erdäpfel, und Trebern von Bier, Korn, oder Gelägerſpühlig kommen.

Dürrer dreyblätteriger Klee, auch Esparſete, oder türkiſcher Klee, wirken dabey am kräftigſten, ſonderbar wenn ſie mit Haber und gedörrten Wickenſtrohe gemiſcht werden. Das Linſenſtrohe bleibt ein Lämmer- oder Kälberfutter.

§. VII. Vom Maſtviehe und ſeiner Pflege.

I. Erſtgedachte Futtergattungen ſind die tauglichſte das Viehe zu mäſten, nur kömmt es darauf an, daß man auch taugliche Viehegattungen wähle, ſie zu mäſten.

1. Einige halten für unräthlich, daß man die gar kleine Kälber ſchlachte, weil ſie vom Kuheeuter weg, nach 14 tägigen Säugen gar ſchwach ein ketſchiges, und unreifes Fleiſch abwerfen. In der Schweiz, und im Wälſchlande wird ſelten ein Kalb geſchlachtet, welches nicht einen oder anderthalbe Centner am Fleiſch hat, und dieſes iſt ein zeitiges, körnig- und ſchmackhaftes Fleiſch.

2. Wer ein Stück zum Mäſten kaufen, und aufſtellen will, hat vor allen auf die Horne zu ſehen, ſind dieſe kurz, klein und ſchwarzlecht, ſo iſt das Viehe jung, ob es fett zu machen, fühle man an der lind- und geſchlachten Haut, wobey zugleich ſeine Fette wahrzunehmen, wenn nämlich die Haut nicht zu hart auf den Rippen anliegt. Ein Stück mit groſſen Knochen, breiter Bruſt, groſſen Schenkeln und Schultern fällt gern ins Gewicht gut aus; das Gewicht iſt auch von Geſchick-

ſchickten, über das Ruckgrad gegen die Bruſt zu meſſen, und ein ſcharfes Aug muß es genau ſchäzen. Auf dieſe Kennzeichen ſchauet der Mezger bey groſſen und kleinen Viehe, und zahlt ſie nach Verdienſt theurer. Ein kalb von 14 Tagen oder drey Wochen koſtet kaum einen oder zwey Gulden, hingegen jenes, ſo die Milch 7 bis 8 Wochen genoſſen, koſtet 12, 15, 20, auch mehr fl. rechne man auch täglich für ein Kalb 3 Maaße Milch; denn man ſezt nach und nach immer mehr Waſſer zu, welche ein Kalb 7 bis 8 Wochen lang ſauft, ſo wird man eine Maaße zu 3 kr. genommen, kaum 7 oder 8. fl. aus ſolcher Milch löſen, alſo verkauft aber bringt es einen der Auslag gleichen Gewinn, und trägt mehr als noch ſo viel ein. Es iſt alſo weit vortheilhafter, wenn man die Kälber lang ſaufen läßt, dabey groß erziehet, und ins Fleiſch, wie in den Gewinn wachſen läßt.

3. Junges Viehe, ſo nicht ausgewachſen hat, legt mehr an den Fortwuchs zum Fleiſch, als zur Maſt und Fette an, es wird dahero nicht ſo fett als ausgewachſenes, wohl aber beſſeres Fleiſch; wer demnach fette Ochſen verlangt, nehme ausgewachſenes Rindviehe.

4. Wer Ochſen zum Mäſten einſtellt, kann ſie, wenn ſie anderſt geſchlacht und von guter Art ſind, insgemein in einem oder andern Monat fett machen, ja in einem Mnnate, wenn ſie ans Kleefutter gewöhnt waren: denn mit Klee gefutterte Ochſen, können oft vom Pfluge weggenommen, und geſchlachtet werden, wer ſolchen geſtoſſene gelbe Rüben mit Wicken Tag und Nacht öfters, aber wenig giebt, erhält ſie in 3 bis 4 Wochen außerordentlich fett.

5. Schon alte abgefahrene Ochſen von ungeſchlachter Art, brauchen lange Zeit und vieles Futter; am beſten iſt, man laſſe ſie im Herbſt einige Wochen auf abgemähete Wieſen gehen, und gebe ihnen zuweilen ein geringes Kleefutter zu Hauſe, oder man gebe ihnen blos angebrühete Sachen, welche einen weiten Bauch, und dadurch Raum für das anzuſezende Fett machen, im zweyten Monat wird das Futter etwas verbeſſert, und des Tags öfter, aber weniger gegeben, im dritten Manate ſezt man mit Gerſtenſchrott, oder andern geringen Getreiden zu.

6. Einige Betrüger haben im Viehmäſten beſondere Griffe, und machen es dem äußeren Scheine nach fett: ſie geben dem Viehe Bier- oder andre Hefe (Geläger) mit Schwefel vermiſcht, wodurch es auſſerordentlich aufgetrieben, und geblähet wird; Mezger und andre Kenner wiſſen aber im Fühlen dieſe Scheinmaſtung von der wahren leicht zu unterſcheiden. Dieſe Maſtung iſt dem Viehe ſchädlich, dahero wie alle Betrüge zu verabſcheuen.

II. Die Erforderniſſe zum Viehemäſten ſind folgende:

1. Muß man Ueberfluß an Futter, am Heu, Grummet, beſten Gräſern, Kräutern, und Klee bey Händen haben;

2. Imgleichen muß ſich der Ueberfluß auf viel geringes Obſt erſtrecken, Kraut, Kohl, und andere Blätter von Gemüßen, auf weiße und gelbe Rüben, auf Burgunderrüben und Erdkohlraben, auf türkiſches Korn, Erdäpfel ꝛc.

3. Geringe Getreide, welche in geringen Werth, und auf keine andre Art verſchlieſſen werden können,

als Gerſte, Erbſen, Wicken und dergleichen, ſind zur Maſtung die beſte.

4. Trebern von Bierbrauereyen, Spühlig aus Brandweinbrennereyen, ſchwarzes Mehl, Spühlig aus Küchen, Kleye von den Früchten, Milchabfälle tragen kräftig bey.

5. Das kräftigſte Maſtfutter, Ochſen geſchwind fett zu machen, ſind die gelbe Rüben, welche reingewaſchen und gehackt, mit Wicken vermiſcht, öfter z. B. früh um 3 Uhr das erſtemal, um 6 Uhr das zweytemal, um 9 und 12 Uhr das dritte und viertemal, um 3, 6, und 9 Uhr das fünfte, ſechſte, und ſiebendemal, aber allzeit wenig vorgelegt werden: inzwiſchen wird das Vieh auf etwas weniges vorgelegtes Heu, ungefehr dreymal getränket. Auch die Kärbſen mäſten.

6. Dürre Eicheln geſtampft, und geſchrotten mit Getreidſpreue oder geſchnittenen Heu, ſind nicht allein für die Schweine ein gutes Maſtfutter, ſondern auch für das Rindvieh, dem es an Trank nicht fehlen darf.

7. Erdäpfeln gewaſchen und geſtampft, mit Spühlig aus Brauereyen angebrühet, geben dem Maſtvieh ein gar ſchmackhaftes Fleiſch: würflecht geſchnitten: ſind ſie die beſte Speiſe fur Kapauner, Gänſe, Indianer, und Schweine.

8. Türkiſches Korn oder Waizen, geſchrotten oder gequollen dient zu gleichem Ende: Erbſen, Bohnen, auch Trebern vom gekälterten Obſt, taugen zum Maſtfutter.

In Anbetracht der gemalzten Gerſte, oder Biertrebern iſt zu merken, daß ſie täglich, wie ſie aus den Bierbrauereyen kommen, in Stüchte oder hohe lange Faße eingefüllt und geſtampft, auch mit Stei-

nen

nen beſchwert werden müſſen, ſie werden nachmals nach und nach verfüttert: auf ein Futter kann jedem Ochſen nebſt Heu ungefehr eine Kornſchaufelvoll erklecklich ſeyn. Das Spühlig aus Brandweinbrennereyen, iſt beſonders im Sommer alle Tage dem Viehe friſch zu geben; denn übelriechendes, ſauer- und ſtinkendes verabſcheuet jedes Vieh: es iſt in kühlen Orten, in Kellern, oder Gruben und Gewölbern aufzuhalten, damit das Vieh keinen Eckel darob bekomme.

III. Was noch beym Mäſten zu beobachten, beſtehet in dem:

1. Der Fleiß und Achtſamkeit ſind eines der nothwendigſten, damit das Vieh nicht zu ſchlecht und unordentlich gehalten, oder gar überfüttert werde, hiedurch Schaden leide, oder gar zu Grunde gehe. Das Ueberfüttern iſt gar gefährlich, ziehet gern Verſtopfungen oder das Uebergeblüte nach ſich: man füttere mäſſig und oft, ſo gehet man ſicher.

2. Ungefräßigen Viehe iſt Salz über das Futter zu ſtreuen, ſo wird ihm der Luſt zum Freſſen erweckt.

3. Heu oder Grumet werden allzeit beym Abfüttern, und vor der Tränke gereichet.

4. In den Ställen muß eine mäſſige Wärme unterhalten werden, damit die linde Ausdünſtungen bleiben.

5. Die Ställe wie das Vieh, ſind rein zu halten.

6. Das Vieh ſelbſt muß zur Fütterzeit öfter geſtriegelt, gepuzt, und abgeſtäupt, auch wenn es kothig mit laulechten Waſſer abgewaſchen werden; denn es iſt ein Misbrauch, Liederlichkeit, und ſträfliche Fahrläßigkeit, daß man alles Koth am Viehe hängen läßt, und Einbildung iſt es, wenn man glaubt, die

Haut werde gewichtiger, und deswegen kaufen die Mezger das Maſtvieh gern.

7. Im Dache der Maſtſtällen ſind Zuglöcher, oder Fenſteröfnungen nöthig, friſchen Luft einzulaſſen.

8. Niemal iſt ein kaltes, wohl aber laulechtes Getränk zu geben, wenn es zum Mäſten angeſehen iſt.

9. Trockenes und dürres Futter iſt im Mäſten allzeit dem naſſen und grünen vorzuziehen.

10. Alle Nächte iſt dem Maſtviehe gut unterzuſtreuen.

11. Wird ein Stück Vieh krank, ſo iſt es gleich auf die Seite zu ſtellen, und vom übrigen abzuſöndern.

12. Endlich ſind die Dienſtbothen bey der Viehemaſtung vorzüglich aufzumuntern durch ein Stück Geld, welches man ihnen beym Verkauf des Maſtviehes ausdiengt, und zukommen läßt.

§. VIII. Beſonderer Werkzeug zum Futterſtoſſen.

Ich hörte nicht einmal klagen, und ſahe mit Augen, daß das Futter zu ſtoßen von Rüben, Erdäpfeln, Burgunderrüben, niedren Kohlraben, Krautblättern ꝛc. eines der beſchwerlichſten im Hauſe für Dienſtbothen, wo man vieles Vieh hat. Man hat zum Futterſtoßen das ſchon gedachte bekannte Stoßeiſen, ſo ein lateiniſches S vorſtellt, dieſes iſt das tauglichſte: allein wo eine große Viehmenge iſt, ſo haben die Dienſtbothen oft ganze Täge mit bloßen Futterſtoſſen zu thun, und können nicht fertig werden. Nebſt dem großen Verſäumniß andrer nothwendigen Arbeiten, Zeitverluſt, und der Abmattung, oder gänzlichen Entkräf-

kräftung mangeln oft die Leute dazu, daß man dem Viehe gar nicht gehörig warten kann.

Aus dieſen Urſachen, beſonders aber die der Viehvermehrung entgegen ſtehende Hinderniſſe, nach allen Kräften zu heben, ertheile ich einen Entwurf von einem ganz einfachen Werkzeuge, womit man in einer Stunde ſo viele Rüben im Futterkaſten ſtoſſen kann, als man ſonſt vielleicht den ganzen Tag geſtoſſen: der ganze Werkzeug beſtehet in dem:

Man vervielfältigt nämlich das gedachte S, und bringt, nachdem der Futterkaſten groß oder klein 6, 8, 10, auch 12 ſolche S vorſtellende Stoßzeuge z. B. auf jede Schuhlänge 3 ſolche S, welche oberhalb mit einem Eiſenblech gedeckt, und daran befeſtiget ſind, im Stoßtroge, welcher unten am Boden eben nicht krumm ſeyn darf, an: wer eine große Futterſtampfe hat, und dieſen ſchon verdoppelten Werkzeug mit S S S ferner verdoppeln will, richte auf beyden Seiten zwey dergleichen, mit Eiſenblech überdeckte Eiſen ſo, daß ſie nach der Länge des Futterkaſten zugleich ſtampfen, wie ein Muſter vorne im Stalle zu ſehen iſt; wenn man E und F betrachten will.

Dieſe Stampfe kann von einem Kinde, ſo am Rade drehet, in Bewegung geſezt werden, oder es können zwey zugleich auf beeden Seiten an zwey Rädern umdrehen: von einem Rade zum andern geht durch den Stampfkaſten eine dünne Walze mit einigen Zapfen, neben der Walze iſt ein mit gleichen Zapfen empor ſtehendes, in den Stampfeiſen ſelbſt befeſtigtes kurzes Stänglein ſo gerichtet, daß der Zapfen von der umgehenden Walze den andern Zapfen, ſo vom Stampfeiſen gerad in die Höhe geht, in die Höhe

hebt, die für ſich ſchwere Stampfeiſen fallen durch ihr eigenes Gewicht ſelbſt zurück, und zertheilen mit ihren Schneiden die eingelegte Rüben fein oder grob, nachdem man länger oder kürzer drehet.

Wer keine Räder mit Walzen richten, und die Stampfe für erwachſene Perſonen wiedmen will, nehme die viele wie S S geformte Stampfeiſen mit einem Blech zugedeckt, und zuſammen befeſtiget, laſſe in eine oder zwey ſolche, nach der Länge und Breite des Stampf- oder Futterkaſtens gerichte Stampfen ein paar ellenlange Stiele von Holz richten, welche gerad hinab, oder heraufgehend befeſtiget ſind; an dieſe Stiele wird ein kleiner Strick angemacht, welcher bis an den Boden, oder an die obere Bälken des Stalles reichen kann, dort iſt wie bey den Drechslern zu ſehen, eine Stange ſo befeſtiget, und am Ende feſt angeſchlagen, daß die Spitze oder das andre Ende davon, woran der Strick zu binden, gerad herab auf die Mitte des Futterkaſtens reiche. Will man nun ſtampfen, ſo legt man die Rüben unter die Stampfeiſen, und drückt blos die etwas frey am Strick hängende Stampfen mit dem Stiele hinab, das Seil an der oben angemachten dünnen und biegſamen Drechslerſtange zieht die Stampfe wieder in die Höhe, und ſo wird man gar leicht und gleichſam ſpielend ſtampfen, da man im Gegentheil die ſchwere Stampfen wegen vielen Eiſen mit größtem Beſchwerniſſe aufheben würde. Dieſe zweyte Stampfart iſt ganz einfach, und von der gemeinen nur in dem unterſchieden, daß nebſt dem einfachen S viele SSS ſind, und weil ſie zu ſchwer zu heben ſeyn müßte, dient die oben angemachte Stange mit einem herablaufenden Strick an

der

der Handhabe befeſtiget, zur Erleichterung ſo, daß man an der Stampfe kaum zu heben hat, weil ſie die obere biegſame Stange mit dem Strick auf jedes Hinabdrücken, wieder erheben wird; die Stampfende haben demnach nichts zu thun, als den Stiel von der Stampfe freyſtehend zu ergreifen, und hinab zu drücken.

Die Rüben oder Erdäpfeln durchaus auf gleiche Weiſe zu ſtoßen, müſſen die äußere öfter friſch beygeſchaft, und unter die Stampfe gebracht werden, zu dieſem Ende hält man eine kleine Schaufel, wie die Wurfſchaufeln ſind, und ſchaufelt die Rübenſtücke, ſo im Futter- oder Stampfkaſten außen herum liegen, unter die Stampfeiſen.

Eine ſolche Schaufel iſt oben im Stalle beym Stampfkaſten, ſammt der Drechslerſtange oberhalb angebracht, wo man ſich zu erſehen hat.

§. IX. Von fremden Ochſen.

Es ſind noch verſchiedene Ochſenarten, welche aber zu unſern Gebrauch kaum dienen: das Känntniß allein vorzulegen, erkläre ich mit wenigen, daß

1. Die Auerochſen größer als die zahme Ochſen, ſie haben längere Haare, halten ſich in Ugarn, Pohlen, Preußen, Rußland, und Schweden auf, laufen gleich dem Wildprett wild herum. Die Weiſe und Art, wie ſie gefangen, oder getödtet werden, iſt merkwürdig. Die Jäger legen ein rothes Kleid an, und finden ſich dort, wo ſich Auerochſen aufhalten, ein, ſtellen ſich zu einen anſtändigen Baum, worauf ſie ſich flüchten, und wider den anrennenden Ochſen ſchüzen können; die Ochſen, welche keine rothe Farbe dulden können, eilen herzu, und wüthen, als wollten ſie den

Baum umſtürzen, nun giebt der Jäger vom Baume einen Fang, oder Schuß, und erlegt den Ochſen.

2. Die Buckelochſen oder Biſong ſind die größte aus allen, halten ſich in Amerika auf, auf der Bruſt und am Halſe haben ſie langrothe Haare, auf dem Rücken aber einen großen Buckel von Haaren, woher ihr Name.

3. Die Büffelochſen kamen aus Indien nach Wälſchland, und Dalmatien, wo ſie izo einheimiſch ſind, in Heerden gehalten, auch eingeſpannt werden, damit ſie aber zu leiten ſind, haben ſie runde Ringe an die Naſe gelegt. Landleute mit größten Laſtwägen ſpannen 6 Büffelochſen an, und fahren damit in Rom oder andre Städte: um Sinigaglia weiden ganze Heerden auf den Wieſen, können auch keine rothe Farbe vertragen.

Das Ausſehen dieſer Ochſen iſt wild, ſie haben längere Haare, dunkelbraun an der Farbe, der Kopf iſt ungeſtaltet und förchterlich; ſie reiſſen jeden Laſt fort. Die Kühe davon ſind von gleichen Ausſehen, haben eine wildere Milch als andere: die von dem Raum verfertigte Butter wird in kleinen Ballen, wie eine kleine Fauſt, nacher Rom gebracht, und um einen Bajocco, das iſt um 5 Heller oder Pfenning, ſo einen guten Kreuzer machen, verkauft: dieſe Butter iſt ſchneeweiß, aber ſehr zähe, als beſtünde ſie aus lauter Schmeerhäuten. Die Wälſche genieſſen ſie in Schäuplein geſchnitten, und zwiſchen Brodſchnitten an Spieslein geſteckt, über dem Feuer gebäet; weil die Butter nicht flüſſig, ſondern wie ein Speck iſt, ſo verſchmelzt ſie nicht.

II. Abhandlung.

Von den Kühen inſonderheit, und von ihren Nuzungen.

Da die Nuzungen von den Kühen vielfach ſind, ſo verdienen ſie ganz beſonders behandelt zu werden, jene, welche ſie ſo gering achten, eines andern zu überführen.

---

§. I. Die Nuzung der Kühen an Milch und Butter ꝛc.

Eine mittelmäſſ'ge, doch gut gehaltene Kuhe giebt 5, oder 6 Pfund Butter, die ſchlechte 3, oder 4 Pfund: nun rechne man von der geringen Kuhe 3, von der beſſeren 6 Pfund, ſo wird man nach übergangenen 10 Wochen der Kälberzeit noch 42 Wochen im Jahre zählen, und in dieſen von der ſchlechten Kuhe 126, von der guten aber 252 Pfund Butter erhalten; ſchäzt oder verkauft man nun das Pfund im geringſten Preis um 12 Kr., ſo iſt der Ertrag von einer ſchlechtern Kuhe 25, von der ſchlechteren 50 Fl. im Jahre. Dabey ſind noch nicht eingerechnet die Milch ins Haus, gemachte Käſe, die Molke für Schweine, der Dung auf die Aecker und Wieſen, endlich das Kalb vor 4, 6 oder mehr Fl; weil dieſe Nuzungen theils für Futter, theils für den Lohn des Hirten, oder der Dienſtbothen anzuſchreiben ſind.

Nach

Nach dieſer Berechnung können 10 Kühe im Jahr gar leicht 500 Fl. abwerfen: wäre aber nicht ſchon genug, wenn auch 20 Kühe 500 Fl. einbrächten? — welches Kapital erträgt ſich an ſeinen Zinſen ſo richtig — —

Ein gewiſſer guter Hauswirth in Würzburg hatte für ſeine Haushaltung eine einzige Kuhe, und zwar von der erſten Güte, ſie gab im Tage 12 Maaß Milch, welche in Städten gar wohl anzubringen iſt, er ſchrieb dahero gefließen auf, was ihm dieſe Kuhe im Jahr für eine Nuzung ſchaffe; am Ende des Jahres fand er endlich eine Einnahme von 42 fränk. Fl. ein Zins von einem Kapital zu 1000 Fl. Rhein. er hätte noch über das ſeine Milch und den nöthigen Raum ins Haus täglich für 8 oder mehr Perſonen, das Kalb, und den Dung, welcher von ſolchem Viehe allzeit merklich abfällt.

Vormals ware unter mehr meiner Obſorge überlaſſenen Kühen eine Ochſenmäſſige um 40 Fl. fränk. angekaufte Kuhe, welche täglich 8, bis 10 Maaß Milch faſt zur Hälfte mit Raum gegeben, ſie brachte Kälber, welche mit einem Jahr den dreyjährigen andern gleich gewachſen waren: allein dieſe Kuhe verfiele nach der Zeit in Hände eines ſeltſamen Wirthes, und aus Verſehen von dieſen in die Hände der Juden um 12 oder 15 Fl. anſtatt 40 Fl. der Jud ſchlachtete ſie am nämlichen Tage, und gewann 40 Fl. daran. So nämlich verlieren herrſchſüchtige, oder ſich ſchröckbar machende Wirthſchafter, was andre mühesam gewinnen.

Man wird mir einwenden, dergleichen Kühe müſſen wohl mit beſten Futter unterhalten werden? — Freylich aus nichts wird nichts, wie man den Kühen

war=

warket, ſo ſtellen ſie ſich in der Nuzung ein; ſie erhielten das beſſere Futter am Monatklee, an Heu und Grumet, an Burgunder- und andern Rüben, an Erdäpfeln, auch vor- und nach dem Kalben gute Mehltränke ꝛc. und dafür gaben ſie eine raumreiche Milch, gute Butter und Käſe, ſtarke Kälber ſammt dem Dung, der allein das Angewendete abgezahlt hat.

Aufſicht iſt dabey vonnöthen, die Mägde meinen es oft gar zu gut mit ihren untergebenen Kühen, können ſie nicht auf den Böden oder in den Scheuern zu den Früchten kommen, ſo muß bisweilen ein Sack Mehl unter die Kleye gemiſcht werden, ſie verlaugnen ihn gleichwohl, wie ich ſelbſt aus dem Geſtändniß des Müllers davon verſichert, erfahren müſſen.

Das Alter der Kühen und Ochſen iſt an den Zähnen und Hornen zu erkennen. Die Kälber ſtoſſen mit 10 Monaten die vodere zween Zähne ab, nach andern 6 Monaten folgen die nächſte bey den erſten, und am Ende des zweyten Jahres verliehren ſie die übrige Kälberzähne: anſtatt der voderen mittleren wachſen nachhero zween große lange Zähne, im vierten Jahre folgen zween andre, im fünften abermal zween, im ſechſten Jahre verliehren ſie die übrige zween; dann heißt das Rind abgeſchoben, wie das Schaaf nach den vierten Jahre zuſäzig.

Wenn Rindvieh in guten Futter ſteht, und ſchnell wächſt, verliert es oft im Jahr zweymal Zähne: Rinder, welche Stockzähne haben, verliehren ſie nicht, wie andre Zähne, ſondern ſie brechen mit zurückbleibenden Stock am Zahnfleiſch ab. Die Zähne werden auch im Winter und im Frühling gern wackelnd, ſind mit Waſſer, worinn Salbey und Raute geſotten, und ei-

etwas Alaun beygemiſcht worden, mittels einen Lumpen zu reiben, und dadurch zu befeſtigen.

Im Stillſtande ſind die Zähne gleich weiß und lang, bey alten Kühen aber kurz, ungleich und ſchwarz, ſie ſchreyen auch mit gröberer Stimme.

An den Ringen der Hörner nimmt man auch das Alter der Kühe ab; denn ſo oft die Kühe kalben, ſezen ſie am Horne einen Ring an: an dieſen ſiehet man, wie viele Kälber eine Kuhe gehabt, man rechne hernach zwey bis drey Jahre vor dem Rindern oder Kalben, ſeze die obige Ringe dazu, ſo hat man ihr Alter. Die lange breite Klauen, ſind auch Anzeigen des großen Alters.

Die Kühe tragen 9 Monate, oder 40 Wochen: damit ſie nicht verwerfen, nachdem ſie zugekommen ſind, geben ihnen einige drey Tage alle Morgen etwas Waſſer ſammt 3 Löffel Hönig, die Eyſchale, woraus ein Hünlein gekrochen, ſammt dareingeweichten Fenchel, Quittenkörner, und Kümmel. Trägt die Kuhe zu lang, ſo geben ſie etlichemal Zwibelſchelfe mit etwas Safran und vielen Poley in Bier abgekocht, ſo geht das Kalb hinweg, wenn es auch Tod wäre: jedoch gebe man dieſes nicht zu frühe, damit das Kalb nicht vor der Zeit komme. Andre ſtecken hart kalbenden Kühen 6, bis 7 Zwibeln in den Hals, und befördern dadurch das Kalben.

Die Nachgeburt abzutreiben, wird etwas Leinſaamen, oder Beyfuß in Waſſer geſotten zu Saufen vorgeſezt; den kalbenden Kühen iſt niemal ein kalter Trank, ſondern ſchwarzes Mehl mit warmen Waſſer zum dünnen Brey gerührt zu geben. Auf das neue Kalb wird mit etwas Salz mit Kleye geſtreut, ſo

leckt

leckt es die Kuhe ab, wodurch es am leichteſten gereiniget wird: das Kalb iſt übrigens obgedachter maſſen zu beſorgen.

Die Kühe geſund zu erhalten, gebe man ihnen zuweilen ein paar Stängel Wermut unter die Süde, Afterkorn, oder Kleye mit warmen Waſſer angebrühet; man ſammle auch im Frühling einen Vorrath von Brenneſſeln, dörre ſie am Luft, und miſche ihnen ſolche öfter im Jahre unter das Futter, ſie treiben die Milch.

Der Lindenbaumſchwamm gepulvert, öfter unter das Saufen der Kühe gegeben, ſoll ſie wider alle Krankheiten bewahren, oder Kranke heilen. Einige rathen das Lungenkraut mit der Wurzel, Liebſtöckel, Meiſterwurz, Wermut, Attigkraut geſtoſſen mit Salz zu reichen, und im Jahre öfter unter das Futter zu miſchen.

Wenn Kühe die Milch verlieren, geben ihnen einige die Haſelnußzäpflein dürr gepulvert etlichemal zwiſchen Brodſchnitten ein. Wenn ſie Blut geben, ſo wird ihnen das Blut wieder eingeſchüttet.

Wo die Kälber an Kühen ſaugen, müſſen die Kühe allzeit richtig ausgemolken werden, ſonſt verſteckt ſich die Milch, und die Kühe nehmen in dieſer Nuzung ab. Wenn Kälber nicht vom Säugen ablaſſen wollen, hänge man ihnen aus Weiden geflochtene Maulkörbe an. Das obgedachte Mittel nach Schweizerart hält ſie ſchon davon ab, dabey lernen ſie gar kein Säugen.

Sobald die Kühe im Frühling das grüne Futter ſchmäcken, wollen ſie nicht mehr ins dürre einbeiſ-

heiſſen, man gebe ihnen dahero im Anfang Neſſeln, Spinat, Quecken, Feldgras mit Süde, oder geſchnittenen Strohe, Heu ꝛc. vermiſcht, zwiſchen Oſtern und Pfingſten; werden die abgeſchnittene Weizenblätter, zuweilen auch vom Korn, beſonders vom Haber gereicht, worauf Klee, Futterweide von Haber und Wicken, und Gartengräſer folgen: darauf wird man die Milch ſichtbar zunehmen ſehen.

Den Kühen oder Schaafen die Milch zu vermehren, geben einige die weiſſe oder ſchwarze Hirſchwurzel gepulvert, mit Salz zu lecken, oder ſie ſtreichen dieſe auf Brod mit Butter, ſie freſſen ſolche gern.

§. II. Die ſchönere Art der Kühe, und von Kälbern.

Schöne Kühe müſſen einen langen Leib, mittelmäſſigen Kopf, eine große Stirne, lebhaft vorliegende Augen, ſchön ausgehöhlte Naſenlöcher, reine weiſſe Zähne, große ſtarke mit ſtarken Haaren behangene Ohren, feine, glatte, braune zierlich ſtehende gewundene Horne, ſtarke Schultern, und große Knochen, ein breites glattes Kreuz, breite und dicke Hüfte mit runden Rippen, großen Bauch, große und lange Euter mit dicken langen Strichen, kurze und dicke Füſſe, breite Flachſen, langen wohl behaarten Schwanz, kleine und helle Klauen, eine glatte dicke Haut mit kurzen und glänzenden Haaren haben, auch muß jeder Kienbacken mit 8 Zähnen verſehen ſeyn. Von ſolchen Kühen iſt eine gute Art zu hoffen. Dunkelrothe ſind in der Nuzung gut und geſchäzt, ſchwarze Kühe ſollen die beſte Milch geben, weiſſe ſchlagen weder in der Milch, noch in der Maſtung gut zu: jedoch es

geben auch zuweilen die weiſſe einen Ueberfluß an Milch; denn das mehreſte hängt vom guten Futter ab. Kühe mit herab hangenden Bauch geben wenig, gar Fette faſt keine Milch. Stöſſige, bläckende, und ſonſt unartige Kühe ſind bald abzuſchaffen, weil ſie von geringer Nuzung ſind.

Jede Kuhe muß im unteren Maule 8 Zähne haben, die ſie als ein Kalb mit zur Welt bringt: und dieſe Zähne zeigen an, daß die Kuhe noch jung iſt; die vodern ſogenannte Milchzähne verlieren ſie mit 10 Monaten.

Die Zähne vom Rindviehe zu beſehen, nehme man den Kopf des Viehes unter den rechten Arm, lege ihn auf die Stirne gegen das Maul zu, greife mit dem Daumen der rechten Hand dem Viehe ins linke Naſenloch, mit dem Spitzfinger zugleich ins rechte Naſenloch, ſo kommt man mit der linken Hand dazu, greift dem Viehe nach dem unteren Maule, mit der rechten Hand aber erhebt man das Maul vom Viehe ein wenig, und mit der linken drückt, oder zieht man das untere Maul von den unteren Zähnen, ſo ſieht man ohne Gefahr, wie die Zähne beſchaffen, ob die Kühe jung oder alt ſind.

Die Kühe und jedes Rind im Stalle, ſollten allzeit nächſt am Futtertroge, auf der Nebenſeite einen ſteinernen Troge zur Tränke, und darinn reines Waſſer haben, damit ſie nach Gefallen ſaufen: dieſe können ſie nicht umwerfen, und zu Schanden tretten, wie bey Gelten zu geſchehen pflegt.

Einige Dienſtbothen haben den Mißbrauch, und laſſen den Urin in die Viehetröge, aus dieſem Ziel und Abſicht, weil das Vieh die Säure liebt: ſolches

iſt aber niemal zuzulaſſen, weil dabey das Vieh von Kranken und Unordentlichen Krankheiten erbt.

Kühe, welche man 6 bis 8 Monate melken kann, ſind von guter Art; denn wenn ſie von der Zeit, wo ſie zum Ochſen gekommen, 7 oder 8 Monate benützet worden, und ſchwer tragen, darf man ſie die lezte 4 oder 6 Wochen vor dem Kalben nicht mehr melken, wenn ſie nicht ſchon für ſich verſihen ſtehn.

Nicht tragende Kühe ſind beſtändig fortzumelken. Die Zeit, wo Kühe zugekommen, iſt genau anzumerken, und zu verzeichnen, damit man auf die 40 Wochen, wo ſie tragen, rechnen könne. Einige wollen die Kühe, welche nicht rindern, das iſt, den Stammochſen nicht annehmen wollen, dazu reizen, wenn ſie ein Seidlein ſtarkes, oder ein halb Maaß ſchwächeres Bier, oder ein halb Seidlein Brandwein geben, worauf ſie nach einer halben Stunde den Ochſen zukommen laſſen.

Beym Kalben iſt oft Gefahr zum verwerfen, oder es geht mit dem Kalbe die Mutter, oder gar Jngeweid heraus, wenn auch das Kälbern ſchon vorbey iſt: zu dieſem Ende muß bey den hinteren Füſſen ein gutes Strohbett gerichtet ſeyn, wenn man das Kalben vermuthet, oder wenn es ſchon geſchehen iſt. Bey austretender Gebährmutter iſt zu ſorgen, daß nur nichts Unreines, und kein Miſt daran komme, noch weniger darf ſie erkalten: man helfe mit Bähen, lege alte Lumpen in warm — nicht in heiß gemachtes Waſſer, oder man weiche Garn darein, und ſchlage es öfter warm über, ſo wird ſie wieder zurück gehen. Die ausgetretene Mutter zurück zu treiben, ſtreuen einige dürres gepulvertes Gartenheil darüber,

oder

oder es legt ſich eine Perſon über den Rucken der Kuhe über quer, und durch dieſe Beläſtigung wird die Mutter zurückgetrieben.

Die Nachgeburt iſt gleich wegzuſchaffen; denn wenn ſie eine Kuhe freſſen ſollte, wie öfter zu geſchehen pflegt, ſo könnte ſie wie vom Gift umkommen, oder würde in ihren Leben mager bleiben.

Emſige wollen jedoch in der Nachgeburt ein gewiſſes Gewächs ſo groß und geformet, wie die aus jungen Hüner, woraus Kapauner werden ſollen, genommene Nierlein finden, ſuchen dieſe aus, und geben ſie beſonders den jungen Kühen ein, wovon ſie ſich eine beſondre große Nuzung verſprechen: dieſes Ausſuchen muß aber bald geſchehen, ſonſt vergehen dieſe Nierenförmige Gewächſe, und werden zu Waſſer.

Zur Beförderung der Reinigung geben einige etliche Hände voll gehacktes Laub vom Sevenbaume mit ein paar Hand voll zuvor gequollenen Waizen oder Korn vermiſcht: andre geben in gleicher Abſicht einigemal gekochten Leinſaamen, und haben die ſicherſte Wirkungen davon.

Die Nachzucht der Kälber betreffend, iſt nicht nur allein auf ſchöne Gewächſe zu ſehen, ſondern auch auf die Zeit: jene, welche vom März bis zum Brachmonate fallen, hält man für die tauglichere; ſie müſſen aber ohnehin von guter Art, und nicht von Kühen, die über 10 Jahre alt ſind; ſonſt würde man keine gar ſtarke Gewächſe hoffen können, das zweyte, dritte, vierte Kalb ſind ohnehin die zur Nachzucht dienlichere.

Bey jeden nachzuziehenden Kalbe iſt darauf zu ſehen, ob es nicht einen harten Nabel mit unbeweglichen Strunk habe, der in dem Leibe geht; denn ſolche Kälber ſind zu verkaufen, oder zu ſchlachten, weil wenig daran zu erziehen iſt.

Wer übrigens Kälber ans Freſſen gewöhnen will, kann es mit Brod gar leicht thun: man gebe Anfangs in die Milch getunktes Brod, dann beſtreue man das Brod mit wenig Salz, und ſie werden bald mehr verlangen, und die Brodreichende um mehr plagen. Man kann ihnen ferner mit Milch gemiſchte laulechte Mehltränke reichen, oder angebrühete Kleye geben. Durch das Maul gezogene Haberähren, oder dürren Klee (denn naſſer oder grüner iſt Kälbern ſchädlich) werden ſie auch nicht verwerfen.

§. III. Von Nuzungen der Kühe in fremden Ländern.

In verſchiedenen Ländern weiß man von den Nuzungen der Kühe eine andere Verwendung zu machen. In den romaniſchen und parmeſaniſchen Ländern iſt ſelten eine Kühemilch, wohl aber Geiß- und Eſelsmilch zu erhalten. Im mayländiſchen kann man aber dieſe wie Butter, die groſſen Theils bis nacher Rom gebracht wird, haben. In der Schweiz ſind zur Sommerzeit weder Milch noch friſche Butter aufzutreiben, weil die Kühe oft zu ganzen Tagreiſen weit auf den Alpen entfernet ſind, wo die friſch gemolkene Milch gleich wie unten folgen wird, zu Butter und Käſen verwendet, und geſöndert wird.

In den romaner Landen bereitet man von Schaafe- Geiß und andrer Milch eine gar ſonderheitliche,

den Deutſchen unbekannte Art von Butterkäſen, Ricotta genannt, welche die Stelle einer Butter gar oft vertretten muß; ſie rühren nämlich ein Stück davon ab, verdünen ſie mit etwas Waſſer, ſchlagen ein paar Eyer darein, und laſſen alles wohl gerührt, wie das gerührte Eyer und Schmalz backen; einen andern Theil treiben ſie mit Roſenwaſſer dünn, miſchen Zucker dazu, und haben eine ſüße Speiſe; der gemeinſte Gebrauch davon iſt, wenn ſie wie Butter mit Brod genoſſen wird. Das Pfund koſtet dort 12 Quadrini nach deutſchen Geld 12 Pfenning oder Heller (in Franken nennt man Heller, was in Bayern und Oeſterreich Pfenning heißet) ſo 2 ein halben Kreuzer ausmachen.

Die Art dieſe Ricotta zu machen, iſt nicht ſchwer, die friſch gemolkene Schaafe = Geis = oder andre Milch wird über linden Feuer erwärmet, darauf laſſen die Inwohner einige Tropfen Lämmergalle (andere nehmen die Laab ꝛc. wovon unten) darein fallen, ſo ſcheiden ſich Milch, Käſe, und Butter, das raum = und butterreiche ſteigt in die Höhe, der Käß fällt zu Boden, und die Milch bleibt flüßig; nun wird das oberſte mit dazu gerichteten Binſenkörblein obenher ausgefangen, auf einen Plaz geſtellt, wo die Molk abflieſſen kann, darauf wird ſie verkauft.

Der zu Boden geſunkene Käß wird auch mit durchlöcherten groſſen Schöpflöfeln ausgehoben, und in verſchiedener Größe in Förme wie kleine Siebe gerichtet, beſchwert, und getrocknet. Die Molke trinken die Landleute ſelbſt.

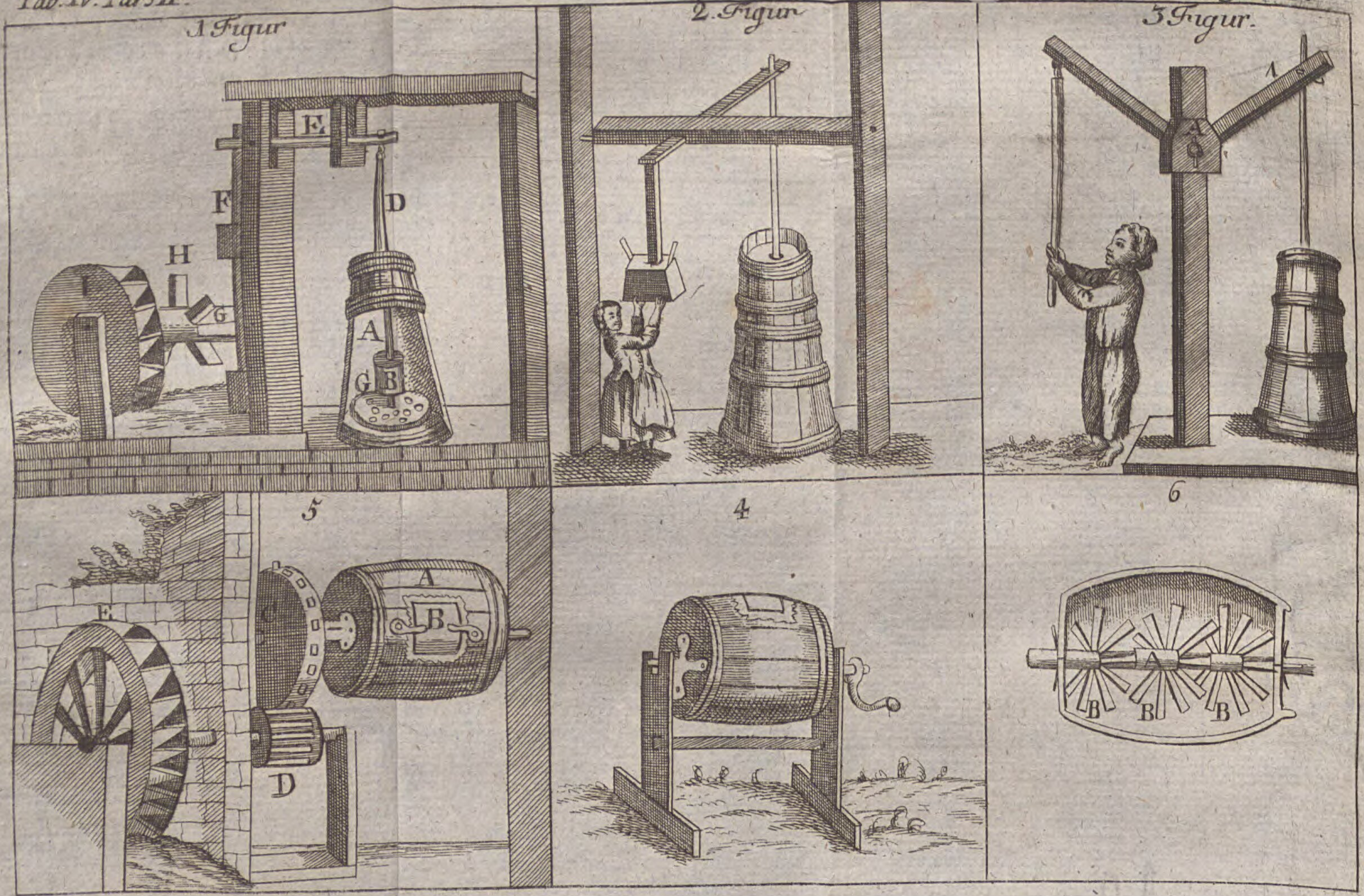
Die parmeſaniſche Käſe ſind bekanntermaſſen die beſte, woran aber nicht zu wundern iſt: denn man hat nicht nur die beſte und milchtreibendſte Gräſer im par-

meſaniſchen, ſondern es werden auch dort lauter fette Käſe gemacht, das iſt, Butter und Käſe werden nach der Scheibung mit Laab wieder untereinander gerühret, und nach langen Rühren vereinigt, daß allein die Molke davon bleibt, hernach werden Käſe und Butter vermiſcht ausgehoben, und in die Förme gethan, öfters abgetrocknet, endlich gepreßt, und zum Genuß oder Verkauf aufbehalten. Die parmeſaner Milch iſt übrigens ganz gelb wie die Butter, ich hab desgleichen allein im Deutſchlande geſehen, nachdem ich einer guten Kuhe nebſt Klee geſtampfte Erdäpfeln füttern laſſen.

Selbſt die Milchmolke bleibt gelb, und wird alldort, nachdem der Käſe herausgenommen worden, allenthalben von den Inwohnern geſchöpft, und nacher Hauſe zum Trank getragen.

In den ſchweizer Landen werden zweyerley Käſe gemacht, nämlich magere ohne Raum, das iſt, wovon der Raum genommen worden, oder fette mit dem Raum, den ſie dort Rom, oder Rum heißen. Ihr Viehe treiben ſie dort im Sommer auf die hohe Gebürge, Alpen genannt, und haben oft einen Weg von 2 oder 3 Tagen zu machen, bis ſie hinauf kommen, die Knechte oder Söhne bleiben den ganzen Sommer droben bey dem Viehe, haben dort ihre Hütten, wo ſie ſchlafen, wohin ſie die gemolkene Milch ſammeln, Butter und Käſe zurichten; allda leben ſie oft ein paar Monate, nachdem ſie das Mitgenommene aufgezehrt haben, ohne Brod, blos von der Milch oder von Käſen, ſind dabey ſtarke Leute. Der Unterricht hievon wird unten folgen.

§. IV.


1 Figur
E
F
D
H
G
A
G B
2. Figur
3 Figur.
A
1
5
A
B
C
E
D
4
6
A
B
B
B

§. IV. Wie die Butter auszurühren, und zu reinigen.

Die Weis und Art, wie die Butter ausgerührt werde, iſt zweyerley, einige halten ein rundes Butterfaß mit durchlöcherten Flügeln, welche umgedrehet werden, wodurch das Ausrühren merklich erleichtert wird. Allein alles Beſchwerliche zu heben, ſollten Herrſchaften und zuſammſehende Gemeinden an Bächen, kleinen Gewäſſern, oder in nahe gelegenen Mühlen die Verfügung treffen, die Butter durch ein umwalzendes Rade ausrühren zu laſſen, wie man im Jungfräulichen Reichsſtift Gutenzell bey Memingen in Schwaben hat; hiedurch wird nicht nur eine beſchwerliche Arbeit, die Ermüdung der Glieder erſpart, ſondern auch eine zu andern Geſchäften anwendbare Zeit gewonnen. Wie die Sache einzurichten wäre, zeigt der beygelegte Kupferſtich an.

Noch weit beſchwerlicher iſt das Ausrühren mit den ſogenannten Butterſtampfen in aufrecht ſtehenden Butterfäſſern, worüber mancher Dienſtboth ſeine Kräfte ganz entſchöpfen, und zum Umfallen ermüden muß; ein Menſch allein iſt ſelten im Stande, die Butter zuſamm zu bringen, es müſſen deshalben ein paar mit einander wechſeln, damit wenn ein Menſch ſchon müd iſt, er verſchnaufe, bis auch der andere müd; denn die Stampfe immerzu gewaltſam in die Höhe heben, und wieder einſtoſſen, fodert beſondere Kräfte. Dieſes Beſchwerniß zu heben, hätte man ſchon längſt darauf denken ſollen, man ecket tauſend unnüze Dinge auf, und auf dieſes täglich Nothwendige will niemand denken, es heißet nämlich: quod non tangit, non angit, plagen ſich andere, wie ſie wollen, wenn ich nur un-

geplagt bin; indeſſen erweckt man nicht, daß ſich Landleute wegen den Stadtleuten plagen, und entſchöpfen.

Nun hierin eine Erleichterung zu geben, dienen die beygelegte Kupferſtiche. Der erſte ſtellt ein gemeines Butterfaß mit einer durch ein Waſſerrad erhobenen Stampfe vor, welche in = oder bey jeder Mühle leicht anzubringen, dabey hat kein Menſch eine andere Mühe als die Richtung zu geben, das Waſſer an = und abzulaſſen; ein an der beweglichen Stange angebrachter Zapfen wird ein = um das anderemale herabgedruckt, wodurch die Stampfe erhoben wird; die Stampfe ſelbſt iſt ober den durchlöcherten Deller mit Bley ausgefüllt, und fällt vor ſich ſelbſt herab, ſo oft ſie erhoben worden.

Der zweyte ſtellt ein gleiches Rührfaß in einer andern Stellung vor, wo ein jedes Kind von 8, 10 oder 12 Jahren den herabhängenden dicken Schlägel ergreift, und hinauswirft, als wollte man eine frey hangende Stange hinaus werfen; die Stampfe iſt eben ſo mit Bley gefüttert, gehet für ſich hinab, und dadurch ſtellt ſich der obgedachte Schlägel auf das Hinauswerfen allzeit wieder von ſelbſt zurück.

Der dritte Kupferſtich bildet ein Butterfaß, welches feſt geſtellt, eine pumpenähnliche Einrichtung hat, und wo man durch Ziehen dasjenige leichter verrichtet, als man ſonſt durch Heben gethan, wie nämlich das Waſſer aus einem Bronnen durch Pumpen erhalten wird, ſo wird durch das bloſſe ziehen die Butter endlich hergerichtet.

Das vierte Kupfer entwirft ein Butterfaß, ſo über quer liegt, und durch ein Waſſerrad in Bewegung geſezt wird, wobey man auch keine Mühe hat.

Das

Das fünfte zeigt die innere Beſchaffenheit eines Butterfaßes an; das übrige giebt ſich von ſelbſt.

Das Ausrühren ſelbſt betreffend, ſind verſchiedene Umſtände, wo man die Butter nicht leicht erhalten kann; in ſolchem Falle ſammle man Gundelreben, Raute, Neſſelwurz, und Seve- oder Sadebaum, Inn- oder Sinngrün, ſammt den äußerſten weiſſen Tannenzäpflein, lege dieſes in ein Tüchlein gebunden, in einen Keſſel mit Waſſer, und brühe darinn alle Milchgeſchirre aus, wovon jeder Kuhe ein paar Näpfe voll zum Trinken zu reichen; das Kräuterbüſchelein ſelbſt wird nach ausgerührter Butter ins Butterfaß gelegt, und nach dem Gebrauch verbrennt. Ein Rath, der zu verſuchen ſteht.

Wer bey groſſer Winterkälte die Butter nicht leicht aus alter Milch erhalten kann, laſſe alles beyſammen in ſtrenger Kälte über Nacht ſtehen, breche hernach das obere feſte heraus, ſchmelze dieſes über Kohlenfeuer, ſo wird das Schmalz erfolgen. Wenn man das Rührfaß vorſichtig in eine Gelte mit warmen Waſſer ſezt, ſo kann die Kälte im Ausrühren nicht mehr verhinderlich ſeyn.

Das allzubeſchwerliche Ausrühren, wo ſich die Butter nicht vereinigen, und zuſammen geben will, ſchreiben Unerfahrne unnatürlichen Urſachen zu, und halten dergleichen Umſtände für Hexereyen, wo ſie doch keine ſind: unreine Butterfäſſer ſind gern Schuld daran, es darf nur was weniges Seifen, Salz oder Zucker darein kommen, oder zum Vexiren eingeworfen werden, ſo kann man keine Butter hoffen, und erhält ſie ſo wenig, als der Brauer einen guten Sud

Bier, wenn in den Braukeſſel ein Stück Seife gekommen.

§. V. Von Reinigung und Erhaltung guter Butter.

Zur guten Butter müſſen gewiſſe Vorbereitungen gemacht werden. Von guten Futterkräutern, Gräſern und Klee ꝛc. wird eine raumreiche Milch erhalten, und aus dieſer bekommt man eine gute Butter.

Wenn die Schweizer eine gute Butter, und magere Käſe machen wollen, laſſen ſie nicht die Milch, wie bey uns in Deutſchland geſchiehet, mehrere Tage ſtehen, erſt ſtockend und ſauer werden, noch weniger den geſammelten Raum mehrere Tage ſtehen, und mehr verſäuren, ſondern ſie nehmen die friſchgemolkene Milch, ſezen ſie in ſiebeförmige flache Zubern, über etwas ſehr mäſſig erwärmtes Waſſer, dabey ſteigt der Raum oder Rum in die Höhe, ſie ſchöpfen ihn herab, und den geſammelten ſüſſen Raum bringen ſie zum Ausrühren ins Butterfaß, die übrige Milch bringen ſie über ein ſtärkeres Feuer, und ſcheiden ſie mit ihrem Laab, erhalten den Käß oder Dopfen, wovon unten die Rede iſt.

Die vom ſüſſen Raume erhaltene Butter iſt von erſter Güte, ohne mindeſter Säuerung, und die Buttermilch ſelbſt übertrift am lieblichen würzhaften Geſchmack oft die beſte ſüſſe Milch mit Raume in andern Ländern.

Den Raum gut aufzubewahren, ſammle man ihn in reine Gefäße, laſſe jenen von 2, bis 3 Tagen beym Feuer einen Wall thun, gieſſe jenen von den folgenden Tagen bey, ſo wird der aufgekochte und beygegoſ-

goſſene 8 Tage lang an einem kühlen Orte wider den Luft gedeckt aufbehalten.

Die beſſere und brauchbareſte Butter auf das ganze Jahr wird im May und Brachmonat gemacht. Sie lang gut aufzubehalten, muß man die aus dem Rührfaß friſch genommene Butter ſo lang knetten, bis alle Milch heraus iſt, ohne ein Waſſer beyzugieſſen, womit ſie insgemein gewaſchen wird. Dieſe Butter wird wohl geſalzen, recht umgearbeitet, hernach in Töpfe oder Faße gedrückt, nachdem unten eine Lage Salz geſtreuet worden, oben darauf kommt eben ſo eine Lage Salz.

Andre nehmen die Butter vom 15ten Auguſt bis zum 15ten Weinmonat, ſchlagen ſie auf Klumpen von 30 bis 40 Pfund zuſamm, ſalzen ſie mehr als gewöhnlich, und legen ſie in eine Tonne mit Mehl, wo ſie ſich ein ganzes Jahr unverlezt erhalten ſoll.

Das überflüſſige Salz wieder aus der Butter zu bringen, ſchlage man die Butter in Stücklein mit friſcher Milch ab, oder werfe ſie in Stücklein geſchnitten ins Butterfaß zur Zeit, wo die friſche Butter zuſamm gehen will, dann wird ſie oft mit friſchen Waſſer ausgewaſchen.

Die Butter vorzüglich gut, lang, und rein zu erhalten, waſche man ſie im May oder Brachmonat ſo lang, bis das Waſſer hell davon lauft, thu ſie hernach in einen ſteinernen oder wohlverglaßten Hafen ſo, daß er oben zum Theil leer bleibt: dieſer Hafen mit Butter wird darauf in ein gröſſeres Geſchirr mit Waſſer ſo weit angefüllt, daß es höher als die Butter

ter reicht, geſtellt, deshalben muß der Butterhafen zum Theil oben leer bleiben: nun macht man das Waſſer über lindem Feuer milchwarm, und erhält es in gleichen Grade, bis ſich die Butter langſam aufgelöſet, und die ſchwere Theile zu Boden geſezt haben, wo man auch durch den hellen Butter, wie durch hellen Wein ſehen kann; will das Waſſer zu heiß werden, ſo nimmt man davon heraus, nnd gieſſet anſtatt deſſen etwas kaltes bey. Endlich hebt man die Geſchirre vom Feuer, und den Hafen mit zerlaſſener Butter aus dem Waſſer, ſtellt ihn an einen kühlen Ort, klopft öfter, und ſo lang an den Topf, bis die Butter faſt gerinnen will. Alsdann gieſſe man die obere helle zur Hälfte oder weniger, nachdem die Butter gut oder ſchlecht iſt, in ein beſondres Geſchirr zum Gebrauch.

Dabey bleiben gar viele Unreinigkeiten, welche zu Boden geſunken, zurück, und davon erhält man das gute Schmalz, wenn man es ausſiedet. Die ganze Arbeit fodert 5, bis 6 Stunden, und man erhält die reineſte Butter. Wer etwas von dieſer Butter mit ſüſſer Milch abrührt, und wieder abkühlen läßt, erhält eine der friſchen ganz ähnliche Butter.

Eingeſalzene Butter das ganze Jahr zu erhalten, waſche, und knette man die Butter etlichemal mit reinen Waſſer, damit alles Waſſer wegkommt: hernach knette man unter jedes Pfund Butter 2 Loth Salz, ſeze ſie in den Keller, nach 4 Tagen wird die Butter wieder friſch geknettet, damit das eingeſprengte Salz mit der Butter genaueſt vereinigt werde; nachhero wird ſie in ein Fäßlein feſt zuſammen geknetten, und das Salzwaſſer bleibt eine gute Hand hoch darüber

ſte=

ſtehen. Das Fäßlein wird in den Keller geſezt, und man kann davon nach Belieben zum Gebrauch nehmen. Dieſe Art, die Butter einzumachen, iſt in Wälſchland ganz üblich, und man bringt alſo zugerichtete Butter aus dem Mayländiſchen bis nach Rom.

Die holländiſche Butter zu machen, nehme 1 Pf. recht gut wohlgereinigten holländiſchen Käſe, rühre dieſen unter ſo viel Milchraum, als ungefehr zum Ausrühren 8 Pfund Butter nöthig iſt: der kleingeſchnittene Käs wird anfangs nur mit wenig Raum abgerührt, bis er keine Knollen mehr hat, hernach miſche den übrigen Raum dazu, und rührt wie gewöhnlich, die Butter aus; die ausgerührte wird behandelt wie die obgedachte in milchwarmen Waſſer, und die Butter fällt ſo ſchön gelb, fett und wohlgeſchmack aus, als immer die holländiſche iſt.

Rothe Butter zu machen, ſoll man in Weingekochte Ochſenzungewurzel mit der Butter vermiſchen. Gelbe Butter zuzurichten beſonders im Winter, wo ſie weiß iſt, läßt man Saflorblühen eine Zeitlang in Wein weichen, oder miſcht Ringelblumenſaft dazu, ſo erhält man eine ſchöne gelbe Farbe.

§. VI. Vom Laab und Schweizerkäſen.

Zur Scheidung der Milch beym Käſemachen gebraucht man in verſchiedenen Länder verſchiedene Mittel. Im Florentiniſchen, auch im Parmeſaniſchen gebraucht man die Milch zu ſcheiden die Artiſchockenblühen, an andern Orten Eſſig, in der Schweiz und Holland das Laab.

1. Das Laab hat wieder verſchiedene Zubereitungen, welche aber in der Hauptſache eines ſind. Es

wird

wird nämlich der Magen eines ſäugenden Kalbes genommen, worinn käſeartige Milchkörner noch unverdauet liegen: dieſe Körner, und alles dicke wird vom Magen in eine Schüſſelvoll Waſſer ſammt dem Magen gethan, dieſer darinn gereinigt, hernach getrocknet: der Magen wird darauf auſſen und innen mit Salz gerieben, die Milchkörner werden eingefüllt, und der Magen in den Rauchfang zum räuchern aufgehangen; nach den räuchern wird der Magen in einen verſchloſſenen Gefäße aufbehalten. Nach verfloſſenen Jahre werden die Milchkörner aus dem Magen genommen, im ſteinernen Mörſel geſtoſſen: dazu werden 3 Eyerdotter ſammt einem Glaſevoll friſchen Raum geſchlagen, auch werden einige Würznägelein, etliche Gran Safran, und eine Muskatnuß beym Feuer getrocknet, hernach geſtoſſen beygemiſcht; alles wird wieder in den Laabſack, oder Kälbermagen gefüllt. Ferner kocht man ein ein ſtarkes Salzwaſſer, gießt das Klare davon in einen Topf, miſcht etwann 1 Loth vom zubereiten Laab dazu, thut endlich alles mit 4 oder 5 Nußblättern in den Laabſack, und hängt ihn 14 Tage an einen reinen Ort bis zum Gebrauch.

2. Andre nehmen den gereinigt- und gewaſchenen Kälbermagen, füllen die gereinigte und gedörrte Körner geſtoſſen mit einem Löffelvoll Mehl, ſo viel warme Milch oder Raum, ein Ey und etwas Safran wohl zuſammen gerührt in den Kälbermagen, binden ihn zu, und hängen ihn einige Täge in den Rauchfang, bis er ſich wie Brod ſchneiden läßt: wollen ſie nun Käſe machen, ſo ſchneiden ſie ein Stücklein davon herab, legen es über Nacht in friſches Waſſer, hernach gieſſen ſie von dieſem Waſſer in die über Feuer

im

im Keſſel erwärmte Milch, rühren ſie öfter untereinander, und die Kästheile ſcheiden ſich von der Molke, worauf die Käſe in die Förme gebracht werden.

3. Einige wollen, daß, wenn man anſtatt den Kälbermagen einen Magen von jungen Haſen nimmt, und auf die beſagte Art die Milchkörner vom Kälbermagen, ſammt dem übrigen zum Laab richtet, keine Maden in den Käs kommen.

4. Die Holländer gebrauchen auch das Laab zur Milchſcheidung: ſie nehmen zwey gereinigte Kälbermägen, füllen die gewaſchene Milchkörner ſammt etwas Mehl, Safran und Eyern wie die Schweizer mit Salz darein, vernähen und trocknen den Magen unter dem Dache; von dieſem ſchneiden ſie hernach ein Stück herab, laſſen es in runden, auſſen und innen mit Oelfarbe überſtrichenen Gefäßen, etliche Tage im Salz und Waſſer weichen, und gieſſen davon 30, bis 50 Maaße Milch, welche in eichenen weiten und breiten Gefäßen iſt, einen Löffelvoll von dieſem Waſſer, und erhalten die Scheidung.

5. In Franken und mehr andern Orten läßt man die Milch zu ſcheiden, nur einige Tropfen ſcharfen Weineſſig in die heiſſe Milch triefen, und die Milchſcheidung erfolgt ohne große Mühe.

Die bey dieſer Scheidung von der Molke geſönderte Käſe heben die Schweizer mit durchlöcherten Schöpflöfeln aus den Keſſeln in die niedre ſpannehohe Förme, welche mit Löchern, wodurch die Molke abflieſſen kann, allenthalben verſehen; die geförmte Käſe werden von der Preſſe nachmals hervor genommen, genau getrocknet, hernach auf allen Seiten mit

mit Salze, ſo wohl eingerieben wird, geſalzen, auf Brettern am Luft getrocknet, täglich umgewendet, und ſie gerathen wohl. Wenn die Schweizer nach Art der Parmeſaner, die fette Käſe machen, Raum und Milch beyſammen laſſen, und nichts davon herabnehmen, ſo müſſen die Käſe- und Buttertheile mit beſtändigen Rühren wohl vermiſcht werden; denn die Butter ſteigt in die Höhe, der Käs aber ſenket ſich. Machen ſie hingegen magere Käſe, wovon ſie nämlich den Raum zur Butter weggenommen, ſo bedarfen die Käſe keines ſo langen Rührens.

Was die Wälſche Ricotta, oder Käſebutter nennen, wird auch beym Käſemachen erhalten, jene Theile, welche nach den geſöndert- und umgerührten Käſe wieder in die Höhe ſteigen, können insbeſondre geſammelt, in Binſenkörblein oder andern aufgefangen, faſt wie ein Butter gebraucht, und genoſſen werden.

Den Schweizern ſind übrigens die Käſe ſo einträglich, daß das gerühmte Kloſter Engelberg Bened. Ord. alle Jahre für 34,000 Fl. Käſe ins Mayländiſche verkauft, und dagegen Weine mit andern Nothwendigkeiten einkauft.

§. VII. Die Holländer-Käſe ſammt Bauern-Käſe.

Die Holländer machen ihre Käſe faſt eben ſo, wie die Schweizer, beyde Arten ſind nur zufällig unterſchieden. Ich erkläre dieſe Art genauer, damit man, was oben übergangen zu ſeyn ſcheinet, noch hier eingeſehen, und nachgeholet werden könne.

Die friſch gemolkene Milch wird bey linden Feuer laulecht warm gemacht, darauf in einen Zuber von Eichenholz geſchüttet, und zu 10 Maaß Milch ein

Löſ-

Löffelvoll ſcharfer Salzgeiſt zum Scheiden gegoſſen, mit der Milch wohl untereinander gerührt, ſo rinnt ſie zuſamm; die Molke, oder das Wäſſerige wird hernach durch ein Haarſieb, oder durch Tücher abgeſihen. Den Käs thun ferner die Holländer in hölzerne Maltern, zerbrocken ihn klein, thun Salz und Gewürze dazu, ſprengen noch etwas Salzgeiſt darein, kneten und arbeiten ihn wohl mit Händen untereinander, thun ihn darauf in kleine Fäſſer, preſſen ihn wohl aus, laſſen endlich die herausgenommenen Käſe in einem Korbe trocknen, damit ſich keine Maden anſezen, oder angeſezte nicht wachſen können.

Das Laab der Holländer iſt ſchon oben angemerkt worden, iſt aber nicht allgemein; denn einige gebrauchen den bloßen Salzgeiſt, andre das Wallſtroh, oder ſogenannte Laabkraut, wovon der Saft zur Scheidung der Milch genommen wird, und gar brauchbar iſt.

Wenn eines aus dieſen Stücken zur Scheidung eingegoſſen worden, laſſen ſie ſolche eine gute viertel Stunde ſtehen, darauf gebrauchen ſie eine Ruthe, oder ein ellen lange fingerdicke Garte, mit vielen fingerlangen Hölzlein zum Umrühren eine ſtarke Stunde lang, bis ſich der Käs geſezt hat.

Darauf nehmen einige das Wäſſerige genau hinweg, ſchöpfen das obenher ſchwimmende Butterartige ab, und bringen den Käs in die Käsforme.

Andre ſchöpfen gleich die geronnene Milch, Käs, und Butter vermiſcht, mit einem durchlöcherten Löffel, wodurch das Flüſſige abgeht, in die Forme, welche wie hölzerne Ringe eines Siebes mit vielen Erbſengroßen Löchlein um und um, wodurch das Waſſer

abtropfen muß, verſehen ſind. Der lockere Käs wird mit ſeinem Ringe umgeben, auf ein mit Leinwad oben und unten belegten Brette gebracht, damit das Waſſer mehr ausgezogen werde. Der Deckel, ſo auf den mit Leinwad bedeckten Käſe zu legen, kann auch um ein paar Zolle höher, als der Ring ſeyn: auf den Deckel kommen die Gewichtſteine, bleiben eine Nacht darauf, und drücken den Käs insgemein um ein paar Zolle zuſamm, wie nämlich die Schwere des Gewichtes das Waſſer aus- und abtreibt.

Den Tag darauf wird der Käs hervorgenommen, noch mit mehr trockenen Tüchern umſchlagen, und genau abgetrocknet, hernach mit Salzwaſſer benezt, in friſche Förme ohne Löcher, die auch mit Salzwaſſer beſprengt worden, umgekehrt gelegt, auch oben darüber wird etwas Salz geſtreuet. Hat der Käs die runden Forme vom Boden, ſo wird er heraus genommen, abermal mit Salzwaſſer abgewaſchen, und wieder umgewendet, und anderſt darein gelegt, auf dieſer neuen Seite abermal mit Salz überſtreuet: hat ſich nun auch der Käs auf dieſer Seite nach den Boden gerundet, ſo wird er im Luft auf einem Brette unter dem Dache gelegt, und täglich, bis er trocken, umgewendet.

Zu den ſchlechteren Käſen wird von der Milch, welche 6 oder 8 Stunde in gedachten Holzgefäßen ſtehen bleibt, der ſüße Raum genommen, und hievon die gute Leidner-Butter im May und Brachmonat gemacht: die übrige Milch wird ein wenig gewärmet, darauf geſchieden, und auf die gedachte Art zu Käſen in verſchiedene Förme von verſchiedener Größe gebracht;

bracht; einige Förme ſind flach und breit, andre tief oder hoch.

Die Bauern Käſe werden alſo verfertiget.

Die ſaure, dicke, oder ſtockige Milch wird nach abgenommenen Raum im Hafen zum Feuer geſtellt, und wenn ſie ſiedet, läßt man ein paar Tropfen Eſſig darein; die Milch wird ſich darauf bald ſcheiden, der Käs ſammt der Milch wird in ein über einen Hafen oder Gelte verbreitetes Tuch geſchüttet, wodurch das Waſſer, oder die Milchmolke ablauft. Der etwas trockene Käs wird mit beygemiſchten Salz und Kümmel umgerührt, oder etwas gekneten, daraus werden hernach kleinere oder große Käßlein wie ein Apfel oder Fauſt gemacht, an den Luft zum Abtrocknen geſezt, und heiſſen insgemein Kümmelkäſe, welche von gemeinen Leuten in Franken ſtark zum Brode genoſſen werden.

Eine andere Art iſt jene, wo einige den ſchon geſchiedenen, und etwas trockenen Käſe in hölzerne Forme ſchlagen, und etwas verſäuren laſſen, hernach mit Salz und Wein zuſammkneten, zu große Käſe richten, und dieſe eine Zeit, ungefehr 3 oder 4 Wochen in den Keller ſezen.

Einige lieben dieſe Käſe ungemein, weil ſie mit ihrer Schärfe den Gaumen reizen, und den Luſt zum Trank mehr erwecken. Mit beygemiſchter Butter wird die Säure gemäßiget eine der beſſeren Speiſen.

Die Schaaf- und Geißkäſe ſind vor andern Käſen geſund.

Einige trachten auch mit Käſen allerhand Künſteleyen zu treiben, welche nicht allzeit gerathen ſind, wer jedoch daran ein Beliebeu trägt, kann blaulechte

Käſe erhalten, wenn er den Lup aus dem Haaſen-magen dazu nimmt: grüne Farben kann der Saft vom Pfefferkraut, grünen Feldſaamen, oder Spinat geben. In warme Geißmilch genezte Tücher ſollen Käſe, wenn ſie dareingeſchlagen werden, gelb machen: hierzu dienen Saflor- und Safranblühen in Waſſer aufgelöſt, am beſten.

Die Käſe werden am beſten aufbehalten, wenn ſie auf Leinwad, ſo auf Brettern feſt genagelt iſt, gelegt werden. Die trockneſte Käſe lege man in den Keller, ſie ziehen an, und werden wieder erweichet. Das Johanneskraut ſoll ſie wider Würme bewahren, und ſchon gewachſene, ſollen davon ſterben: ſo viel iſt ſicher, daß in Käſe, die wohl eingeſalzen, um und um mit Salze gerieben worden, keine Würme kommen; denn der von Fliegen und Mücken angeſezte Saamen verdirbt, oder diſes Unzifer ſezt ſeine Saameneylein nicht an, weil ſie bey der Säure nicht ausgebrütet, noch weniger beſtehen können, ſondern wieder zu Grunde gehen müſſen. Ein Irrthum iſt es, wenn man glaubt, die Maden entſpringen aus dem Käſe ſelbſt, nur angeſezte Saameneylein finden ihre erſte Nahrung daran.

III. Abhandlung.

Von den Pferden, Maulthieren, und Eſeln.

Die Pferde ſind in der Landwirthſchaft nach ihren Umfang, und im Großen betrachtet allzeit unentbehr-

behrlich, im Kleinen aber wohl zu entrathen. Sie ſind in Kriegszeiten eines der erſten Erfoderlichen, und bleiben dieſes in jedem Lande zur Handlung, und Fort- oder Herbeyſchaffung aller Geräthe und Nothwendigkeiten, wo man ſich der Gutthat des Waſſers oder der Flüſſe nicht bedienen kann. Es kann ſich alſo über die Nachzucht der Pferde gar kein Zweifel aufwerfen, oder keine Frage geſtellt werden, ob die Nachzucht der Pferde nothwendig ſeye: nur iſt ein Anſtand, ob die in der Wirthſchaft entbehrliche Pferde derſelben nicht nachtheilig, und die Ochſen wenigſtens in größerer Anzahl dem Landwirthen weit nuzbarer ſeyen, wovon im Folgenden ein Mehreres. —

§. I. Von den überflüſſigen, und nothwendigen Pferden.

In der Landwirthſchaft können viele, aber nicht alle Pferde entrathen werden; denn in gebürgigen Landen, und wo man weit zu fahren, oder geſchwinde Fuhren zu machen hat, bleiben ſie unumgänglich nothwendig, ſind aber am Pfluge leicht zu entbehren, oder man ſollte ſich derſelben mehr entſchlagen, weil ſie durch ihren Dung faſt gar nichts zur Verbeſſerung der Felder beytragen.

Die Liebhaber der Pferde wollen mit ein paar Pferden weit mehr, als mit doppelt ſo viel Ochſen verrichten, weil die Pferde weit geſchwinder gehen, und den Pflug behender durchreiſſen, auch weil mit Pferden der Acker weit genauer und ordentlicher gepflüget werden kann; ſie wollen noch über das, mit Stallpferden beſpannte Pflüge, zwingen ohne Unter-

ſpannung eben ſo viel, als dreymal unterſpannte Ochſenpflüge zu Stande bringen. — — —

Allein die Säze leiden einen ſtarken Abfall! denn zum geſchwind gehen erzogene Ochſen, werden allzeit den Pferden zugleich gehen, oder wenig zurückbleiben, ſtarke Ochſen werden bey ihren ſteten Gang den Pfluge weit ordentlicher durch den Acker ſchieben, als Pferde ziehen, ſomit iſt der Acker genauer zu pflügen.

Die Unterſpannung der Ochſen betreffend, iſt freylich wahr, daß dieſe nothwendiger als bey Pferden ſeye, und daß die Pferde beſſer anhalten können: jedoch das Unterſpannen iſt ganz räthlich, weil die Thiere nicht ſo ſtark abgemattet und entkräftet werden, und, da ſie im Futter wenig koſten, hat man darauf wenig zu achten, ja wie mehr Ochſen man zum Unterſpannen halten kann, ſo mehr Dung hat man zur Verbeſſerung der Felder zu hoffen.

Pferde dauern zwar länger, allein wenn man ſie allzeit zu ſtark anſtrengen, und entſchöpfen würde, ſo fallen ſie früher in die Hände der Waſenmeiſter, wären alſo in Zukunft minder brauchbar, und zum größeren Schaden. Zudem werden ſich Knechte ſelten darein ſchicken, und mehr ſich als die Pferde zu ſchonen, der Ackerzeit nichts zuſezen wollen. Herrſchaftliche Pferde ſind wegen guter Fütterung insgemein ſtärker, und könnten, wo ſie auf Landgütern ſind, mehreres thun, es geſchiehet aber damit weit weniger als mit Bauernpferden, auch zum Verderben der Pferde ſelbſt; denn die Knechte, anſtatt frühe um 2 oder 3 Uhr zum Pferdefüttern aufzuſtehen, und 2 Stunde lang vor den Arbeiten zu füttern, ſtehen erſt um 4 oder 5 Uhr, manchmal noch ſpäter auf, legen den Pferden das Fut-

ter in einer Stunde, oft in einer halben zu freſſen vor, und eilen ſo, wenn es auch im heißeſten Sommer iſt, auf die Felder, daß ſie erſt um 6 Uhr oder noch ſpäter ausfahren, ſie matten alſo in der größten Sonnenhize die Pferde ab, fahren nach ein paar Stunden wieder ein, füttern die erhizte Pferde, fahren wieder um 1 Uhr bey der heißeſten Sonne, aus, nur damit ſie ihre Zeit zur eigenen Bequemlichkeit nicht übergehen, kehren gegen 6 Uhr wieder zurück, anſtatt daß ſie frühe um 4 Uhr ausfahren, und um 9 Uhr zurückkehren, nachmittag um 3 oder 4 Uhr ausfahren, und um 8 Uhr zurück kommen ſollten. Im erſten Falle geſchiehet mit den beſten Pferden wenig, und ſie werden bey der Sonnenhize ſtark mitgenommen, im andern Falle wäre freylich mehr zu hoffen; allein wo fehlt es, daß man eine verkehrte Wirthſchaft habe? — — warum trifft man nicht beſſere Anſtalten? — —

Unter den Pferden ſelbſt, wie unter den Ochſen, iſt ein groſſer Unterſchied zu machen, ob ſie ſchwach, oder ſtark, ob ſie auf Weiden gehen; denn Graspferde arbeiten nicht mehr, und haben keinen ſtärkeren Schritt als die Ochſen.

Mit zwey paar friſchen Ochſen, welche wechſelweis angeſpannt werden, kann ein Knecht täglich gegen 360 gevierte Ruthen Feldes beackern, ſie können im Tage 2 Stunde länger als Pferde anhalten; nur iſt im Pflügen ſelbſt ein Unterſchied zu machen; denn in der Wend- und Saatfahre kann mehr, als in der Brache- und Stürzfahre geackert werden, die Brache- und Stürzpflügen iſt beſchwerlicher, als das Pflügen bey der Wend- und Saatfahre, ſomit muß man auch darauf ſeine Rückſicht machen. Wo man alſo in der Brache- und Stürzfahre 300 Ruthen ackert,

kann man in der Wendfahre 330, und in der Saatfahre 360 Ruthen pflügen.

Ueberhaupt ſind die Zugochſen der Landwirthſchaft weit einträglicher, als Pferde; denn 10 Ochſen ſind ehender als ein Pferd zu erziehen: dem Futter nach kann man zwey auch drey Ochſen anſtatt einem Pferde halten; die Ochſen brauchen weniger Warte und Geſchirre, folglich auch weniger Knechte; denn der Knecht, ſo mit zwey Pferden den ganzen Tage zu thun hat, kann 6 oder 8 Ochſen warten. Wollte man auch auf der Pferde Geſchwindigkeit etwas zugeben, ſo könnte dieſes bey gewechſelten Ochſen allzeit erſezt werden, weil ſie ein paar Stunde länger anhalten, und pflügen können.

Die Ochſen ziehen oft wegen ſteteren Gang einen weit größeren Laſt, werfen in der Menge und Güte einen weit beſſeren Dung ab; von einem Ochſen erhält man ſo viel Dung als von 3 oder 4 Pferden, und eine Fuhr Ochſenmiſt wirkt weit mehr als zwey Fuhren Pferdmiſt; der Pferddung taugt auch nicht überall hin, wie der Ochſendung, denn weil er ſehr hizig iſt, gehört er blos auf naſſe kalte Gründe und zähe Felder, niemal auf trockene Sandgründe, oder wo hiziges Erdreich iſt. Die Pferde koſten im Ankauf ein ſchweres Stück Geld, wofür man 2 auch 3 Ochſen kauft; der Stier oder Ochs hingegen koſtet im Ankauf ein geringes Stück Geld, wächſt auch ins Geld, wie jene vom Geld wachſen; Ochſen nehmen zu, Pferde ab, die alte Pferde bleiben bey gebrochenen Fuß oder andern Zufalle, beſonders zulezt ein Eigenthum für Waſenmeiſter, welche noch um das Abführen zu lohnen ſind; der ſchadhafte Ochs hingegen, wenn er auch ein Bein bricht, kann geſchlachtet, oder im Alter gemäſtet, um ein

ſchö-

ſchönes Stück Geld verkauft, oder zum eigenen Gebrauch ins Hauſe verwendet werden.

Für Ochſen hat man nicht nöthig den Haber zu bauen, oder zu kaufen, wenn man keine ſchickliche Felder dazu hat, wohl aber für Pferde; die Ochſen nehmen mit Heu und Getreide- oder andern Abfällen vor lieb, und verdienen es ſowohl mit ihren Arbeiten, die Pferde aber fordern beydes, oder arbeiten ohnedies ſchlecht, kurz wenn ein Ochs im Ankauf, und Unterhalt 20 fl. koſtet, ſo ſteigen die Unköſten von einem Pferde auf 100. fl.

Einige haben noch Einwendungen zu machen, und geben die Gefahre mit Rindviehe, in Anbetracht der Krankheiten und Seuchen weit größer, als bey Pferden, an. Allein jeder erfahrne Landwirth wird das Gegentheil wiſſen; denn kein Thier iſt mehr- und ſeltſameren Krankheiten unterworfen als das Pferd, und ſie haben auf gewiſſe Art ihre Seuchen eben ſo, wie das Rindviehe; denn es fallen gar oft faſt alle Pferde aus einem Stalle, jedoch ſind dieſe Seuchen ſeltener, wenn die Pferde zu Hauſe im Stalle gefüttert, und nicht auf naſſe Weiden gelaſſen werden, oder ſie ſind gar nicht, wenn die Pferde allzeit mit reinen und unſchädlichen Futter gefüttert, und von andern kranken Pferden entfernet bleiben. Wo die Stallfütterung für das Rindviehe eingeführt worden, haben nun alle Seuchen, und ehemalige Krankheiten ein Ende, man denke nur das Viehe allenthalben zu Hauſe zu laſſen, ſo hört der allgemeine Viehefall ſicher auf, wenn anderſt das Rindviehe allzeit mit reinen Futter genähret wird. Hiedurch werden zugleich alle Viehekrankheiten gemindert ſeyn, oder die mehreſte aufhören.

Die

Die Erfahrung lehrt, daß ſich die ſchönſte Hollſteiner, oder Mecklenburgerpferde ſchon auf den Weiden die Lungenſucht anfreſſen, und nach ein paar Jahre an andre Orte überbracht, hinfallen.

Zum Beſten der Landwirthe merke noch an, daß ſie die Ochſen ſo gut wie Pferde beſchlagen, und mit Eiſen verſehen laſſen, ſomit ihre Ochſen in Gebirgen und zur Winterzeit bey Eis gebrauchen können, wie man in verſchiedenen Gegenden verſchiedener Länder eingeführt hat.

§. II. Von der Pferdezucht und ihrem Futter.

Die Pferde anzuſchaffen, ſind ein theures, und köſtliches Fleiſch, ſo in ein Nichts zerfällt, man ſchaffe alſo die unnöthige nicht an, und halte dafür überflüßige Ochſen, ſo bringen ſie jene Vortheile ins Hauſe, welche Pferde entführen.

Wenn ſie im eigenen Lande erzogen werden, ſo kann man noch mehr davon hoffen, als von den aus fremden Länder beygebrachten, weil ſie ſchon an die Lage, Luft, Waſſer und Futter von der erſten Zeit ihres Daſeyns gewöhnet ſind.

Der zur Nachzucht taugliche Hengſt ſoll 4 Jahre alt ſeyn, er fühlt die Triebe zum Springen nach 2 Jahren, iſt aber erſt im vierten zuzulaſſen, und bey mäſſigen Gebrauch auf 20 Jahre zu nüzen. Da aber ſolche Thiere, wen ſie von ausgeſuchter Farbe und Anſehen ſind, gar theuer zu ſtehen kommen, ſo iſt die Gewohnheit löblich, daß, wenn Herrſchaften dergleichen Hengſte beyſchaffen, und den Unterthanen zum Gebrauch überlaſſen, ſie auf die Nachzucht einige

Vor=

Vorrechte behalten, und die junge um einen weit mä-ſigeren Preiſe als andere auszuwählen vorbehalten.

Außer dem müßten Landleute gemeinſchäftlich zu-ſamm tragen, und ſich ſolche Thiere ſelbſt ankaufen.

Es ſcheint aber weder der Wirthſchaft noch der Geſundheit dieſer Thiere gemeſſen zu ſeyn, daß man ſie das ganze Jahre müßig und ohne Arbeiten blos zu dieſen Geſchäft ſtehen, und ohne Bewegung laſſe. Land-leute thun mit ſolchen ihre Arbeiten, wie mit andern Pfer-den, und ſie thun ſo gute Dienſte, wie andere müßig ſte-hende, oft das Futter umſonſt freſſende Hengſte; oft wer-den ſie bey den Arbeiten noch ſtärker, bleiben weit geſünder, bekommen auch eine ſtärkere, und minder träge Nachzucht.

Die zur Pferdezucht brauchbare Stutten, müßen, ehe ſie zum Hengſt gelaſſen werden, auch 4 Jahre alt, von ſchönen Gewächſe und Anſehen ſeyn, ſie bleiben tauglich bis auf 15 Jahre, nach welcher Zeit ſie nicht mehr zu gebrauchen ſind. Die Zeit zum Roſſen iſt vom Ende des Jäners bis in die Mitte des Brachmonats, die Tragzeit ſind 10, 11, auch zuweilen 12 ganze Mo-nate: indeſſen thun die Stutten ihre Dienſte am Pfluge und Wägen bis auf die lezte Monate, wo ſie nur zu mäßigen Arbeiten, aber allzeit bey guten Futter angehalten wer-den; denn dieſen Thieren iſt die Bewegung ſo nothwen-dig, als die tägliche Nahrung, ſtehende werden weit mehr krank ſeyn, als arbeitende.

Zur Zeit, wo den Stutten die Eyter wachſen, ſind ſie dem Follen nahe, daher Wachtſamkeit von-nöthen iſt, damit kein Follen zu Grund gehe. Den Follenden Stutten wird Gerſtenſchrott unter das Fut-ter gemiſcht, damit ſie bey guten Kräften bleiben; und die dem Folle erforderliche Milch geben; ſie werden ei-

nige

nige Wochen von den Arbeiten frey, mit den Jungen zu Hauſe gehalten, öfter an den Luft gelaſſen, übrigens ſind ſie ordentlich zu füttern, und rein zu halten.

Die Follen werden zwar meiſtens auf grünen Weiden getrieben, und müſſen ihre Nahrung mit den Stutten ſuchen, wie wohl oder übel aber ihnen dieſe zuſchläge, wird leicht ein jeder ſelbſt ſehen, und erfahren: zuweilen möchte wohl eine grüne Weide zum Auslauf, und zur Abwechslung mit dürren Futter bey trockenen hellen Wetter, an erhobenen Lagen erſprießlich ſeyn, außer dem iſt die Stallefütterung allzeit vorzuziehen, weil ſie dabey keine giftige Gräſer und Mehlthau einfreſſen.

Einige laſſen die Follen bis in den Brach- andre bis in den Heumonat ſaufen, nachdem ſie nämlich ihre Pferde zum Arbeiten nöthig haben, andere laſſen die Follen allenthalben mit ihren Müttern laufen, bis ſie ſich von ſelbſt abgewöhnen.

Mit den Wallachen wird auch keine gleiche Zeit gehalten, ſondern bey einigen bald, bey andern ſpäter vorgenommen; bey älteren iſt aber allzeit mehr Gefahr, als bey den jüngeren Follen.

Da die Pferde bis zum fünften Jahre in die Höhe wachſen, ſind ſie ſelten vor dem vierten oder fünften Jahre zum Arbeiten anzuhalten, damit ſie im Wachsthum nicht zurückbleiben: in die Dicke und Breite wachſen ſie bis in das ſechſte Jahr.

Die Graspferde, welche den Sommer durch auf die Weiden gehen, erhalten im Winter theils Heu, theils Sprey und Ueberkehr zum Futter: die Stall- und Arbeitspferde aber müſſen mit harten Futter und Körnern unterhalten werden.

Haber iſt das eigentliche, für Pferde anſtändige Futter, täglich zum Viertel mit geſchnittenen Strohe verfüttert, bey ſchweren Arbeiten bekommen ſie einen Zuſaz, die Woche ſind zwey oder drey Mezen erklecklich, alle Abend wird nach dem Abfüttern ein Bund Heu zu 5 Pfund gegeben, bey ſchlechten Haberfutter erhalten ſie gegen 8 Pf. Heu. In Bayern bauet man die ſogenannte Lins, ſo ein aus Gerſte, Wicken und Linſen beſtehendes Futter iſt, damit die Pferde zu unterhalten; bey ſchweren Arbeiten halt dieſes Futter freylich beſſer als bloßer Haber an.

Die Wälſche geben ſchwer arbeitenden Pferden, beſonders auf beſchwerlichen Reiſen, oder beym Fahren die kleine Bohnen, oder türkiſches Korn.

Vor allen wäre für die Pferde zu ſorgen, daß ſie nebſt den Körnern allzeit gutes, niemal ſaures oder unreines Heu bekämen, weil das ſaure keine Kräfte giebt, ſondern blos den Magen auszufüllen dienen kann. Einige füttern den rothen Klee, und glauben Wunder, was ſie den Pferden für eine Gutthat erweiſen, ſie werden aber bald finden, daß er ſie zu fett, faul und träge mache: wird er vor der Blühe gegeben, ſo ſchlucken ſie ihn ohnehin begierig ein, und erkranken; ein gutes Heu zuweilen mit Graſe, ſonderbar im Frühling gewechſelt, hält die Pferde geſund.

§. III. Wie das Alter der Pferde zu erkennen, und wie ſie brauchbar und geſund zu erhalten.

Die Zähne verrathen das Alter der Pferde. Ein Pferd muß 40 Zähne haben: die vier fodere oder ſogenannte Nabzähne ſtehen vorne im Maul, oben ſind

ſechs wie unten, woraus, wie aus den 4 Hacken oder Hundszähnen ihr Alter zu ſehen iſt. Hernach folgen oben wie unten 12 Stockzähne, womit ſie das Futter kauen. Jedes Follen hat gleich alle Zähne, die vier Hackenzähne ausgenommen: im dritten und zwey folgenden Jahren ſchieben ſie in die Stockzähne. Im vierten Jahre kommen die Hackenzähne zum Vorſchein, welche eigentlich die Jahre von den Pferden andeuten. Wie jünger das Pferd iſt, ſo ſchärfer, kürzer, und dünner ſind dieſe Zähne: hingegen wie älter, ſo vollkommener, größer, und, zulezt ſtumpfer werden ſie. Auf die Zähne iſt ein ſcharfes Aug zu halten; denn die Pferdhändler feilen ſie öfter dünn und ſpizig, damit ſie für jüngere angeſehen werden: allein Achtſame können gefeilte Zähne beym Angreifen leicht unterſcheiden, und den Betrug entdecken; denn die gefeilte ſind rauch, ungefeilte müſſen glatt und eben ſeyn, auch ihre natürliche Höhlungen haben.

Einige ſchlagen die Hackenzähne gar aus, daß man der Pferde Alter nicht mehr daran ſehen, oder erkennen kann; denn ſo weiß man nicht mehr ſicher zu unterſcheiden, ob ſie junge oder alte.

Bey annahenden dritten Jahre oder ſpäter, fallen den Pferden die vodere Zähne oben und unten aus, welches man brechen oder ſchieben heißt: im vierten Jahre brechen wieder zween oben, und ſo viel unten nächſt an dieſen heraus, welche im vorigen Jahre geſchoben worden; im annahenden fünften Jahre ſchieben ſie oben und unten zween, welche die vier äußerſte werden.

Die

Die lezte Zähne ſind nicht ſo weiß, wie die Follenzähne, ſondern hönigfärbig mit kleinen Höhlungen, und ſchwarzen Flecken, welche man Bohnen oder Kernkennung nennt; denn wenn die Zähne oben ganz glatt und weiß ſind, ſo hat das Pferd die Bohnen ausgefreſſen, und iſt ſchon alt. Hengſte freſſen die Bohnen früher aus, als andre Pferde. Eben ſo verliehrt das Pferd an den Zähnen die Bohnen im Alter, wie es in den jungen Jahren gebrochen: im ſechsten Jahre ſteht es ſtill, im ſiebenden und zwey folgenden Jahren frießt es an den vier vorderſten aus, hernach ſind die Zähne glatt und vollkommen, werden weiß, und die Hackenzähne erſtarken.

Gute Pferde gut zu erhalten, ſind ſie mit dem Striegeln, Abſtäuben, und in jeder Reinigung richtig und ſo ordentlich, wie im Füttern zu behandeln. Krippen und Käſten ſollen allzeit rein, beſonders von Federn ſeyn, welche manchen Pferden den Tod verurſachen. Alle Frühling muß man auf ſie bedacht ſeyn, und blühenden Wermuth mit Salz unter das Futter miſchen, davon werden ſie lind purgirt, und wider viele Zufälle bewahrt, dieſe Miſchung kann etlichemal wiederholt werden.

Wilde Pferde zahm, und zum Aufzäumen biegſam zu machen, wollen einige, man ſoll ihnen Kieſelſteine in die Ohren legen; wer das Gebiß einigemal mit Hönig ſchmiert, oder mit Zucker reibt, wird ſie leicht ans Aufzäumen gewöhnen. Wider das Niederlegen im Waſſer, oder auch wider das Aufſteigen, ſchlage man ein paarmal einen alten Hafen mit Blute zwiſchen die Ohren, ſo werden ſie ſchüchtern.

Die

Die Pferde lang bey ſchweren Arbeiten unermüdet zu erhalten, werden verſchiedene Mittel angerathen; einige wollen, man ſolle ihnen das Milz von Schweinen, ſammt Funegretſaamen geben, und die Füſſe mit ſtärkender Salbe reiben. Andre nehmen 2 Loth Meiſterwurz, ſo viel Bärwurzel ſammt 3 Loth Eberwurzel, ſtoſſen ſie zu feines Pulver, miſchen eine Handvoll Haber- oder Gerſtenmehl dazu, befeuchten dieſes mit Brandwein, thun ein Gran Zibeth, und den aus einem Knoblachkopf gepreßten Saft dazu, machen einen Teig daraus, und backen auf einem Ziegelſteine drey kleine Kuchen davon: ſoll nun das Pferd beſondre Dienſte thun, und ſtark laufen, ſo ſtoſſe man einen dieſer Kuchen klein, gieſſe Brandwein darauf, richte es in ein Schwämmlein, und dieſes ins hohle Gebiß, ſo wird das Pferd munter und muthig; auch kann man vor der Reiſe etwas Meiſter- und Eberwurzel, ſammt der Hirſchwurzel unter das Futter geben, die leztere erhält die Pferde das ganze Jahr friſch und geſund, wenn man ſie öfter vorgiebt. Einige kochen die Meiſter- und Eberwurz mit einer Maaße guten Wein, tunken einen Schwamm darein, und überſtreichen damit öfter des Pferdes Mene, Rücken und Füſſe, geben geſtoſſene Eber- und Hirſchwurz, Meiſterwurz und Odermenig, ſammt einer Handvoll Salz auf Brodſchnitten. Brodſtücke mit Wein oder Bier übergoſſen, vorgegeben, erhält ſie auch gut und lang bey Kräften.

Die Türken beſchlagen ihre Pferde mit Eiſen, welche den ganzen Huf bedecken, ſomit kann kein Plaz ſeyn, wo ſich Steinlein anſezen, Gläſer oder ſpizige Nägel einſtechen die Pferde hinkend zu machen.

Ein

Ein ſicherer Herr Obriſter läßt beym Beſchlagen der Pferde keine Hufe ausſchneiden, und verſicherte mich als mein Freund, ſeine Pferde haben weit weniger Gebrechen, und ſeyn weit dauerhafter an den Füſſen. Ich wundere, warum nicht mehrere dieſes thun.

Mit einem Dekokt von Maulwürfen, wozu Turteltaubenblut gemiſcht worden, getrauen ſich einige aus weißen Pferden durch öfteres Salben ſchwarze zu machen.

§. IV. Von den Maulthieren, und ihrer Erziehung.

Die Maulthiere ſind in der Haus- und Landwirthſchaft die nützlichſte, und dauerhafteſte: ſie werden in Kriegszeiten, oder ſonſt zu andern Abſichten, nämlich große Laſte zu tragen, oder zu führen, insgemein um ein ſchweres Stück Geld in Deutſchland gebracht, wären aber da eben ſo leicht, wie in Wälſchland zu erziehen.

Dieſe Thiere tragen eine erſtaunliche Laſt, ſind die ſicherſte im Gehen, Fahren und Reiten, oft muß eines 8, bis 10 auch mehr Zentner tragen: ſie bringen die Weine, Reiße, Baumwolle, und alle andre Waaren aus Wälſchland, über den hohen und förchterlichen Gotthardsberg in die Schweiz, und von dort ins benachbarte Deutſchland; dabey koſten ſie nur das halbe Futter, dauern 30 auch 40 Jahre, und ſind dem Anſehen nach, nicht umzubringen.

Die Erziehung der Maulthiere geſchiehet durch einen Eſelshengſt und Mutterpferd, oder durch einen Pferdhengſt und eine Eſeline: die Junge werden wie Pferdfollen erzogen, geweidet, und gefüttert, ſtehen auch vierjährig im nämlichen Werth mit Pferden,

koſten aber weniger und weit geringeres Futter, ſind dabey weit ſtärker und dauerhafter.

Wer durch die nach Wälſchlande reiſende Zitronenhändler, Pilger und andere, welche ihre Waaren auf Eſeln herausbringen, oder durch Kaufherrn eine Beſtellung machen, und einen ſchönen großen ſchwarzbraunen Eſelshengſt, von weſſen Fruchtbarkeit man ſich verſichern muß, aus dem Mayländiſchen erhalten kann, wird eine gute Nachzucht davon mit Mutterpferden leicht erhalten.

Man braucht im Frühling zur Roßzeit eine vier oder fünf Jahre alte ſchön gewachſene Stute, welche noch kein Pferdfollen gehabt, und läßt die Stute eben ſo wie bey Pferdhengſten geſchiehet belegen; nur muß die Stute um ſo viel niederer in einer Grube ſtehen, als ſie vor dem Eſel größer iſt, und wenn die Stute wild, ſo werden ihr die Augen verbunden, ſonſt könnte ſie ihn leicht tod ſchlagen, wie ſchon mehrmal geſchehen: ſolche Stute iſt fernerhin allzeit für Eſel zu halten, denn ſie wird nicht mehr von Pferden trächtig. Wenn das Belegen in Mitte des März geſchehen, ſo kommt das Follen im nächſten Frühling, wo es das zarte Gras zu ſeiner Nahrung findet, und ſich ſelbſt leicht nähren wird.

Wie ſchöner die Stuten ſind, ſo ſchöner fallen auch die junge Maulthiere aus, ſie werden gegen den Herbſt entwöhnet: die Stuten werden nachmals zu keinem Pferdhengſte gelaſſen, bis im nächſten Frühling, wo der mayländiſche Hengſt, oder Eſelbeſcheller wieder zugelaſſen wird.

Die Farben von den Maulthieren kommen von den Stuten, nicht aber von den Eſeln her: die Eſel

ſind

ſind alle ſchwarzbraun oder graulecht; die weiße Maulthiere fallen von Schimmelſtuten, und andre Farben von andern Stuten aus.

Die junge Maulthiere werden bald muthig und ſtuzig, und können nicht leicht anderſt, als durch den Hunger bezwungen werden: jene welche den erwachſenen das Futter vorlegen, haben ſich allzeit wider Schlagen und Beißen wohl vorzuſehen.

Die Raufe und Krippen müſſen bey den Maulthierfollen merklich höher, als ſonſt gerichtet ſeyn, damit ſie die Hälſe und Köpfe hoch zu tragen gewöhnet werden: im dritten und vierten Jahre muß man ſie gut halten, damit ſie recht ſtark werden, jedoch darf man ſie nicht unbändig werden laſſen, und muß ſie frühezeitig zu Arbeiten anhalten; leichte Arbeiten ſchaden ihnen nicht, ſonſt werden ſie unbezwinglich. Ein ſchönes anſehnliches Maulthier wird oft um 1000 Rthlr. bezahlt.

Am päbſtlichen Hofe ſind die Maulthiere durchaus üblich, die Pferde ſind ganz ausgeſchloſſen: am Staatswagen Sr. Päpſtl. Heiligkeit dienen 8 ſchöne, den Pferden ähnliche weiße Maulthiere; die ſchwarze aber haben den täglichen Gebrauch.

§. V. Von den Eſeln, und ihrer Nuzbarkeit.

So verachtet die Eſeln im Deutſchlande ſind, ſo hoch werden ſie im Wälſchlande gehalten, man weis alldort von dieſen Thieren den beſten Gebrauch zu machen: nur iſt zu wundern, daß, da die Deutſche ſonſt alles den ausländiſchen Völkern nachzumachen pflegen, ſie im Nuzbaren allzeit zurück bleiben.

Junge Eſeln werden dort an den Tafeln der Großen geſpeiſet, wozu man Gäſte zu laden pflegt, wie man in Deutſchland thut, wenn man ein ſeltenes Wildprett aufzuſezen weiß.

Die Milch von den Eſeln dient vielen zur Arzney, und hat im Romaniſchen einen ſtärkeren Gebrauch als Kühemilch; ſie muß manche Schwache laben, und Entkräfteten neue Kräfte zubringen.

Im Wälſchlande muß der Eſel alles tragen, Herren und Frauen, Geiſtliche und Weltliche, Feldfrüchte, Getreide, Mehl, Wein, Butter, Käſe, Obſt, grüne Gemüße, Steine, Kohlen, Sand, Kalch, Geſchirre, kurz alles wird auf ſeinen Rücken weiter gebracht, und entweder über die Florentiniſche, oder über die romaniſche Gebürge getragen: oft hat ein Eſeltreiber 30, auch 40 Eſeln, bringt damit ſeine Waaren über die Gebirge, ohne einen Aufwand für das Futter zu haben; denn zur Futterzeit werden die beladene Eſeln bey Rangen oder Unkrautpläzen abgepackt, freſſen ſich allda ſatt, und gehen nachmals beladen weiter fort; ein ſolcher Eſeltreiber wird ſchon unter die Reiche gezählt.

Kaum iſt ein Thier leichter zu halten, als die Eſeln; denn ſie freſſen insgemein das Futter, ſo Pferde und Ochſen nicht mögen, Diſteln und Unkräuter ſind ihre beſte Nahrung, welche ſie wohl verdienen, und mit ihren treu- und guten Dienſten vielfach belohnen; weshalben ſich gewiſſe Landleute derſelben zu leichten Arbeiten im Tragen oder Karrenziehen häufiger bedienen ſollten, ihre beſchwerliche Arbeiten zu erleichtern.

Es

Es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, die Eſeln arbeiten nichts, es kommt nur darauf an, wie man ſie halten und gewöhnen will. Im Reiten gehen ſie weit geſchwinder, leichter und ſanfter weg, als alle Pferde: wer auf gut gewöhnten Eſel reitet, wird darauf wie in einer Senfte fortgetragen, ohne daß man ein Stoſſen verſpührt, es ſey denn, daß ſie in der Ferne ihres Gleichen erblicken, dann eilen ſie in vollen Lauf dahin, und ſind hart, zurück-und aufzuhalten.

Was an ihnen äuſſerſt widerwärtig iſt, das ungewöhnliche Geſchrey, woraus aber die Wälſche wenig machen, weil ſie tapfer im Schreyen mitzumachen gewohnet ſind, und ſo zu ſagen ... einer dem andern zuruft ....

IV. Abhandlung.

Von den Schäfereyen, und ihren Huthweiden.

Die Schäfereyen, und Huthweiden für Schaafe, ſind heut zu Tage ein allgemeiner Stein des Anſtoßes, und ſie ſcheinen den neuen Einrichtungen der Feldwirthſchaft einzig im Wege zu ſtehen, und zu verhindern, daß nicht alle Felder, Huthweiden und öde Pläze gehörig angebauet, und benüzet werden können. Allein wenn geſchickte Landwirthe paſſende Anſtalten treffen, und gute Einrichtungen machen, ſo darfen nicht nur die Schäfereyen, dem zu verbeſſerenden Feldbaue gar kein Hinderniß ſezen, ſondern der

verbeſſerte und erweiterte Feld- Wieſen- und Ackerbau ſelbſt muß den gröſten Beytrag machen, die Schaafe bequemer, und mit beſſeren Futter zu nähren, als zeithero geſchehen; ich erweiſe dieſes, und gebe die von meiner Schwachheit erſinnliche Mittel an, wie die Schäfereyen mit dem verbeſſerten Feldbaue nicht nur wohl beſtehen, ſondern auch verbeſſert werden können.

§. I. Den anzubauenden Brachfeldern können die Schaafe nicht im Wege ſtehen.

Hr. P. Mayer zu Kupferzell in Franken, als einer der geſchickteſten und erfahrneſten Landwirthen, läßt ſich etwas nachdrucksamer wider die Schaafe, und Schäfereyen vernehmen, alſo zwar; daß er einigen ſcheinen wolle, als wäre er der abgeſagteſte Feind von den Schaafen, und wünſche alle ausgerottet zu ſehen; allein, wenn man in ſeinen Werken den Zuſammenhang nimmt, ſo lobt er anderſtwo die Schaafzuchten, und will ſie hiedurch beybehalten, wiſſen, aber ſo, daß ſie den Verbeſſerungen im Feldbaue nicht entgegen ſtehen, und nur dort weichen ſollen, wo für ſie keine bequeme Lage, oder wo die Aecker einen gröſſeren Nuzen abwerfen können.

Freylich werden die Huthweiden für Schaafe durch die Brache, noch mehr aber durch die Anbauung der Viehweiden ſelbſt in enge Schranken geſezt, und dem äuſſerlichen Anſehen nach, muß, wenn ſich viele Bauern bereichern, der Schäfer dabey erarmen: es wird ſich aber nach genauer Ueberlegung heraus werfen, daß keines mit dem andern leide.

Der

Der Bauer und Landmann hat auf ſeine Felder und Aecker das ſtärkeſte Recht, ſie als Eigenthümer auf jede beſſere Art in ſeinen Nuzen zu verwenden, worinn ihn niemand hemmen, oder hindern kann: der Schäfer hingegen hat nur ein ſchwaches, vom Bauern aus Willkühre oder guten Willen zugeſtandenes Recht (wenn es nicht mit einer Gattung der Dienſtbarkeit, und mit dem ausdrücklichen Vorbehalt von der Herrſchaft ſelbſt zugeſtanden worden, worinn aber einſichtige Herrſchaften ſelbſt die beſte Vermittlungen treffen werden) das Schwache muß alſo dem ſtarken weichen.

Dem Bauern als Beſizern ſeiner Güter liegt ob, von ſeinen Feldern die darauf geſchlagene Steuer zu geben, und alle damit verbundene Beſchwerniſſe zu tragen, der Schäfer hingegen entrichtet deswegen keine Abgabe, ſomit legt er an Tage, daß er kein Recht darauf habe. Hat auch der Schäfer zeithero die Brachfelder beweidet, und durch die Verjährung eine Gattung des Rechts erhalten, ſo hat er doch ſicher hiedurch nicht mehr erlangt, als was er zur Zeit der Verjährung ſelbſt beſeſſen, nämlich die geſtattete Weide mit dem Bedingniß, ſo lang immer die Brache Brache bleibt und liegt, iſt aber die Brache mit etwas z. B. mit Rüben, Hanfe, Flachs ꝛc. beſtellt, ſo hört das Weiden, oder das darauf geſtattete Recht auf: in ſolchen Fällen mußte der Schäfer wegbleiben, blieb auch weg; er muß alſo auch in jedem gleichen Falle, wenn die Felder mit andern Früchten oder Pflanzen beſezt werden, von der Brache bleiben.

Aus dieſem, und viel andern Beweisthümer erhellet klar, daß wenn auch der Schäfer auf ſolche Aecker ein Recht hat, es ein ſchwaches, mit gewiſſem Vorbehalt Bedingnißweis zugeſtandenes Recht ſeye. In Anbetracht der anzubauenden Brache, und Huthweiden liegt ohnehin vor Augen, daß der allgemeine Nuzen der Herrſchaften ſowohl, als der Unterthanen weit wichtiger und gewinnreicher ſeye, als wenn ſie zum Behufe des Schäfers müſſig liegen bleiben. Tauſend Morgen Brache ernähren keine 1000 Schaafe, können aber mit Klee angebauet, 10= bis 12000 Fl. abwerfen; ein zufälliger Gewinn, wovon man zuvor nichts wußte, der izo aber nicht zu verabſaumen iſt.

Damit jedoch das ſchwächere Recht des Schäfers bey angebauter Brache nicht leide, auch dem Recht der Herrſchaften ſelbſt, wenn ihnen die Schäfereyen zugehörig ſind, kein Nachtheil geſchehe, ſo könnte man den Ertrag der Huthweide auf Brachen gar leicht ausſchlagen, und berechnen, ſomit eine Vergütung von eben dieſen Feldern in dem, womit ſie angebauet worden, anverlangen, und jeder Landmann würde ſich leicht zu einer geringen Abgabe verſtehen; vermuthlich würde der zwanzigſte oder dreißigſte Theil, der halbe oder gar der viertels Zehend, den ganzen Erſaz machen, wenn nämlich jeder Inwohner oder Bauer den 20ten, oder 30 Theil vom Strohe der darauf gebauten Sommerfrüchte, oder Klee dem Schäfer abreichen, und ihn damit befriedigen würde.

Auf dieſe Weiſe könnte eine Abfindung mit dem Schäfer leicht ſtatt finden, daß er ſeinem ferneren Huthrecht auf die Brache ganz entſage. Auch könnte ſich kein Bauer beſchweren, wenn er ſeiner Herrſchaft

den zehenden Theil vom Klee entrichten müßte; denn ihm iſt Vortheil genug, wenn er an einem Plaz und auf einem Acker, wo er zuvor nichts gewonnen hat, 9 Theile gewinnt, und er würde eine große Thorheit, die ſeinen eigenen Herrn allzeit am ſtärkeſten beſtraft, begehen, wenn er den zehenden nicht geben zu darfen, 9 Theilt verabſaumen wollte; denn es wäre eben ſo viel geſagt, als: ich könnte 90 Fl. gewinnen, wenn ich mich um die hundert bewerben wollte, weil ich aber 10 Fl. davon meiner Herrſchaft entrichten muß, ſo mag ich auch die 90 Fl. nicht. — — —

So bekommt ein jeder das Seinige, und niemand geſchiehet Unrecht.

Den Schaafen, beſonders Maſthammeln wird das Futterſtrohe, und das gute Kleefutter ſammt andern Abfällen ohne allen Anſtande weit beſſer zuſchlagen, als die magere Brachen mit unkräftigen oder ſchädlichen Unkräutern, worunter der wilde Senf oder Hederich, das Zinnkraut, die Rehewäſen ꝛc. zu zählen ſind. Bey beſſeren und gewiſſeren Futter würde jedes Stück beſſer ins Fleiſch, und hiemit beſſer ins Geld fallen, die beſſere Wolle würde auch dabey keinen geringen Gewinn bringen.

§. II. Den anzubauenden Huthweiden können die Schaafe auch nicht im Wege ſtehen.

So groß auch immer die Vortheile von den Schäfereyen ſind, ſo ſollten ſie doch niemal zum Nachtheile des Fruchtbaues aufgeſtellt, und unterhalten werden. Die Huthweiden machen einen anſehnlichen Theil der Felder aus, ſie ſind der Lage, wo ſie Huthweiden ſind und bleiben, von gar keiner Wichtigkeit, könnten

aber angebauet, von gleicher Wichtigkeit mit andern angebauten Feldern ſeyn, wie im I. Theil ſatſam dargethan worden.

Die Huthweiden werden insgemein von Ochſen, Kühen, Schaafen, Geißen, Schweinen und Gänſen betrieben, alles naget daran, und läßt nichts aufkommen, es hat alſo alles die ſchlechteſte Nahrung, welche deswegen von den Schäfern kaum hoch geachtet, oder angeſchlagen werden kann; Inſonderheit wenn man betrachtet, daß die geringe ſchlechte Huthweide großen Theils von ſo vielen Thieren übergangen, zertretten, und verunreiniget wird, welche doch den Schaafen, die Reinigkeit lieben, gar nicht anſtändig iſt.

Oft iſt ein großer Theil dieſer Weiden auf feuchten und naſſen Gegenden in Thälern, oder an Sümpfen, wo allein Pferde zu weiden pflegen, welche ohnehin für Schaafe am gefährlichſten ſind. Die Schaafe ſind aus allen Thieren die heickleſte, und kränkeln für ſich am mehreſten, ſie leſen den Grund zu allen Krankheiten und Seuchen auf naſſen Weiden auf, und ziehen ſich den Tod zu, ehe man es vermuthet, davon werden die Schaafe ſüchtig und räudig, mancher Menſch muß dergleichen unreines Fleiſch vom geſchlachteten Viehe genieſſen, ohne daß er es weiß, und die Leibärzte werden die Urſachen ſolcher Urſachen nicht leicht entdecken können, vielweniger werden ſie helfen; folglich ſollten Schäfer gar niemal auf die Behüthung dieſer Weiden einen Gedanken haben.

Die giftige Kräuter und Gräſer bringen nicht nur dem Rindviehe, ſondern auch den Schaafen einen weit empfindlicheren Schaden: faſt eine jede Krankheit

heit der Schaafe hat von den unreinen Welden ihren Anfang; was auf gewiſſen Feldern, Weiden und Aeckern am häufigſten wächſt, ſind die giftige Gräſer und Kräuter, wie oben weitläufig angemerket worden, das einzige Warzen- oder Krotenkraut, ſonſt die kleine Wolfs- oder Teufelsmilch genannt, dient zum Beyſpiel, viele Aecker ſind ganz damit überwachſen, daß man kaum ein andres Gräslein davor wachſen ſiehet, und was ſollen die Schaafe dabey für eine Weide haben? das Giftkraut genieſſen ſie nicht, es wächſt alle Jahre auf, und ſäet ſich friſch aus, weil die Schäfer ſelbſt, oder ihre Knechte, wie ſie doch ſollten, und könnten; auf deſſen Ausrottung am wenigſten bedacht ſind.

Eine wunderliche Sache, den Schäfern muß am mehreſten daran gelegen ſeyn, daß ſie für ihre Schaafe eine reine und gute Weide haben, und dennoch richten ſie auf die Austilgung der giftigen Kräuter, wie auf die Pflanzung der guten gar keinen Gedanken. Können ſie ein Ackerbeet nicht behüten, ſo ſchlagen ſie gleich Lermen, und beklagen ſich, fangen Streithändel an — — da ſie aber mit Ausgrabung oder Abſchneiden der giftigen Gräſer, anſehnliche Pläze mit guten Gräſern, gewinnen, und behüten könnten, das fichtet ſie nicht an, da ſind ſie ganz ſorglos. — —

Nein die Unwiſſenheit iſt größten Theils ſchuld, ſie haben kein Käantniß von den guten und giftigen Gräſern und Kräutern, und niemand iſt, der ihnen einen Unterricht beyzubringen denkt, oder mag. Die Schäfer oder ihre Knechte ſelbſt hätten zur Huthzeit, wo ſie ohnehin müſſig ſtehen, oder liegen, ſonderbar

wenn ſie den Pferg feſt geſezt haben, mehrere Stunden, wo ſie die Giftgräſer mit den Wurzeln und Saamen ausgraben, oder ausſtechen könnten; hiedurch würden ſie nicht allein dieſe nach und nach ganz bequem vertilgen, und beſſeren Gräſern zu ihren Fortkommen Plaz machen, ſondern ihre Heerden von allen Gefahren, der daher entſpringenden Krankheiten befreyen, und ſich ungemein vieler Sorgen, und Unglücksfällen entladen. Auf dieſe Art würden ſie mehr gewinnen, als ſie ſonſt verloren haben. Ich gehe näher zur Sache ſelbſt.

Seze man nach den obberührten Beyſpiel 1000 Morgen Huthweiden nähren 1000 Schaafe, welches doch niemal zu hoffen iſt, ſo würde man im Jahre 2 höchſtens 3000 fl. gewinnen: werden hingegen dieſe 1000 Morgen Feldes mit Früchten, Klee, Kräutern, Futterkräutern ꝛc. beſezt und angebauet, ſo könnten ſie wohl 10 — 15000 fl. ertragen, nicht nur die 1000 Stücke Schaafe wohl nähren, ſondern auch den Menſchen und Rindviehe das Brod zu bringen: welcher Verluſt? — — und zwar blos wegen den alten Brauch? — — eingeführter Gewohnheit? —

Von eben dieſen anzubauenden Huthweiden könnte nachmals, wie von den Brachäckern einige Vergütung am 20ſten Theile, oder halben Zehend zugelegt, und der Schäfer damit abgefertigt werden, ſo würde den Schaafen nichts an ihrer Nahrung entgehen, und ſie würden ſo viel gewinnen, daß die Heerden weit beſſer, als zuvor, beſtehen würden.

Oder bey wirklicher Vertheilung ſelbſt, kann man eine beſondre Rückſicht auf die Schäferey machen, des Schäfers Gut vergrößeren, und ihm ſolche Pläze ein=

einräumen, wovon er für ſeine Schaafe den nöthigen Unterhalt einſammeln kann.

Anhöhen, Berge, Bühle, Rangen, Felſen gehören ohnehin den Schaafen zur Weide, ſo würde den Schaafen noch an manchen Orte eine anſehnliche Feldſtrecke zur Weide bleiben, welche verbeſſert, eben ſo vieles Futter zuwenden könnte, als die vorhin ſchlechte Huthweide gegeben.

Den Mangel des Dunges zu dieſen Verbeſſerungen darf auch niemand vorwenden; denn, da ich im I. Theil über 100 Dunggattungen zähle, ſo wird jeder Landwirth, wie der Schäfer dabey ſicher viele anſtändige finden, womit er die Verbeſſerungen anfangen kann: ſind hernach dieſe im Stande, ſo kann man mit dem in größerer Menge erhaltenen Viehedung ſtärker nachhalten, und die Verbeſſerungen immer höher treiben.

So kenne ich viele Wirthſchafter, welche ganz verdorbene Güter, oder öde Pläze wieder hergeſtellt, oder friſch angebauet hatten, es waren darauf kaum 10 Stücke Rindvieh und 50 Schaafe ernährt worden, und nach geſchehener Verbeſſerung, nachdem die Wieſen hergerichtet, die Brachfelder mit Klee beſäet, die Huthweiden angebauet worden, ſtiege die Anzahl des Rindviehes auf 70, der Schaafen aber auf 270 Stücke: welcher Unterſchied? man brachte reiche Erndten an Korn, Waizen und Sommerfrüchten ein, wo man zuvor nichts hatte, die verbeſſerte Wieſen brachten viele tauſend Zentner Heu, die zuvor Wüſteneyen vorgeſtellt hatten. Mühe, und Fleiß zwingen alles.

Herrſchaften ſelbſt werden die Billigkeit dieſer Vorſchläge beſtens einſehen, zu ihren und der Unter-

ge-

gebenen Wohl die hilfreiche Hände bieten, und gar leicht ihren eigenen, oder fremden Schäfereyen, bey Vertheilung der Huthweiden gedenken, und für ſie die beſte Vorſorge treffen. Das beſſere Fleiſch, die verbeſſerte Wolle, der vermehrte Dung, ſind lauter Folgen von den angebauten Huthweiden, welche einen neuen Gewinn in die Hände legen, den man zuvor nicht hoffen können.

Wie viele Krankheiten die Schaafe bey allen Lacken und Pfütschen einſaufen, iſt zu Genügen bekannt.

§. III. Anſtalten, den Schaafen nach angebauten Huthweiden das nöthige Futter zu verſchaffen.

Damit die dem gemeinen Weſen unentbehrliche, und jeder beſondern Haushaltung, wie Herrſchaften ſelbſt nutzbareſte Schaafe, bey angebauten Huthweiden nicht leiden, ſondern vielmehr neue Vortheile gewinnen, iſt auf ſie bey der Ein- und Abtheilung der Huthweide eine beſondre Rückſicht zu machen.

Der Schäfer hatte zeithero ſeinen hergebrachten Viehtrieb, und er ſoll ihn jedoch geſchränkt, und mit andrer Einrichtung beybehalten, alſo zwar, daß er bey ſicheren Futter ſein Vieh beſſer nähre, oder gar zahlreichere Schäfereyen unterhalten könne. Die hiezu nothwendig zu treffende Anſtalten ſind folgende.

1. Weil zur Zeit, wo noch die Bevölkerung mangelt, und die Leute zu träg oder unwiſſend ſind, oder noch keine Anweiſung von den Herrſchaften haben, alle öde Pläze nach dem Beyſpiel der Chineſer oder Engelländer anzubauen, unmöglich iſt, daß alle Felder in jeder Markung auch nach vertheilten Huthwei-

weiden angebauet werden können, ſo bleiben für Schäfereyen allzeit gewiſſe Pläze übrig, wohin das Schaafvieh ſeinen Trieb hat, dieſe Pläze aber werfen ihnen weit mehr und beſſeres Futter ab, als ſonſt, wo auch das Rindvieh mit Schweinen ꝛc. dahingetrieben worden; denn was konnten die Schaafe, wenn ſie auch 1000 Morgen Huthweiden hatten, für eine Nahrung an ſolchen Orten finden, wo jede Viehegattung geweidet und genaget hatte? 40, oder 50 Morgen müſſen ihnen in dieſer Lage und Einrichtung weit vortheilhafter, als tauſend von jedem Viehe betriebene Morgen ſeyn.

2. Eben dieſe für Schäfereyen allein gewidmete Huthweiden, welche hauptſächlich aus erhobenen Plä- zen, aus Rangen, Bergen, Bühlen, kurz, wo immer trockene Lagen ohne Sumpf- und Moraſtlacken ſind, beſtehen müſſen, ſind auf alle immer mögliche Weiſe zu verbeſſern. Ein Theil davon iſt umzuackern, und mit Pflügen, ſo viel möglich iſt, bäulich herzurichten, und theils mit Eſparſette oder türkiſchen Klee, mit Hopfenklee, Steinklee, rothen dreyblätterichen Klee, theils mit den Schaafen anſtändigen Gräſern und Kräutern, als da ſind Höniggras, Paſtinat, Bibernell, Skabioſa, Lattig, Boksbart, Kümmel, Thymian, Lavendel, Gauchheil, Betonien, Ehrenpreis, Ginau, wohlriechende Kamillen, Schaafegarben ꝛc. beſäen und aufwachſen laſſen: dieſe Kräuter könnten mit kleinen Zäunen von Siberiſchen Erbſen, welche Reihenweis geſäet und erzogen werden, von einander unterſchieden ſeyn, ſo hätten auch die Schaafe eine Nahrung an dieſen.

Die

Die Kleegattungen wären das kräftigſte Winterfutter, wenn ſie das leztemal abgemähet, und im Auguſt oder Herbſtmonat, wo die Weiden auf Stoppeläckern, und Wieſen hinlängliches Futter geben, aufgedörrt eingebracht würden, die Stoppeln vom Klee, oder die abgeſchnittene Kleefelder können die Schaafe auch obenhin getrieben, damit ſie die Kronen nicht abbeiſſen, beweiden.

Damit aber die Schaafe zur Zeit und im erſten Jahre, wo dergleichen Huthweiden angebauet werden, keinen Mangel an ihrer Nahrung leiden, halte man ſich an die im I. Theil angegebene Eintheilung der Huthweiden, daß man ſie nämlich nicht auf einmal und ſchnell, ſondern ſtückweis nach und nach anbaue, auch zugleich mit Haber, Linſen, Gerſten ꝛc. beſäe, welche beſonders der Haber ein paarmal flach abgeſchnitten, zulezt reif gemähet, das kräftigſte Winterfutter für lammende Schaafe, wie für Lämmer einbringen, und abwerfen.

3. Jene Pläze, welche beſtändige Huthweiden ſind, und Lage oder Stein- und Felſen halber bleiben müſſen, ſind auch zu verbeſſeren, das iſt, die giftige Gräſer ſind nach und nach auszuſtechen, hie und da lockeret man die gute Pläze mit dem Pfluge, oder mit Hauen, ſäet dahin von den obgedachten Kräutern und Gräſern, dungt auch die erwachſene vor Winters mit beygebrachten Dung, Schlam- oder Mooskoth, mit Gips, oder gebrennten Leimen ꝛc. worüber die Dunggattungen vom I. Theil einzuſehen. Dieſe Weiden werden nachmals in 3 oder 4 Theile abgetheilt, auch mit Haſelſtauden, oder Erlen, oder Maulbeergeſträuchen, und andern den Schaafen zur Nahrung dien-

dienlichen Gehölzen, nicht mit Dornen, worinn die Wolle hangen bleibt, eingezäunet, und gefliſſen unterhalten, damit man auch in Nothfällen hievon ein Winterfutter erhalte: nämlich im Brach- oder Heumonat vor Jakobus werden die Holzzweige abgeſchnitten, an ſchattigen Orten getrocknet, und das erſtemal dürr zum Schaafefutter eingebracht; darauf um Jakobus folgt der zweyte Trieb vom Holz, und dieſe Zweige können im Weinmonat ſammt dem Laube wieder abgeſchnitten, eben ſo trocken Büſchelweis eingeführt, und zum Winterfutter aufbehalten, damit man zum Futtern die gehörige Wechslung habe, und beobachten könne.

Dergleichen Zäune könnten müſſige Schäferknechte nach ausgeſtochenen Giftgräſern im Frühling, oder vor Winters in dazu gemachte 2 Schuh breite, und 2 Schuh tiefe Gräben mit lockerer Erde auch nur von eingeſteckt- oder eingelegten Zweigen richten, die aufwachſende drey Jahre gut halten, und in den folgenden Jahren alle Jahre zweymal auf beſagte Art beſchneiden, ſo blieben die Zäune in ihrer Ordnung, und dieſe ſonſt müſſige Leute wären dabey beſchäftiget, und vom Greuel des Müſſigganges entfernet.

4. Schon bey der Abtheilung der Huthweiden wäre für die Schaafe und Schäfereyen vorzüglich zu ſorgen, damit, wie ſie vorher ihr Viehe auf den allgemeinen Weiden genähret haben, ſie nachmals keinen Schaden leiden, demnach muß ihnen etwas an den Huthweiden zugelegt werden, ſo demjenigen wenigſtens gleich kommt, was er verlieren ſoll. Dieſes kann auf verſchiedene Weiſe geſchehen, nämlich mit ei-

einem gewiſſen Stücke Feldes von der Huthweide ſelbſt, oder durch eine Zehendgattung.

Erſtlich mit einem gewiſſen Stück Feldes. Ich ſeze demnach zum Voraus, der Schäfer hatte 1000 Morgen Feldes zu beweiden, und konnte darauf 500 Stücke Vieh nähren. Wird nun dieſer Plaz angebauet mit Klee und andern Kräutern, Gräſern, Haber ꝛc. beſäet, ſo iſt ſicher, das er 10 = 15 = oder 20 mal ſo viel tragt, als er unangebaut getragen, folgſam könnten gegen 10,000 Schaafe darauf gehalten werden, theile man alſo dieſe Schaafe, und ſeze ſie wie zuvor auf 500, ſo wird man für ſie den 20 Theil der Huthweiden kaum nöthig haben, folgſam könnten 30, 40, oder höchſtens 50 Morgen Feldes von den Huthweiden für eine Schäferey von 500 Stücken zugelegt, und dem Schäfer zum Anbauen für Schaafe überlaſſen werden. Dieſe könnte er hernach auf die ſchon gedachte Weiſe anpflanzen, dabey, wenn er ſelbſt fleißig, auch fleißige Leute erziehen; ſomit hätte der Schäfer an dieſen angebauten Pläzen, nebſt ſeinen Huthweiden auf Büheln und Bergen ein ſicheres Futter für ſeine Schaafe, er hätte zugleich, wenn die Huthweiden auf Anhöhen verbeſſert, mehr Futter abwerfen, Gelegenheit, den Feldbau zu treiben, das ins Haus nöthige Rindvieh ſowohl, als die zu ſolchen Arbeiten unentbehrliche Dienſtbothen zu unterhalten. Auf ſolche Weiſe wäre ſicher den Schäfereyen ſchon hinlängliche Vorſehung gethan; allein ich gehe noch weiter.

5. Fände man die angezeigte Felder, oder Weiden die Schaafe zu unterhalten, annoch für zu gering oder unzulänglich, ſo könnte eine gewiſſe Abgabe

vom

vom Klee oder Futterſtrohe der Brachfeldern zu Hilfe kommen, und den Abgang erſezen, wenn nämlich jeder Inhaber der Brachäcker und angebauten Huthweiden, wohin der Schäfer das Triebrecht hatte, den zwanzigſten oder dreyßigſten Theil vom Klee auf die Art, wie man ſonſt den Zehend giebt, dem Schäfer reichen und zulegen würde, ſo könnte der Schäfer dieſes Futterſtroh im Winter, Frühling oder Sommer, wo ihm immer das naſſe Wetter den Austrieb nicht geſtatten will, oder nicht gerathen iſt, den Schaafen verfüttern, ſo hätte er einen neuen Beytrag zu ſeinen eigenen Futterſtrohe, welches er von den zugelegten Huthweiden ſelbſt erziehet. Der Schäfer wird hiedurch um ſo ſicherer in den Stand verſezt, ſeinen Schaafen nicht nur im Winter, ſondern auch im Sommer zuweilen ein Strohfutter frühe oder abends, ſonderbar in naſſen Zeiten aufzuſtecken, welches das Schaafvieh von Natur aus gern frißt, und zur Abwechslung liebt, auch hiedurch wider die ſchädliche Lungefäulung und andere Krankheiten ein Bewahrungsmittel hat; denn die Erfahrung lehrt, daß die Schaafe nicht mehr kränkeln, oder von Seuchen befallen werden, als auf naſſen Weiden, oder in naſſen Jahren, welche ihr Tod ſind.

6. Bey den mit Anbauung der Brache und Huthweiden erweiterten Feldbau folgt von ſich ſelbſt, daß wie die Getreide vom Felde kommen, der Schäfer eine erweiterte Stoppelweide anfangs auf den Winterfeldern, hernach auch auf dem Sommerbau habe: werden auch ſolche Pläze nach meinen oben gedachten Vorſchlage in heiſſen Sommern, oder ſonſt zur Nothdurft von den Landleuten angebauet, und mit Hei-

bekorn, mit weißen Rüben, mit Futterweide, mit Reihgraſe, mit Spinat ꝛc. beſäet, ſo kann der Schäfer auf ſeinen Pläzen ein gleiches thun, und wieder eine kurze Zeit auf ſeine verbeſſerte Huthweiden, wo die Gräſer nachgewachſen, treiben, inzwiſchen

7. Werden die mit Klee beſezte, und zum Winterbau herzurichtende Felder um Bartholomäus zum dritten und leztenmal abgemähet, ſo hat der Schäfer für Maſthammel ſeine neue Weide auf den weitſchichtigen Kleefeldern die anſtändigſte und beſte Weide: ferner kann er für die Maſthammel von Zeit zu Zeit den grünen Klee, wenn er allbereit abgeblühet hat, abmähen, und verfüttern, auch auf ſeinen zugelegten angebauten Huthweiden an dem Kleefeld den Pferch ausſtecken, mit Hürden und Raufen verſehen, ihnen des Tags etlichemal, aber allzeit wenig Klee aufſtecken, damit ſie ſich nicht überfreſſen, auch zur gehörigen Zeit an reine Waſſerquellen treiben, nicht an giftigen Krottenlacken, oder verſäuerten ſtehenden Wäſſern ꝛc. Bey heiſſer Sonnenhize können ſie hernach hinter den hohen Stauden, oder unter dem Schatten der Bäume ruhen.

Bey dieſer Maſtung und Pflege werden gewis die Maſthammel zweymal fetter auch früher gemäſtet, und zum Schlachten tauglicher als ſonſt, folglich tragen ſie für beſſeres Fleiſch ein anſehnlicheres Geld ein: dabey wird die Wolle fetter und gewichtiger ausfallen, die Milch ergiebiger für Lämmer und das Haus, beſonders aber findet die ſpaniſche oder engliſche Schaafzucht, wovon unten zu handeln, Plaz, und kann bey verbeſſerten Fütterungen um ſo gangbarer

wer-

werden, wenn man gehörig auf die Wolleverbeſſerung denken, und ſich verwenden will.

8. Nach dem Maaße des erweiterten Feldbaues wächſt auch der Wieſenbau ſtärker an, wovon man das gehörige Winterfutter am Heu und Grumet macht. Von dieſen erhält der Schäfer eben ſeinen Antheil, oder er hat an den ihm zugegebenen Huthweiden ſchickliche Pläze dazu, ſomit kann er auch mehr Winterfutter für ſeine Schaafe gewinnen.

Auf eben dieſen erweiterten Wieſen hat er einen erweiterten Trieb für ſeine Schaafe zur Herbſtzeit, wo, wenn ſie ihm allein geſtattet werden, er mit gehaltener Ordnung und Eintheilung bis in den Winter wechſelweis ſeine beſte Weiden hat: nur ſollen Schäferknechte nicht vergeſſen, zur Huthzeit auch auf den Wieſen alle Giftkräuter und ſchädliche Gräſer ſammt den Wurzeln auszuſtechen, auf Häufen zu bringen, damit ſie verfaulen, oder dürr verbrennt werden können. Hiebey iſt ein dreyfacher Vortheil: der Schäfer oder Knecht wird beſchäftigt, und verrichtet eine Arbeit für das allgemeine Beſte, genießt alſo das zugeſtandene Weidrecht mit Verdienſte, ferner entfernet er die Krankheiten mehr von ſeinen Heerden, welche er ſchadlos erhält, wodurch ihm ſelbſt ſeine Mühe gelohnet wird, endlich wachſen mehr gute Futtergräſer herbey, und die Beſitzer wie der Schäfer, erhalten zu allen Zeiten ein unſchädliches Futter, ſomit können ſie wohl mit dem Schäfer zufrieden ſeyn, wenn er mit dieſen Verbeſſerungen das zugeſtandene Huthrecht zu vergelten gefliſſen iſt.

9. Sogar im Winter erhalten die Schäfer eine nicht zu verachtende Zulage und Beyhilfe an den

Sämen des erweiterten Winterbaues, welchen die Schäfer gar räthlich bey trockenen Wetter übertreiben, und die erwachſene Fruchtſämen durch die Schaafe abäzen laſſen; denn einmal die grüne Sämen gehen im Winter oder im Frühling zu Grunde, und das Grüne von Blättern wächſt dort wieder aus den Wurzeln hervor, wie ich mehrmal beobachtet habe, man laſſe alſo ohne Anſtande die Schaafe durch die Winterflühre gehen, und die Sämen abäzen, es ſchadet ihnen nicht. Nur ſoll dieſes Abäzen nicht zur naſſen Zeit und Witterung geſchehen, wo die Schaafe mehr Saamen eintretten als abfreſſen, zu den eingetrettenen verſenkt ſich die Näſſe, macht eine Verſäuerung und das Ausſtocken der Wurzeln mit Keimen. Ich kann alſo dieſen blinden Schaaftrieb niemal gut heiſſen, wie man ihn in Bayern pflegt, wo die Schaafe, auch Gänſe, Schweine und Rindvieh bey trockenen und naſſen Wetter frey auf den Saamenflühren umlaufen, und weiden.

Dieſes Abweiden des Saamens bey trockenen Wetter ſchadet dem Saamen nicht im geringſten, weil die Wurzeln feſt ſtecken, und nicht ausgezogen werden. Ja es iſt vortheilhafter, als wenn die Sämen ſtehen bleiben, und mit Schnee überdeckt, bey zuflieſſenden oder ſtehenden Wäſſern in eine Fäulung gerathen. Unerfahrne ſagen öfter: „ein Wunder! ich „hatte die ſchönſte, eine halbe Elle oder Schuhe hohe, „in dicken Buſchen ſtehende Sämen, und der Schnee„druck hat ſie zu Grunde gerichtet, ich ſehe nun „nichts davon, alles iſt ausgeroſtet.„ Dieſe meſſen alſo den Schaden dem Schneedruck zu, der doch unſchuldig iſt. Hätten ſie zur Ableitung der Wäſſer die

Vor-

Vorſicht gebraucht, und überall Waſſerfurchen gezogen, hätten ſie auch die Schuhe hohe Sämen durch öfter wiederhohlte Schaaftriebe abfreſſen laſſen, ſo hätten ſich die Schnee nicht ſo eng zuſammen geſezt, wären nicht ſo ſtark von den Saamenlaubern angehalten, umflochten und verwickelt worden, dabey hätten ſich die Schneewäſſer nicht ſo anhäufen, verſtecken, und vermehren können, ſie wären leichter abgefloſſen oder verſunken, ſomit hätte der Schneedruck nach abgefloſſenen und kurzen Sämen keinen Schaden machen können.

§. IV. Die beſondre Vortheile bey ſolchen Anſtalten.

Die Vortheile, welche mit dieſen Einrichtungen verknüpfet ſind, liegen offenbar vor Augen, und ſind um ſo ſchäzbarer, wie wichtiger ſie für das allgemeine und ſonderheitliche Beſte ausfallen.

1. Bey dieſen Anſtalten haben die Schaafe zu allen Zeiten ihr ſicheres und gewiſſes Futter, ſie können ſich alſo darnach richten, und nach dem Maaße des Futters mehr oder weniger Schaafe halten. Haben die Unterthanen ſelbſt die Schäferey, und halten Schafe, ſo bleiben ihnen dieſe Vortheile ſelbſt in Händen.

Das gewiſſe Futter geben die Aecker an Haber, Gerſte, Erbſen, Linſen ꝛc. die Kleefelder am Klee, die Stoppeln, die Wieſen an Heu und Grumet, zur Herbſtzeit an Weiden bis in Winter, im Winter und Sommer am Futterſtrohe, im Winter an den Sämen auf den Sämenfeldern, übrigens an den für ſie gewiedmeten, und verbeſſerten Weiden im Sommer oder Winter.

2. Bey guten Futter ein fetteres Schaafvieh und ſichere Maſtung anſtatt der ungewiſſen, und bloßen Stoppelweide, weil der Klee, Haber, Linſen ꝛc. den ſtärkeſten Beytrag zur Maſtung der Hammel, und ausgemuſterten Schaafe machen.

3. Die beſſere und geſündere Futtergräſer mit Vertilgung der ſchlechteren, beſonders der Giftgräſer, und ſchädlichen Kräutern, wovon viele Schaafe erkranket, andre gar ihren Tod eingefreſſen haben.

4. Der Schäfer alſo hat ein geſundes ſtarkes Vieh, keine Gefahren der Krankheiten, wobey er vieler Sorgen und Aengſten entbunden lebt.

5. Ein geſünderes, unſchädliches, auch würz- und ſchmackhaftes Fleiſch, wobey man nicht zu befürchten hat, daß man ſchäbige und räudige, grindige, mit Egeln, und Lungenfäulung ꝛc. behaftete Schaafe genieſſe, und ſich unerwartete Krankheiten zuziehe.

6. Die Vermehrung der Schaafe ſelbſt, entweder in Schäfereyen, wo man bey vermehrt- und verbeſſerten Futter mehr Schaafe nähren und aufſtellen kann, oder in einzelnen Behauſungen, da man nämlich, wo keine Schäfereyen und Schaafe ſind, und dazu taugliche trockene Pläze hat, in jedem Hauſe einige Schaafe aufſtellen, und ernähren kann. Daraus folgt

7. Die Vermehrung und Verbeſſerung der Nahrung für Menſchen, beſonders aber der Wolle, welche bey beſſeren Weiden und Futter merklich vermehret, und bey dem gehörigen Umwechſeln mit Schaafen aus fremden Landen verfeinert werden muß.

8. Ferner die Vermehrung und Verbeſſerung der Milch, welche bey den Klee und andern ausgeſuchten

Fut-

Futterkräutern fetter und würzhafter wird, ſomit den Lämmern eine kräftigere Nahrung giebt, wobey ſie ſchneller aufwachſen, und anſehnlicher werden, auch häufigere Wolle bringen müſſen. Man könnte auch von ſolcher Milch nach abgeſtoſſenen Lämmern gute Schaafkäſe zurichten, und hätte einen neuen Vortheil, wenn das Melken der Schaafe anderſt räthlich iſt; denn die Wolle leidet insgemein bey dem Schaafmelken, dahero es wenigſtens nicht lang, ſondern nur auf eine kurze Zeit geſchehen darf.

9. Mit dieſen Einrichtungen kann endlich noch ein merkwürdiger Vortheil des vermehrten Dunges verbunden ſeyn; denn man kann im Sommer, wo der Schaafdung gröſſten Theils auf den Feldern oder Weiden verlohren gegangen, eben ſo viel Dung, wie im Winter, in den Schaafſtällen ſammeln, und hiemit auf den Getreidfeldern ungemeine Erndten erzwingen, welche faſt über andre Vortheile zu ſchäzen ſind; nämlich anſtatt daß die Schaafe den ganzen Sommer auf den freyen Feldern übernachten, und alldort den Dung ohne Stroh vermiſcht, ſomit kürzer anhaltend liegen laſſen, ſtehen ſie zu Hauſe im Stalle, und bey guter Streue kann noch ſo viel Schaafmiſt für die Landwirthſchaft geſammelt werden. Wollte man auch mit dem Pferch auf den entfernteſten Aeckern, wohin die Miſtfuhren zu ſchaffen ſehr beſchwerlich iſt, etwas thun, ſo könnte es nur eine kurze Zeit in den heiſſeſten Sommernächten geſchehen.

10. Nach den obgemeldten gemachten Eintheilungen der Huthweide, und Anbauen der Felder mit Winterfrüchten, erhielte der Schäfer ohnehin mehr Kornſtroh, ſomit wäre ſeine Sorge wegen dem Ein-

ſtreuen erleichtert; er hätte daran einen Beytrag zum Einſtreuen im Sommer, und konnte einen andern am Laube, und Mooſe der Wälder ſuchen. Mehr andere Vortheile übergehe ich, und überlaſſe ſie der Erfahrung eines jeden geſchickten Landwirthes.

§. V. Einwendungen wider dieſe Anſtalten ſammt ihrer Abfertigung oder Auflöſung.

Wider dieſe Anſtalten könnte vor andern eine dreyfache Einwendung gemacht werden, nämlich: 1. Dieſe Art der Stallfütterung könnte den Schaafen nicht gut anſchlagen. 2. Beym Kleefutter werden ſie zu fett, oder ſonſt unbrauchbar. 3. In den Sommertagen könne den Schaafen ſehr ſchädlich ſeyn, wenn ſie in den Ställen übernachteten, und bey der Hize ſchmachten müßten.

1. Nach den gegebenen Vorſchlägen wären freylich die Schaafe großen Theils zu Hauſe zu nähren, und damit eine Art der Stallfütterung zu halten, welche aber gar nicht übel ausfallen, ſondern den Schaafen beſtens zuſchlagen würde. Ich gebe ein Beyſpiel hievon im Kleinen. In vielen Land- und Bauerngütern, beſonders in Franken hat man die ſogenannte Haushammel, nämlich ein oder andres verſchnittenes Lamm wird im Hauſe, oder Stalle erzogen, erhält ſein Futter mit dem Rindviehe, gehet übrigens frey im Hauſe und Hofe herum, hat auch ſeine Ausgänge ins Feld, und lauft mit den Mägden, wenn ſie Gras oder Klee zu hohlen ausgehen, wobey er eine gute Weide findet, und wieder mit zurück ins Haus kehrt. Dieſe Hammel oder Schaafe wachſen zur ungemeinen Größe, werden ſehr fett, und bekom-

men

men eine vorzüglich gute Wolle, recht fette werden, endlich geſchlachtet, oder verkauft, und koſten ein anſehnliches Stück Geld. Jedermann ſiehet dieſe Hammel mit Luſt und Freude an, und mit welcher Luſt und Freude würde man nicht ganze Heerden von Schaafen anſehen, wenn mein gemachter Vorſchlag zur Ausführung käme? denn eine eben gleiche Beſchaffenheit müßte es mit vielen haben, welche es izo mit wenigen hat. Die Erfahrung lehrt, daß die Fütterung der Schaafe zu Hauſe den wenigen gut zuſchlage, es kann alſo auch nichts fehlen, wenn ganze Heerden zu Hauſe genähret, bey guter Witterung ausgetrieben, und ſonſt gut unterhalten werden.

2. Daß die Schaafe bey Kleefutter und andern guten Gräſern ſehr fett werden, iſt kein Zweifel; denn vermuthlich hat daher die ſpaniſche und engliſche Wolle ihre beſondre Fette, daß ſie beym Verarbeiten in Manufakturen keines Einſchmierens bedarf, wie man mit der deutſchen Wolle zeithero beym Kämmen in Zeug- und Tuchmachereyen thun müſſen.

Der Klee iſt und bleibt für jedes Viehe das nahrhafteſte und mäſtendſte Futter, er mag grün oder dürr verfüttert werden, ſomit ſchlägt er vor andern den Schaafen eben ſo gut zu, ja um ſo beſſer ſind die Schaafeweiden, wie mehr Klee darauf wächſt.

Sollte der Klee, welcher ohnehin niemal allein, ſondern mit Graſe vermiſcht zu verfütteren iſt, den Schaafen nicht ſo gut zuſchlagen, oder in Anbetracht der Nachzucht bey allzufett werdenden Schaafen verhinderlich ſeyn, ſo verfüttere man nur den Klee dem Maſtvieh, den Hammeln und ausgepracksten zur Nach-

zucht untauglichen Schaafen, dieſen iſt er allzeit unſchädlich, und beförderet die Maſtung.

3. Das den Schaafen in den heiſſen Sommertagen die Hize in den Ställen beſchwerlich fallen könnte, iſt nicht in Abrede zu ſtellen, ich ſagte deßhalben ſchon oben, man könnte in den heiſſeſten Sommernächten den Pferch auf die entferntere Aecker ſezen, ſomit iſt das ganze Beſchwerniß gehoben, wiewohl auch zu Hauſe im Stalle ſolche Verfügungen getroffen werden könnten, daß die Schaafe nicht zu enge ſtehen, und einander zu heiß machen. Wie übrigens heiſſe Nächte dem Schaafviehe für nachtheilig gehalten werden, wenn das Vieh zu Hauſe ſtehet, ſo giebt es auch Nächte, welche für ſchädliche angeſehen werden, wenn das Vieh auf dem Felde unter dem freyen Himmel übernachtet; denn zur Nachtzeit fallende kalte Regen, mit Ungewittern herabſtürzende Schloſſen, ſchädliche giftige Mehlthaue ꝛc. nüzen dem Schaafvieh ſo wenig als anderen Viehe, dawider ſtehet es hingegen im Stalle ſicher und geſchüzt.

Wenn einigen beykommen ſollte, als brauchten ſie nach dieſer Einrichtung mehr Dienſtbothen, ſo dient zur Antwort, daß bey vermehrten und größeren Vortheilen nicht beſchwerlich fallen könne, einige Dienſtbothen mehr als ſonſt zu halten. Allein dieſe Sorge ſcheint auch ganz weg zu fallen; denn im Falle, daß die Schaafe zu Hauſe gehalten, und öfter gefüttert werden müſſen, bleiben auch die Knechte zu Hauſe, und können die Schaafe ſo gut im Sommer verſorgen, wie ſie dieſelbe im Winter zu verſorgen gepflogen. Vielmehr werden ſolche Knechte, die auf den Feldern bey den Schaafheerden müſſig ſtehen, und dabey

bey zu manchen Ausſchweifungen Anlaß nehmen, anſtändig beſchäftiget, und können, wenn einige Stunden übrig ſind, auch an andre Hausnothwendigkeiten Hand anlegen. z. B. im Dreſchen außer der Lammzeit helfen, und ihr Brod nüzlicher genießen.

Ein ſtarkes Hinderniß in ſolchen Einrichtungen möge ſeyn, wenn Unterthanen im Wege ſtünden, und ſich in keinem von obgedachten Stücken den Schäfereyen einen Beytrag zu machen, beredet werden könnten. In ſolchem Falle wäre gerathen, daß man die ganze Schäferey den Unterthanen ſelbſt übergebe, und überlaſſe, dieſelbe um die Hälfte zu beſorgen, oder ein gewiſſes Pachtgeld der Herrſchaft, oder dem Eigenthümer zu entrichten. Dabey würde die Zertheilung und Anpflanzung der Huthweiden ſtatt finden, und manche Herrſchaft würde weit mehr gewinnen; denn die halbe Schäferey wäre ein ſicherer Gewinn ohne allen Auslagen für Schäfer. ꝛc.

§. VI. Von den Schaafweiden, wo und wie Schaafe zu weiden.

Auf naſſe, ſumpfige, moraſtige Wieſen, und Wäſſer ſind niemal Schaafe zu treiben, wenn man ſie von Krankheiten, Seuchen, und Tode entfernet halten will; den Teiche, Brüche oder Sümpfe mit rothen Moder, das verſäuerte warme Pfütſchenwaſſer ziehen ihnen den gewiſſen Tod zu.

Auf trockenen Wieſen und Rangen können ſie im Frühling das zarte junge Gras, jedoch wenn es ſchon etwas empor gewachſen ohne Schaden abweiden, wenn keine Thaue oder Reife gefallen, iſt ihnen ſolches Gras geſund: im Gegentheil erkalten ſie

den Magen, bekommen den Huſten, und ein Keuchen, wo ihnen nichts gedeyet, vielmehr ſezt ſich von ſolcher Näſſe innen eine ſchädliche Fäulung an.

Hierinn fehlen jene Schäfer Himmel weit, welche im März und April ihre Schaafe auf feuchte, auch gewäſſerte Wieſen, wo das Gras kaum ausgeſchlagen hat, treiben, ſie meinen es gut zu ihren, und der Schaafe Verderben; denn die Schaafe freſſen das ausſchlagende noch nicht erwachſene Gras zu begierig ein, ſie werden davon vollblütig, und manches Schaaf fällt dahin, muß in ſeinem Blut erſticken. Weit beſſer wird man handeln, wenn man ihnen zu Hauſe ein Strohfutter vorlegt, als den Weidgange auf ſolche Pläze geſtattet.

Wenigſtens lege man alle Morgen vor dem Austreiben etwas Heu vor, damit ſie nicht ganz nüchtern ausgetrieben, heißhungerig auf alle naſſe Gräſer ausfallen, und gleich erkranken: eben ſo gebe man ihnen zur Abendzeit ein trockenes Futter von Strohe oder Heu, ſo wächſt ihnen die Wolle ſchöner.

Jeder Schäfer muß vorſichtig allzeit einigen Vorrath an Heu aufbehalten, damit, wenn im April naſſe ſchlimme Witterung einfällt, und bey der Wollſchure naſſe Tage ſind, den Schaafen ein gutes trockenes Futter gereichet werden könne. Dieſes wird gar nicht ſchwer fallen, wenn an den abgetheilten Huthweiden den Schäfereyen mehr Wieſen und Aecker zufallen.

Wenn linde Winde ſtreichen, iſt das Gras rein und trocken, dann können die Schaafe frühzeitig ausgetrieben werden, ſonderbar wenn die Weiden entfernet ſind. An den Tagen, wo Reif und Thau gefal-

len,

len, kann das Schaafvieh zuerſt in Gebüſche, nachmals wenn alle Näſſe vom Thau und Nebeln bey hellſcheinender Sonne verſchwunden, gehen ſie auf trockene Pläze, ihre Weide zu ſuchen. Hat man keine dergleichen Gebüſche oder Waldungen, ſo ſtehet das Vieh beſſer und ſicherer hungerig zu Hauſe, als daß es auf naſſe Weiden gehe: die Gräſer, wo ſie freſſen, müſſen allzeit trocken ſeyn.

Wie man es frühe thut, ſo iſt es auch abends zu halten, nämlich ehe das Gras vom Thau befeuchtet worden, ſind die Schaafe wieder einzutreiben. Bey Winden und ſtreichenden Luft kann man länger anhalten, bey ſchnellfallenden Abendthau muß man die Schaafe ernſtlicher und ſchneller eintreiben, ohne ſie freſſen zu laſſen; denn weil ſie gemeiniglich gegen den Abend Durſt bekommen, ſo freſſen ſie das vom Abendthau befeuchtete Gras begierigſt ein.

Im Sommer iſt es mit dem Aus- und Eintreiben eben ſo wie im Frühling zu halten, nur mit dem Unterſchiede, daß man ſie von den niedern Gründen und Lagen mit fetten Gräſern fern halte. Wo noch Brache, gehen die Schaafe auf dieſe Felder, darauf folgen die mit guten Gräſern beſezte Winterſtoppeln, worauf das Rindvieh ſchon geweidet worden, wenn man noch die alte Gewohnheit der Viehweiden beybehält, und von deſſen Schaden nicht genug überzeuget worden.

Im Herbſt hat es eine gleiche Beſchaffenheit mit dem Triebe der Zuchtſchaafe, wie im Frühling in Betreff der Nebel, Thau oder Reifen: kommen nun ſchnelle Fröſte, ſo können die Saafe den aufgewach-

ſenen grünen Korn = und Waizenſaamen abfreſſen, dieſer ſchlägt ihnen wohl an, ſie heilen ſich damit aus: jene, welche nicht davon freſſen, ſondern ſich niederlegen, zeigen an, daß ſie ſchon eine Lunge = oder Leberfäulung haben, ſind dahero bald wegzuſchaffen.

Auch zur Herbſtzeit oder im Winter iſt ein Wechſel zu machen, damit die Schaafe nicht allzeit grüne Fütterung an Gräſern oder Sämen erhalten, man gebe ihnen frühe, ſonderbar wenn die Huthweiden sehr entfernet, ein trockenes Futter, und wenn Reife, laſſe man ſie zuerſt in Gebüſche, hernach in Saamenfelder gehen; ſobald ſie ſaat ſind, und wieder ein Reif drohet, kehren ſie in die Gebüſche zurück.

Wenn im Winter die Felder gefroren, und ohne Schnee ſind, ſo können die Schaafeheerden an heiteren Tagen frühe bald aus, und abends ſpät eingetrieben werden, ſo wird das Schaafeviehe mit ſchöner Wolle herwachſen, und an Kräften zuſezen, beſonders ſtarke Knochen bekommen.

Schon obenberührter maſſen laßt man jedes Viehe in Bayern frey, auf den umzäunten Saamenäckern bey naſſen und trockenen Witterungen herumlaufen; ohne ſich eines Schadens am Viehe oder Saamenäckern zu förchten; bey trockenen Wetter geht es an, aber bey naſſen iſt es ein Mißbrauch, und kann nichts ohne groſſen Schaden ablaufen. Wo hohe Sämen ſtehen, wird nicht nur gerathen, ſondern es iſt nothwendig, daß man die Korn = und Waizenſämen, wenn ſie nicht vor Winters für das Viehe abgegraſet worden, durch Schaafe abweiden laſſe, denn der hohe Saamen ſtehet entweder für ſich ſelbſt ab, und verdirbt, oder er wird durch brennende ſcharfe Winde weggefreſſen, oder er

fault, und roſtet bey ſtehenden Schneewäſſern aus, man gönne ihn alſo den Schaafen bis zum Anfang des März, oder beſſer bis zur Zeit, wo ſich die Saamenblättlein bey linden Wetter erheben, und die Herze treiben; dann läſſe man die Schaafe weg, ſonſt beiſſen ſie die Kronen ab, und können um diese Zeit groſſen Schaden bringen, worauf man auch in Bayern geringe Sorge trägt. Bey trockenen Winter iſt freylich dieſe Huth, ſonderbar wo keine Schnee ſind, für Schäfereyen ein groſſer Vortheil; bey Reifen, Schnee und Glatteiſe ſtehen die Schaafe allzeit am ſicherſten im Stalle.

Vorſichtige Schäfer fliehen zu allen Zeiten die Wäſen mit weichen Gräſern auch noch im Brachmonat ſelbſt, ſie getrauen ſich ſogar nicht gleich nach der Erndte auf die fette Grasſtoppeln, nur das Maſtviehe treiben ſie dahin, und förchten ihren Schaafen eine Krankheit durch fettes Futter zuzuziehen; was mag wohl hievon die Urſach ſeyn? Außer Zweifel keine andere, als weil die allzeit an magere Weiden gewohnte Schaafe die junge oder fette Gräſer allzu begierig einfreſſen, und den Tod daran freſſen könnten; wären aber die Schäfer im Stande, den Schaafen allzeit fette und gute Gräſer aber in gewiſſen Maaße, nämlich nicht zu viel auf einmal, und vermiſcht zu geben, ſo würde es ſchon ohne Schaden ablaufen. Die Schäfer treiben gefliſſen das Maſtviehe allein in die Winterſtoppeln, weil es bey fetten Gräſern ſeine gehörige Fette erhält.

Die entferneteſte Weiden ſind allzeit für die geſunde und ſtärkeſte Schaafeheerden zu wiedmen, welche nämlich zum weiteſten gehen können; dergleichen ſind die Zeit- oder Maſthamel, die leztere gehen nachmals zur Herbſtzeit auf die fettere Weiden in der Nähe.

Den Lamme- und Mutterſchaafen muß man die beſte, geſündeſte, und nahe gelegene Weiden beſtimmen, forderſamſt wenn ſie ſchwer tragen, oder ſchon Lämmer haben, damit die Lämmer ſtark werden, und zu guten Kräften von kräftiger Milch kommen.

Die Jährlinge ſollen nicht merklich weiter als die Mutterſchaafe gehen; denn dieſe noch junge und zarte Thierlein würden ſich in der Ferne ſtark abmatten, und im Wachsthum zurück bleiben. Schwachen gehören ohnehin die nächſte Weiden. Einige Schäfer thun ſolche zu den Mutterſchaafen; kann es aber ſeyn, ſo wird ihnen beſſer zuſchlagen, wenn ſie eine beſondere Weide haben; denn von Mutterſchaafen werden ſie ſehr gedruckt.

Den zarten erſt abgewöhnten Lämmern ſtehet die nächſte Weide zu, damit ſie ſchön aufwachſen, und ſtark werden, die Winterkälte auszuhalten. Für dieſe ſollte man eine beſondere Weide zurichten mit Schafgraſe, Täſchelkraut, Steinklee ꝛc. beſäen, wie Gleditſch in ſeiner vermiſchten Abhandlung I. B. S. 259. und III. B. S. 312. angiebt, und anrathet.

Wie ſchon oben gedacht worden, bleiben die Berge, Anhöhen, und alle trockene Pläze allzeit die ſicherſte Weiden für Schaafe, und blos bey trockener Witterung kann eine Abwechslung mit Feldern, Thälern und Gebüſchen ſtatt haben; die letzte ſind ein Zufluchtsort wider rauhe Winde, kalte Regen, und Sonnenhize. Auf Rangen, Anhöhen, wo ſüßes Futter, und das kürzere Gras wächſt, ſind die weidende Schaafe allzeit munter und friſch; ſie bringen eine milde doch kernhafte, den Tuchmachern angenehme Wolle. Schaafe welche beſtändig in den Gebüſchen weiden, tragen

ſchon

ſchon eine rauhere und ſchlechtere Wolle. Verräth nun die Wolle ſelbſt die Weiden von den Schaafen, ſo kann man bey verbeſſerten Weiden allzeit eine feinere Wolle hoffen, welche ſchon die Mühe lohnet.

§. VII. Von den ſchädlichen Huthweiden und Schaafetränken.

Erfahrne Schäfer und Knechte müſſen ihre Weiden genau kennen, ſowohl in der Lage, Beſchaffenheit, als Grasarten; alle Gräſer auf jeden Plaz ſollten ihnen wohl bekannt ſeyn. Sie müſſen wiſſen, in welchen Gegenden das Waſſer von gefallenen Regen abfließt, oder ſtehen bleibt, wo lettig⸗Thon⸗oder leimig⸗und feſter Boden iſt, wo harte ſandige und kieſige Gründe, wo ſtaubiges, kalch⸗oder mergelartiges Erdreich iſt, damit man ſich im Austreiben nach dem Wetter richten, und Schaden, wie Gefahren auszuweichen, an anſtändige taugliche Pläze treibe.

Dergleichen Pläze müſſen die Schäfer ihren Knechten andeuten, und die Anweiſung dazu geben, auch ſelbſt fleißig nachgehen, und auffſehen, ob die Knechte auf dem angemerkten Orte ihre Weiden halten; außer dem werden oft hundert, ja tauſend Schaafe zu Grunde gehen, welche alle, wenn ſie von den naſſen Weiden abgehalten worden wären, unbeſchädigt leben könnten. Man giebt in ſolchen Vorfällen Milthau und Giftregen an, welche ohne Schuld, und nur zur Ausflucht dienen. Die Stallefütterung iſt freylich in ſolchen Zeiten das ſicherſte Rettungs⸗oder Verwahrungs⸗Mittel, wobey man außer allen Gefahren iſt. Hat man bey dieſer nur Bühle und Berge mit reinen Quellen⸗

wäſſern, nicht aber überſchwemmte Gräſer, und böſes verſäuertes Lackenwaſſer, ſo iſt allem Uebel geſteuert.

Nicht ſelten treiben unvorſichtige Schäfer das Schaafviehe mit Fleiße auf tiefe feuchte Weiden, wo wäſſeriges groß gewachſenes Gras, damit ſich ihre Schaafe bald ſatt freſſen, und dabey zur Maſtung anſezen ſollen.

Eben ſo will oft auf gemeinſchaftlichen Weiden ein Schäfer dem andern vorkommen, und das Graſe am folgenden Morgen ohne Rückſicht, ob es naß oder trocken, abweiden. Dergleichen Weiden aber koſten manches Stück Schaafe von den Heerden, und wer hat die Schuld? ein ſträflicher Reiz eines Schäfers gegen den andern fühlt die Folgen, und oft muß die Herrſchaft den Schaden tragen. Andere Anſtalten heben das Uebel.

Auch im Herbſt und Wintersanfang erfährt mancher, was groſſen Schaden naſſe Weiden auf tiefen feuchten Wieſen verurſachen können; dort finden ſie unreines, überſchwemmt- oder verſäuertes Gras, worüber die Lackenwäſſer lang geſtanden; ſogar tief liegende erſt um Weihnachten behütete Wieſen, wo vieles groſſes Gras geſtanden, brachten vielen hundert Schaafen den Tod, welcher im nächſten Frühling erfolget iſt.

Taunenwälder hat man eben ſo, wie jede feuchte Weide zu meiden; die hungerige Schaafe fallen die Taunennadeln währenden Fröſten und Schneen an, weil ſie aber zu fett und harzig, ſo werden die Schaafe von der Staupe befallen, und hingeriſſen. Die Heidekrautſtauden ſind ihnen noch ehender zuzulaſſen.

Viele wollen, das Viehe müſſe Bewegung halber auch bey groſſen Schneen ausgetrieben werden, damit ſich das Futter nicht verlege; ein kurzer Austrieb in der Nähe kann nicht ſchaden; in der Ferne würden nur die Schaafe ohne Urſache abgemattet.

Die Schaafe bey Glatteis austreiben, iſt gar unnüz und gefährlich, das Viehe kann nicht zu den Sämen, und kann Beine brechen, oder beym Einfreſſen des Eiſes den Magen erkalten, wobey ſich ein Huſten einſteckt, der die Verlezung der Lunge, oder des Milzes nach ſich ziehet, oder bey Mutterſchaafen das Verwerfen der Lämer verurſacht. Auch bey ſcharfen biſſigen Winden, wie bey kalten Regen, ſtehet das Viehe weit räthlicher zu Hauſe; denn die bißige Winde greifen das Mark in den Gebeinen, die Füße, das Hirn im Kopfe an, und machen die Ohren erfrieren.

Zum Trank fodern die Schaafe ein reines gutes Quellewaſſer, oder rein gehaltene Bäche. Aus unreinen, ſtinkend- und ſtehenden Wäſſern von verſchiedenen Farben ſaufen die Schaafe die Lungenſucht oder Egeln ein, ſie ſind alſo wie Gift zu fliehen. Die Thon- und Leimenfelder, wie jeder fetter Boden, halten die Wäſſer zu lang an, laſſen ſie nicht durchſeihen, ſie verſäuern, gähren bey heißer Sonnenhize, und nachdem die feine gute Theile verflogen, ſo wird das übrige den Schaafen ein Gift. Sogar das an ſolchen Pläzen ſchnell aufwachſende geile Filzgras, ſo eben grün und und unten weisgelb oder Wegefärbig iſt, wie ein Pelz ineinander wächſt, bringt den Schaafen den Tod. Alle, welche von obigen Wäſſern ſaufen, oder von dieſen Gräſern freſſen, werden bald hinfallen; das Glück dabey iſt, daß, weil die Heerden verbreitet werden, ſie

nicht alle an dergleichen Pläze kommen, ſonſt giengen ganze Heerden zu Grunde.

Die unreine feuchte Welden und verſäuerte Lackenwäſſer, welche die hungerige und durſtige Schaafe anfallen, ſind leider! die erſte Urſache, warum auch anſehnliche Schäfereyen oft ſo weniges Viehe überwintern, und im Frühling lebendig auf die Felder bringen können.

Geſchickte Schäfer und Knechte machen, daß ſie mit ihren Heerden zur Zeit, wo das Viehe Durſt leidet, nahe an Quellen und Bächen weiden, ſo ſind ſie und ihre Schaafe keinen ſo groſſen Gefahren ausgeſezt, ſie wachen auch ſorgfältig, jedes Schaaf von dergleichen Lacken abzuhalten, nur träge unnüze Knechte ſchauen müßig zu.

Nicht ſelten plagen unvernünftige Schäfer ihr Viehe mit einem empfindlichen Durſt in der Abſicht, das Viehe ſoll von innen recht austrocknen. Allein dieſe iſt eine ſchädliche Einbildung, man führe nur das Viehe an reine Quellen, die ſchaden niemal, ſonſt fällt das Vieſchmachtend hin, oder ſucht die Lackenwäſſer um ſo begieriger auf, ſauft auf einmal zu viel, und findet nothwendig ſeinen Tod. Hingegen bey mäßigen Trinken an reinen Quellen werden viele tauſend Stücke erquickt, friſch und munter erhalten. Die Schaafe haben im Trinken viele Mäßigkeit, und ſaufen außer groſſen Durſt ſelten viel, man verhalte das Saufen nicht. Einem ſolchen Schäfer ſollte man ein paar Tage kein Getränk zulaſſen, und man würde Wunder ſehen, wie er jedes ihm vorgeſezte Lackenwaſſer begierig eintrinke. Eben ſo ergeht es dem durſtigen Viehe; eine Heerde, welche nicht täglich ihr reines Quellenwaſſer bey tro-

ckenen fetten Boden hat, wird unmöglich lang beſte-
hen; das Viehe von innen auszutrocknen, gebe man
wechſelweis trockenes Futter.

§. VIII. Vom Heu und Grumet für Schaafe.

Ein guter Vorrath an Heu und Grumet iſt für Schäfereyen das erſte nothwendige; dieſes Futter muß trocken eingeführt, unter einem trockenen Dache liegen wohin weder Schnee, noch Regen, noch eine andere Feuchte eindringen kann, oder Dünſte vom Stalle ꝛc. ſteigen. Das Futter muß ganz rein, und niemal von überſchwemmten Gründen, niemal ſtaubig vom Straſſen- oder Scheuernſtaube ſeyn, noch an einem Orte liegen, wo es verdumpfen, oder ſchimeln könne, wenn man ſich nicht der Gefahre ausſezen will, durch Krankheiten und Seuchen die ganze Heerde zu verlieren. Wer dahero fremdes Futter für Schaafe zu kaufen genöthiget iſt, ſehe ſich wohl vor, ob das Futter nicht unrein, von überſchwemmten Wieſen, oder müchend ſeye. Das Heu für Schäfereyen ſoll man allzeit ſelbſt erziehen, und für Schaafe das beſſere Heu von trockenen, etwas erhoben liegenden Wieſen wiedmen; dieſe Wieſen bringen zwar weniger Heu, es iſt aber weit kräftiger, fetter und reiner, auch anhaltender, als jenes von feuchten oder gewäſſerten Wieſen, es macht ein kernigeres und ſchmackhafteres, allen andern vorzuziehendes Fleiſch. Ehe man Heu kauft, ſoll man lieber dem Rindviehe etwas Schrott zuſezen, damit die Schaafe ein ſicheres reines Futter haben. Vor allen hat man zu ſorgen, daß den Schaafen kein Heu oder Grumet vorgelegt werde, welches unter Eichbäumen gemacht worden, denn wenn

Schaafemütter damit gefüttert werden, ſo verwerfen ſie, und gehen die Lämmer zu Grunde; die Urſache iſt, weil ſich auf die Eichbäume alle Unzifer, Käfer, und giftige Inſekten flüchten, oder vom Luſt getrieben an dem Laube hängen bleiben, bey kalten Nächten oder Reifen erfrieren, herab fallen, und das Gras vergiften, dahero man alle Eichbäume aus Wieſen verbannen ſollte.

Das gute an ſüßen Graslanden, auf Rangen, oder Döbeln eingeerndtete Grumet iſt vor allen für die Schaafemütter aufzubehalten, damit man ſolches den Schaafemüttern zur Säugezeit vorlege, wobey auch die Lämmer das Freſſen lernen.

Wer einen Kleebau für Schaafe hat, trachte ihn größten Theils zu Heu zu richten, und den Schaafemüttern vor der Lammezeit, wie in dieſer zu geben, ſo wird ihnen die Milch vermehrt, und die Lämmer lernen bald freſſen, werden ſtark, und bekommen durch ſchnelles Wachsthum einen ſolchen Vorſchub, daß ſie ſich von allen andern Schaafen an der Größe, und ſchöner Wolle auszeichnen.

In Anbetracht des guten Heu und Grumets hat man auch genau darauf zu ſehen, ob es nicht an ſolchen Orten gemacht worden, wo ſtehende, ſtinkende Sumpf- und Lackenwäſſer, rothe und blaue Moderwäſſer ſind, oder wo viele giftige Gräſer und Kräuter wachſen, nämlich der Hederich oder wilde Senf, der Schierling oder ſogenannte Wütherich, die kleine und groſſe Wolfs- oder Teufelsmilch ꝛc. oder wo der Eibenbaum in Wäldern ſtehet —— Nicht allein iſt an ſolchen Pläzen kein Heu zu machen, ſondern es iſt gar kein Schaafevieh jemal dahin zu treiben; ſorfältige

Schä-

Schäfer haben darauf ein genaues Augenmerk zu richten.

Schaafe freſſen zwar von Natur aus keine giftige Gräſer ein, jedoch weil die Giftgräſer zart, oder mit dem Heu ſtark vermiſcht, ſo iſt natürlich, daß ihnen ſolche mit andern guten Gräſern ins Maul kommen, ſind ſie nun ſehr hungerig, ſo ſuchen ſie die Gräſer nicht aus, ſondern freſſen gute und böſe ein; außer dem ſuchen ſie ſelbe freylich aus, verwerfen aber oft das halbe Futter: wobey man groſſen Schaden hat. Ich weiß, daß ſich manche Herrſchaft über Schäfer und ihre Knechte ereiferte, und über den allzu groſſen Aufgang klagten, und da ſie geſehen, daß die Schaafe viel Futter verworfen, und mit Füßen getretten, glaubten ſie, die Schaafe ſeyen überflüßig gefüttert worden, gaben alſo den Schäfern ſtrenge Verweiſe; ich ware ſelbſt in ſolchen Fällen zugegen, mußte aber dem Schäfer beypflichten, und überzeugte die Herrſchaft mit vorgezeigten Giftkräutern, dem Schierling und Krottenkraut, daß der Schäfer keine Schuld habe, ſondern das Viehe verwerfe dieſe ihm ſchädliche Kräuter — — — Man rotte demnach dieſe aus, ſo hat man ein reines Futter, und erſpart nachmals alles, was ſonſt die Schaafe verſtreuet haben.

Für ein Schaafe ſollte man im Jahre wenigſtens einen Zentner Heu und Grumet mit 20 bis 24 Bündken Futterſtrohe anrechnen, ohne dem Strohe zum Einſtreuen.

Wer zur Streue 60 Strohebünde wiedmen kann, erhält alles am Dung wieder.

Für 100 Schaafe ſind 6 bis 7 Fuhren Heu und Grumet, die Fuhre zu 10 Centner gerechnet blos zur

Nothdurft, dabey darf man ſchon mehr Strohe, Klee, und Möhrrüben, ſonſt gelbe Rüben, geſtoſſen verfüttern, auch Waldlaub vorlegen. Ein Centner iſt für ein Stück niemal zu viel; denn rechne man auch nur Heu und Grumet auf die vier Wintermonate, ſo kommt auf ein Stück des Tags kein Pfund Heu und Grumet, wovon unten bey der Futterart mehreres.

V. Abhandlung.

Von der Wolle und ſpaniſchen Schaafezucht auch von den Eigenſchaften des Schäfers und von Ställen.

Nach mit guten Futtergräſern, verbeſſerten Wieſen und Weiden gelegten Grunde, gehen wir zur Schaafezucht ſelbſt, oder vielmehr zu ihren Eigenſchaften und Erforderniſſen, womit ein ſondrer Fleiß der Schäfer zu verbinden. Die ſpaniſche oder engliſche Schaafezucht iſt dermalen ein Gegenſtand, welcher nicht allein die Niederländer, ſondern auch die Sachſen, vor allen aber die würdigſte Mitglieder der hohen ökonomiſchen Geſellſchaften und Herrſchaften in Oeſterreich beſchäftiget, und täglich einen größeren Fortgang gewinnt, auch ferner gewinnen muß, wenn man nach ſchon gut gelegten Grunde auch die Verbeſſerung der Futterkräuter, und Schaafeweiden zum Beymittel nimmt; denn die gute Art und gute Weidens, bringen dieſe Schaa-

fezucht zu ihrer Vollkommenheit, außer beyden iſt nie-mal etwas beſtändiges zu hoffen. Diesfalls das Meinige kräftigſt beyzutragen, ſoll die gegenwärtige Abhandlung dienen.

§ I. Von Verſchiedenheit der Wolle an Schaafen.

Wie ich ſchon oben berührt, und angemerket, erhalten die Schaafe eine verſchiedene Wolle auf verſchiedenen Weiden. Die Heerden, welche in verſchiedenen Gegenden eines Landes weiden, bringen nach der Lage und Beſchaffenheit der Futtergräſer allzeit eine andere Wolle; einige zeichnen ſich vor andern in feinerer Wolle aus, gehen wir in Wildniſſe, wo die Schaafe in Wäldern und Gebüſchen weiden, ſo finden wir eine ganz rauhe, grobe, und ſchlechte Wolle; gehen wir auf ebene jedoch trockene Gegenden der ebenen Landſtrichen, ſo erblicken wir ſchon eine beſſere, und nicht mehr ſo rauh und grobe Wolle, Verfügen wir uns an Orte, wo allenthalben Bühle und Berge, Anhöhen und Rangen den Schaafen ihre Weiden geben, ſo wird man ſchon einen groſſen Unterſchied und eine merklich feinere Wolle wahrnehmen; ſind über das vorzügliche Futterkräuter, und würzhafte Gräſer an dieſen Bühlen rc., ſo hat man nicht nur das ſchmackhafteſte Fleiſch, ſondern auch die feineſte Wolle. Kenner und Erfahrne werden dieſen Unterſchied in jedem Lande vom Deutſchlande beobachten, wenn ſie achtſam darauf ſeyn wollen, nur wäre zu wünſchen, daß man zugleich, wo man ſchöne groſſe Schaafe mit feiner Wolle erblickt, die alldort wachſende Gräſer beobachte, und ſolche gefliſſen zu verpflanzen ſuche, wie ich ſchon oben angemerket habe, hernach könnten ſie ſich um Stähre von ſol-

chen

chen Heerden umthun, und damit ihre eigene Schaaſezuchten in einen verbeſſerten Stande ſezen.

Von der Art der Schaafe und von ihren Weiden kömmt, daß einige Schaafe eine rauhe grobe Wolle gleich den Butterhunden tragen, ſie iſt aber blos zu groben Tüchern oder Strümpfen tauglich, folglich in ſchlechten Werth.

Das Schmiervieh wird alle Jahr zweymal geſchorren, es hat aus allen die ſchlechteſte, gröbſte, und kürzeſte Wolle, dahero zu verwundern, das viele, welche ſich rühmen, gute Land= und Hauswirthe zu machen, daß unreine Schmiervieh dem reinen einſchürigen vorziehen wollen; ſie ſcheinen noch nicht eingeſehen zu haben, daß die Wolle von einſchürigen reinen Schaafen auf einmal ſo viel austrage, als man von den zweyſchürigen auf zweymal erhält, vielleicht iſt ihnen auch unbewußt, daß die reine Wolle von den einſchürigen Schaafen feiner und länger ſeye.

Gewiſſe Schäfer lieben, und loben nur die Arten von grober Wolle, weil ſie ſchwer ins Gewicht fällt, ſie ſchauen dahero auf keine Feinheit, worauf Käufer, und Tuchmacher zu ſchauen haben, ſie muſtern deswegen gewiſſe Schafegattungen aus, und wollen ſie nicht bey den Heerden zur Nachzucht dulden, oder ſonſt gehen laſſen.

Dergleichen ſind jene, ſo eine feine gekräuſelte Wolle tragen, und nach der Schäfer Mundart Seidenſpinner heißen, ihre Wolle fällt leichter ins Gewicht, und die Schaafe ſind minder dauerhaft, alle Witterungen, Kälte und Regen mit Winden auszuhalten, weil ſie dünnhaarig, ſind ſie zu jeder Witterung empfindlicher.

licher. Herrſchaften ſollten aber die Ausmuſterung ſolcher Schaafe nicht geſtatten, ſondern vielmehr ganze Heerden davon aufſtellen laſſen, die man nach obenangezogener Art bey rauheren Witterungen zu Hauſe halten könnte; denn da dieſe feinere Wolle zu feineren Zeugen und Tüchern anwendbar iſt, ſo wird ſicher um ſo viel mehr dafür bezahlt, ſomit wirft ſich das Geld, ſo im Gewichte ausbleibt, in der Feinigkeit heraus.

Eine Art von Schaafen trägt zwar lange, aber dünnhaarige Wolle, welche den Ziegenhaaren ähnlich iſt: dieſe Wolle iſt die ſchlechteſte, nur zu ſchlechten Tüchern tauglich. Wollte man eine Verbeſſerung damit vornehmen, ſo müßten gute Stähre mit feiner Wolle aus andern Gegenden öfter beygebracht, und zu Mutterſchaafen geſellet werden: durch dieſen Wechſel mit Stöhren wäre am ſicherſten zu helfen; ohne dieſen aber ſind dergleichen Arten ganz auszumuſtern.

Die im Deutſchlande vor andern geſchätzte Art von Schaafen iſt jene, welche die ſogenannte derbe Wolle trägt, wenn man nämlich die Wolle ſo dick und derb gedrungen an den Schaafen liegen ſiehet, daß man beym Angreifen kaum durch die Wolle eindringen kann, wenn ſich das Vieh wendet, oder recht dick angefreſſen hat, ſo ſchließt ſich die Wolle ſchön, und hat keine beſonders auslaufenden Haare. Dieſe Wolle giebt im Gewichte aus, und iſt den Tuchmachern angenehm. Das Vieh ſelbſt iſt ſehr dauerhaft; denn es können weder Winde noch Regen durch die dicke pelzartige Wolle zur Haut eindringen.

Die ſchwarze, braune, ſcheckige Schaafe haben zwar auch eine derbe Wolle, ſie wird aber nicht ſo hoch geachtet, weil man ſie ausleſen, und beſonders

verarbeiten muß: ſie nimmt über das keine andre Farbe an; taugt alſo nicht wohl für Zeug- und Tuchmacher.

Die Strümpfeſtricker nehmen die bunte Wolle gern an, und wiſſen ſie zu verarbeiten. Man hat beobachtet, daß dieſe von gefleckten Stähren kömmt, wenn nämlich die Stähre am Kopf, Halſe, oder Füſſen ſchwarze Flecken haben. An den Stähren iſt in der Nachzucht das mehreſte gelegen, weshalben zu Stähren ſolche Lämmer auszuſuchen ſind, welche von weiſſer Farbe, und mit derber Wolle behangen ſind. Die weiße Farbe iſt und bleibt in der Schaafzucht die edelſte, weil ſie alle Farben annimmt, dahero zu allen brauchbar iſt.

Die Lämmer haben bekannter Maſſen eine vorzüglich feine, und geringelte kernhafte Wolle, welche den Tuch- und Zeugmachern die angenehmſte iſt.

Uebrigens haben die Hammel oder das Maſtvieh eine beſſere und feinere Wolle: woher? freylich weil ſie auf beſſere Weiden gehen, und fetteres Futter geben. Wird man die Weiden und Fütterungen verbeſſern, ſo hat man überhaupt eine verbeſſerte, feinere Wolle zu hoffen.

Auch jedes Stück von Schaafen, oder Hammeln hat dreyerley Wolle am Leibe, nämlich die grobe und ſchlechtere auf dem Rücken, am Halſe und Kopfe, die beſſere auf den beyden Seiten, die feineſte aber unten am Herze und Bauche, welche von Kennern allzeit geſöndert, und zu feineren Arbeiten ausgeſucht wird.

§. II.

§. II. Von der verbeſſerten, beſonders von der ſpaniſch = und englischen Schaafzucht, und ihrer Wolle.

Man hat die verſchiedneſte Arten von Schaafen in verſchiedenen Welttheilen, in einem ſind ſie merklich grösser, in andern geringer. Die afrikaniſchen haben vor andern lange, und wollenreiche Schwänze, die aſiatiſche ſind von ungewöhnlicher Grösse, haben aber keine gar feine Wolle. Die ſpaniſche Schaafe ſind an fetter und feiner Wolle allen vorgezogen, hernach folgen die engliſche, welche grösser als die ſpaniſche ſind.

Die ſpaniſche Wolle iſt die angenehmſte, und zu feineſten Tüchern und Zeugen die bequemeſte, ſie wird in verſchiedene Länder und Reiche verführt und verarbeitet; man bringt ſie in Engelland, in die Niederlande, in Frankreich und andre Orte, woher die feineſte Tücher erhalten werden; denn ohne die ſpaniſche Wolle kann kein feines Tuch zu Stande kommen.

Die Spanier brachten ihre Schaafe auch nach Amerika, richteten die Nachzucht ein, und bringen dorther die Wolle wieder in Spanien, verarbeiten ſie, und bringen die Zeuge oder Tücher zurück, und verkaufen ſie um ein außerordentlich groſſes Stück Geld.

An verſchiedenen Orten Deutſchlandes, wie in den Niederlanden, machte man die Verſuche, ob nicht mit engliſchen oder ſpaniſchen Nachzuchten die Schaafe und ihre Wolle zu verbeſſern ſeye, man hatte in Sachſen die gewünſchteſte Folgen davon, und fande, daß die Wolle ungemein verbeſſert worden, ſie wurde feiner

ner und gewichtiger, dahero noch so theuer, als andre Wolle von Tuchmachern bezahlt.

In Oeſterreich wurden vor allen übrigen die beſſere Anſtalten zur ſpaniſchen Schaafzucht getroffen: dieſe wurde als eines der wichtigſten Stücken, wie es ſolches iſt, in der Landwirthſchaft angeſehen, und die wahre hohe Schäzer und Kenner beeiferten ſich gleichſam um die Wette, dasjenige möglich zu machen, was vielen unmöglich geſchienen hatte.

Seine kaiſ. königl. Majeſtät die unſterbl. Fürſtin Maria Thereſia lieſſen den erſten Grund dazu legen, die Spaniſche ſchaafe und Stähre aus Spanien herbey bringen, ſolche an Liebhaber paarweis um 1 Souverain d'or abgeben, auch in den eigenen Schäfereyen aufſtellen, oder vielmehr den darüber beſtellten abgeben.

Seine glorwürdigſt regierende kaiſ. königl. Apoſt. Majeſtät Joſeph der II. würdigſte Erb- und Thronfolger, behalten dieſes Geſchäft annoch unter den wichtigſten Geſchäften bey, und laſſen alle Jahre eine gewiſſe Anzahl von Stähren, oder Widdern aus Spanien herbeyführen, dieſe Zucht fortzuſezen, nachdem man erkannt und eingeſehen, daß die Nachzucht von den Stähren allein abhange, und durch dieſe mit deutſchen Schaafen glücklich erziehlet werde.

Dieſe Nachzucht mit ſpaniſchen Stähren empor zu bringen, und täglich mehr zu erweitern, waren die erſte hohe Mitglieder der ökonomiſchen Geſellſchaften in Unter- und Oberöſterreich unermüdet, die hohe Präſidenten Sr. Excellence Hr. Hr. Grafen von Bergen und von Traun, Sr. Hochw. und Gnaden Herr Prälat vom Stift Gleink Bened. Ord. bey Stadt Steyer, Wolfgangnus mit Namen, zeichneten ſich nebſt

vie-

vielen andern aus, ſchaften ſich die ſpaniſche Ståhre um obgemeldtes Geld, lieſſen ſie unter ihre deutſche Schaafheerden bringen, und hatten das Glück in der zweyten Nachzucht Schaafe und junge Ståhre mit feineſter Wolle zu erhalten, und annoch fort zu ziehen.

Die Wolle dieſer Schaafe unterſcheidet ſich von jeder andern durch ihre Fette und Feine. Die Wolle liegt nicht nur pelzartig, ganz dick wie gediegen, derb und gedrungen wie bey deutſchen guten Schaafen an, ſondern ſie iſt im Angreifen ſo eng beyſamm, daß man mit den Fingern einer Hand niemal bis auf die Haut bringen kann, ſondern man muß zwey Hånde gebrauchen, die Wolle auseinander ziehen, und Plaz machen, dann kommt man erſt mit den Fingern auf die Haut: zum erſten Anblick ſiehet man auf der Haut ein gelbes Fette, ungefehr eines ſtarken Meſſerrückens dick überall gleich auf der Haut anliegen, über welche gleichſam eine ſchwarzgraue Einfaſſung durch die ganze Wolle gehet; reibt man die Finger ein, ſo fühlt man das Fette ſo lind wie Oel, und beym Herausziehen ſind auch die Finger ſo fett, als håtte man ſie aus dem Oele heraus gezogen. Sonſt verråth ſich ſchon die feine, nach Art der Låmmer gekrauſte Wolle zum erſten Anblick von außen; denn dieſe Schaafe und Ståhre ſind kugelrund, die Wolle hat keine Höhlungen, man ſiehet keine vorragende Haare, ſie ſind wie glatt, und deutſche Schaafe gegen dieſe ſehen aus, wie langhaarige Geiße oder Ziegen.

Dieſe Wolle iſt den Tuchmachern zu feineſten Tüchern und Zeugen ſo angenehm und dienlich, daß obgedachter Sr. Excel. Hr. Graf von Bergen verſichern, der Centner Wolle habe anfangs 35 Fl. ſchwe-

res Geld gekoſtet; izo werde ſie aber um 85 Fl. geſucht. Ein merkwürdiger Vortheil bey der ſpaniſchen Schaafzucht, welcher freylich verdient, daß man ſich nicht gereuen laſſe, zuweilen einen Souverain d'or, das iſt 12 Fl. für ein paar ſpaniſche Ståhre daran zu wagen, und der feinen Wolle dadurch habhaft zu werden: aus Holland, oder den ſpaniſchen Niederlanden wåren die ſpaniſche Ståhre leicht in Schwaben und Franken auf dem Rhein und Mayn zu bringen, wenn eine richtige Beſtellung gemacht würde.

Nicht allein hohe Herrſchaften, ſondern auch ganze Gemeinden, oder Schåfer ſollten hierinnfalls eine gemeinſchaftliche Sache machen, ſolche Widder oder Ståhre zu ihren Schaafheerden zu bringen, damit dieſe Vortheile im nåmlichen Lande allgemeiner und verbreiteter würden. Allein es fragt ſich, wie denn dieſe ſpaniſche Nachzucht am ſicherſten fortzuſezen ſeye.

§. III. Auf was Art die ſpaniſche Schaafzucht feſt zu ſezen.

Wie dieſe Zucht anzufangen, iſt zu Gnügen bekannt, wie ſie aber fortzuſezen, ohne daß ſie wieder ausarten, iſt eine Sache, welche vielen vieles zu ſchaffen gegeben.

Der große obengedachte Wirthſchafter im kleinen Stift Gleink, welcher ſich in jedem Fache um die Wirthſchaft beſtens verdient macht, gab ſich vor vielen andern alle erſinnliche Mühe, wurde auch diesfalls vom höchſten Monarchen ſelbſt unterſtüzt, ſeinen Endzweck hierinn auszuführen. Nach allen gemachten Verſuchen und Erfahrungen, hat ſich endlich das Geheimniß herausgeworfen, daß man dem Ausarten

der

der Schaafe und Wolle vorzubiegen, alle zwey Jahre unumgänglich mit den Stähren bey der nämlichen Heerde wechſeln, und fremde herbey bringen müſſe, denn in der dritten Nachzucht, wie in den folgenden, wird die Wolle wieder ſchlechter, und gehet zurück In der Sache deutlicher zu reden, wurde man nach genauen Beobachtungen gewahr, daß, ſobald junge Stähre von der nämlichen ſpaniſchen Nachzucht bey der Heerde erzogen, und zum Springen oder Belegen der Schaafe bey der nämlichen Heerde beybehalten worden, die Wolle umgeſchlagen, dahero von der nämlichen Vermiſchung, und gleichſam mit einer Blutsfreundſchaft verknüpfter Begattung die gute Wolle nicht mehr zu hoffen iſt, ſondern ſie muß durch friſch herbey gebrachte Stähre aufs neue erweckt, und durch dieſe zu ihrer erſten Güte zurück gerufen, oder vielmehr aufs neue verbeſſert und verfeinert werden, wie die genommene Erfahrungen deutlich zeigen.

Wer demnach Gelegenheit hat, ſpaniſche Stähre zu erhalten, ſeye einzig bedacht, alle zwey Jahre fremde, oder neue Stähre zu ſeinen Heerden zu thun, und die bisherige wegzuſchaffen, weil, ſobald ſie ihre Nachkommen belegen, oder die Schaafe von ihren erzeugten Nachkommen beſprungen werden, die Ausartung erfolgt, und die zuvor feine in eine geringere Wolle umſchlägt.

Es iſt eben nicht nothwendig, daß man alle zwey Jahre neue Stähre aus Spanien kommen laſſe, ſondern es iſt eben das, wenn man nur von der ſpaniſchen Art, oder Nachzucht fremde Stähre aus der Ferne oder in der Nähe herbey zu bringen, und unter

die Heerde zu laſſen ſucht; denn bey dieſem Wechſel beſtehet die feine Wolle eben ſo gut, und dieſes iſt, was einzig die ſpaniſche Schaafzucht erleichtern, und verbreiten muß.

Nachdem izo in Oeſterreich die ſpaniſche Nachzucht eingeführt, und ziemlich verbreitet worden, ſo kann die Vorſicht zwiſchen Herrſchaften, oder Schäfern getroffen, und verabredet, oder die Beſtellung gemacht werden, daß man alle zwey Jahre mit den Stähren wechsle, und damit eine Vertauſchung treffe, ſomit die Stähre von einer Heerde zur andern thue, ſo wird ohne alle Unköſten beyden Heerden geholfen, und die ſpaniſche Schaafzucht zu allen Zeiten feſtgeſezt ſeyn.

Dieſen Endzweck zu erreichen, haben gedachter Gn. Hr. Prälat ſogar den Bauern und Schäfern in ihren Gegenden die ſpaniſche Stähre geliehen, verkauft, oder ſonſt zukommen laſſen, damit dieſelbe mehr verbreitet, und der Nachzucht geſteuert würde; denn dieſer Herr ſchäzt ſich glücklich, wenn er auch andre in der Wirthſchaft beglückter ſehen kann, und eröfnet allen alle Geheimniſſe mit willigem Herze.

Benachbarte Länder können gar leicht von dieſer Nachzucht einen Gebrauch machen, wenn ſie ſich um dieſe in Oeſterreich nachgezogene Stähre bewerben, und dieſelbe herbey bringen laſſen; denn es iſt grundfalſch, daß man in Oeſterreich alles zurück, und allein behalte, oder nichts dergleichen aus dem Lande laſſe, wie Unwiſſende vorzugeben pflegen. Oeſterreich hat hierinn einen Ruhm vor allen übrigen Ländern, es theilet allen alles mit, was immer in ſeinem Schooße erzogen wird, gemäß jenem: omne bonum communicabile,

cabile, das iſt: man mus nichts Gutes zurück halten wenn man wieder was Gutes dagegen erwarten will.

Was ich übrigens der ſpaniſchen Nachzucht zugeſezt wünſche, ſind die oben angeführte Verbeſſerungen der Weiden, mit guten Futtergattungen, Gräſern, und Klee: man ſiehet an jedem Schaafviehe, welches auf beſſeren Weiden iſt, oder an dem Maſtviehe, daß es eine feinere Wolle hat, man ſiehet an den oben gedachten Haushammeln in Franken, daß ſie bey guten Futter eine vorzügliche Größe erhalten, man hat alſo hierinnfalls ſeine Maasregeln darinn zu nehmen; denn es iſt ſicher, daß, wenn zu ſpaniſchen Stähren, oder zum Wechſel mit fremden Stähren die gute Weiden und Fütterungen kommen, die feine Wolle nicht mehr umſchlagen könne.

Im I. Theil beym Gips merkte ich an, mir ſcheine der Gips, welchen der Klee vor allen liebt, und womit große Strecken Spaniens angefüllt ſind, trage vieles zur Fette und Feine der ſpaniſchen Schaafen und Wolle bey, weil der Klee bey jenen ungemein fett aufwächſt, welcher dort, weil er allenthalben und allgemein wächſt, auch von dort in die Niederlande und Deutſchland gekommen, die Schaafe häufiger genieſſen: hätte man aber nicht izo an eben dieſem Klee das nämliche Mittel und Futter für dieſe Schaafe, ſie in ihrer erſten Güte zu erhalten? — — Man fürchte nicht, daß den Schaafen der Klee ſchade, nur gebe man ihn nicht allein, ſondern vermiſcht, und allzeit wenig, ſonſt freſſen ſie ihn zu ſchnell, und werden zu vollblütig wie jedes Maſtviehe, dem man das fette Futter überhäuft, oder unmäſſig vorgiebt; vieles muß verunglücken, bekommt Verſtopfungen, oder

wird zu vollblütig; worauf das Uebergeblüt folgt, oder es erſtickt. Oefter und wenig gutes Futter vorgelegt, kann weder Rind- noch Schaafviehe ſchaden. —

Mit der engliſchen Schaafzucht hat es die nämliche Beſchaffenheit, und die Nachzucht wird eben ſo, wie bey der ſpaniſchen nachgezogen, erhalten. Die Engelländer ſind eigentlich die Lehrmeiſter in jedem Wirthſchaftlichen, beſonders in dieſem Stücke, ſie haben die ſpaniſche Schaafe und Stähre nach Engelland aus Spanien überſezt, die neue angelegte Huthweiden mit allen erſinnlichen Kräutern, Gräſern, und Kleearten beſezt, und es hierinn ſo weit gebracht, daß die engliſche Wolle nach der ſpaniſchen die beſte, ja größten Theils für ſpaniſche verarbeitet, und in allen Landen angebracht wird.

Man halte im Deutſchlande die Beyſpiele Engellandes in Verbeſſerung des Futters und der Schaafweiden, ſammt jenem von Oeſterreich in Herbeybringung der Schaafe vor Augen, ſo wird man ſicher gehen, und eine eben ſo feine Wolle erhalten. In Engelland wollen einige 10 Millionen, in Spanien aber 9 Millionen Schaafe zählen, wovon die feineſte Tücher, Zeuge und Hüte für alle Länder zugerichtet werden. Man betrüget ſich ſehr, wenn man glaubt, die ſogenannte Kaſtorhüte ſeyen aus Kaſtorhaaren, die ſpaniſche Wolle mit der weißen Seidenpflanze vermiſcht, geben eben ſo feine Hüte Izo zu den Schäfern.

§. IV. Von den Schäfern, ihren erforderlichen Eigenſchaften, und Pflicht.

Aus dem bisher gedachten erhellet ſchon, daß, da die Schäfereyen von großer Wichtigkeit ſind, auch tüchtige Schäfer dazu aufgeſtellt werden müſſen. Zum vollkommenen Schäfer, wird Erfahrung und eine anſtändige Wiſſenſchaft erfodert, damit er dem Viehe in allen Nothfällen zu helfen wiſſe. Er muß zu dieſem Ende von allen vorkommenden Krankheiten unterrichtet ſeyn, und ein hinlängliches Känntniß von Kräutern beſizen, damit er die nothwendige Heilmittel ergreife.

Dem Schäfer liegt ob, daß er alle Weiden kenne, auch wiſſe, welche Gräſer und Kräuter darauf wachſen, daß er die giftige, ſchädliche oder unnüze ausrotte, und dagegen gute, geſunde, den Schaafen anſtändige pflanze, hiedurch die Viehweiden zu verbeſſeren. Dieſe Mühe und Arbeit erſezt ſich wieder in dem, daß er ſich weit weniger um krankes Vieh zu bekümmern hat; denn der gröſte Theil ſeiner Krankheiten hebt ſich mit den von Giftgräſern gereinigten, und mit guten Gräſern verbeſſerten Weiden.

Ferner ſoll der Schäfer zu jener Zeit alle dienliche Kräuter einſammeln, und einen Vorrath auf das ganze Jahr halten, damit er kranken Schaafen, deren Beſchaffenheit ihm von auſſen und innen bekannt ſeyn muß, in allen Vorfällen ohne Verweilen helfen könne. Unter dieſen können z. B. ſeyn Anagallis, oder Gauchheil, das Schellkraut, Hopfen, Stendelwurz, Wermuth, Boley, wilder Balſam, Wolgemuth, Raute, Enzian, Liebſtöckel ꝛc. Mehr ſind unten in den angehängten Arzneyen zu ſehen.

Zur Lammezeit muß der Schäfer frühe und ſpat wachtſam ſeyn, damit keine Lämmer aus Verſehen zu Grunde gehen, wie in groſſen Schäfereyen gar oft zu geſchehen pflegt; der Schäfer muß überall vorne daran ſeyn, wenn etwas richtig werden, und nichts fehlen ſoll.

Hat auch der angehende Schäfer dieſe Wiſſenſchaften nicht zur Zeit, ſo muß er doch die Fähigkeit dazu beſitzen, und willig und biegſam ſeyn, was ihm abgehet, annoch zu erlernen.

Die Schäfer übernehmen insgemein die Schäfereyen um das 6te, 8te, und 10te Stücke. Andere haben eine gewiſſe Zahle Schaafe bey den Heerden, wieder andere haben ihre Beſtallungen an Früchten, oder ihren Lohn am Gelde mit freyer Wohnung ꝛc. Wer treue Schäfer hat, welche um die Heerde beſorgt ſind, iſt allzeit beſſer, wenn die Herrſchaft dem Schäfer gewiſſe Stücke Schaafe, oder die Nahrung an Feldfrüchten auswirkt, und die Heerden von den Schaafen ganz beſitzt.

Von den Knechten kann man zwar keine ſolche Wiſſenſchaft, wohl aber eine gleiche Wachtſamkeit fodern, das Kenntniß von guten und giftigen Kräutern oder Gräſern ſollen ſie vor andern beſitzen, die Weiden davon zu reinigen, auch ſollen ſie die Schaafe ſorgſam und getreu hüthen, ſchirmen und ſchüzen, ſie auf keine naſſe Weiden führen, vor allen zu keinen Lacken und verſäuerten Wäſſern zur Tränke laſſen, ſondern dieſelbe im Sommer täglich zweymal zum wenigſten an reine Quellen führen, und nach ihren Vermögen ſorgen, daß den Schaafen nichts leids geſchehe,

Eini-

Einige überlaſſen den Schaafeknechten auch eine gewiſſe Anzahle von Schaafen zum Lohn, und glauben ihn hierdurch achtſamer zu erhalten, daß keine Schaafe verunglücken, allein ſeine werden niemal unter der verunglückten Zahle ſeyn; dabey giebt man Gelegenheit zu Untreuen; ein anſtändiger Lohn von 20 30 auch mehr Fl. möchte räthlicher ſeyn.

§. V. Vom Schaafſtalle und Pferge.

Ein Schaafſtall für 6, 8, oder mehr hundert Schaafen muß im Lichten 20 Ellen in der Breite, und fünfthalbe Ellen in der Höhe haben, damit der Streuewagen, wie der Dungwagen aus und eingehen kann; höhere Ställe würden im Winter beſonders für Lämmer zu kalt ſeyn. Die Böden ſollen, damit das Futter gut erhalten werde, geäſtrigt oder vielmehr zur größeren Dauer gemauert ſeyn; theils damit der Heuſaamen nicht herab auf die Wolle fällt, theils auch, damit bey einem Vorfalle eines ausgekommenen Brandes das Viehe gerettet werden könne; wenn das Aeſtrig oben brennt, ſo kömmt das Feuer nicht ſo geſchwind herab, als wenn alles frey iſt; auch der Heuſaamen erhält ſich beſſer, und kann zum Ausſäen verwendet werden, die mangelhafte Weiden damit zu verbeſſern.

Für 100 Lammſchaafe iſt wegen den Lämmern ein Raum von 30 gevierten Klaftern erfodert, ein Klafter auf 6 Schuhe gerechnet. Für 100 Hamel und Stähre ſind 25 gevierte Klafter erklecklich. Für 100 Stücke Zeitviehe ſind 22 oder 23 gevierte Klafter, für 100 abgeſezte Lämmer oder Jährlinge 20 ſolche Klafter genug; 400 Stücke fodern demnach einen Raum von 105 gevierten Klaftern.

Wenn der Stall 20 Ellen, oder 40 Schuhe breit, iſt auch die Länge darnach einzurichten, nämlich auf 45 bis 47 Ellen; beſſer iſt zu groß als zu klein wegen den Dung und der Reinlichkeit, nur iſt das Viehe wider die Kälte zu verwahren.

Die Thore, wo das Viehe aus und eingeführt wird, ſollen gegen die Mittagſeite gerichtet ſeyn, damit die Sonnenwärme in kalten Tagen anfalle. Freylich zur Zeit, wo die Schaafe ohne Wolle ſind, könnte ein ſolcher Stall zu groß ſcheinen; allein im Winter zur Lammezeit, wo die Lämmer mit ihren Müttern in abgeſönderte Kleinſtälle zu ſtellen, wo auch das Futter ohne Beunruhigung der Schaafe auf- und zu zutragen, hat man mehr Plaz vonnöthen, wie im Sommer bey heiſſen Nächten.

Bey den Schweizern, und in vielen Gegenden Bayerns ſind die Schaafeſtälle mit den Böden, wie die Vieheſtälle gar bequem eingerichtet, und ſo angebracht, daß man das Heu oder Strohe an der einen Seite ganz leicht einführen, und darinn abladen, zugleich in Ordnung legen, hernach mit dem Wagen wieder zurück fahren kann wobey das beſchwerliche Heben, hin- und herwerfen den Dienſtbothen oder Arbeitern erſparet wird. Solche Arbeiten ſind allzeit mehr zu erleichtern.

Der Pferg, oder die in geſchlagenen Hürden auf Brachefeldern übernachtende Schaafe, bringt auf entfernten Feldern, wohin der Dung hart zu führen iſt anſehnliche Vortheile. Die Pferghürden werden im Frühling, ſobald es die Witterung leidet, auf den Aeckern aufgeſchlagen; wenn 400 Schaafe ſind, ſo werden 20 ſieben Ellen lange Hürden erfodert, und ſie

pfer=

pfergen in einer Nacht einen Plaz von 25 gevierten Ruthen, darauf werden die Hürden nach der Ackerlänge fortgeſezt, bis der ganze Acker gedungt iſt. Der Acker worauf der Pferg geſtanden, iſt ſonderbar bey heiſſer Sonnenhize ohne Verzug umzuackern, oder man ſchlägt die obere Erde nach der Ackerlänge furchenweis auf Häufen (einige miſchen ungelöſchten Kalch dazu, worüber der Kalchdung im I. Theil einzuſehen iſt) ſonſt wird der Wind oder die Sonne die kräftigere Dungtheile abtreiben.

In Flandern ſind bewegliche Schafſtälle im Felde aufgeſchlagen, damit die Felder auch im Winter vom Pferge ihren Dung erhalten; dieſe Pfergſtälle oder Hütten werden fortgewalzet.

Den Schaafdung lieben einige Früchte vor andern, nämlich der Waizen, Kraut, Rüben, Reps, Hanf, Lein ꝛc. dieſe wachſen dabey ſchön auf.

An einigen Orten hält man eben ſolche Ställe für das Rindviehe auf den Ackern und Feldern, das weite Ausführen des Dunges zu erſparren; es wird mit dieſen Ställen eben ſo, wie mit den angemerkten Schaafepfergſtällen gehalten; allein dieſe Pfergart ſcheint von weit geringeren Nuzen zu ſeyn, als der gewöhnliche Dung; denn das zu Hauſe im Stalle beygemiſchte Strohe, worein ſich der Urin ziehet, iſt weit anhaltender, erhält den Aeckern die Dungkraft länger, da hingegen jene mit einer oder anderer Getreidserndte verſchwindet.

VI. Abhandlung.

Von den Verrichtungen bey Schaafen, und von ihrer Nuzbarkeit.

Die Schaafe und Schäfereyen ſind nicht von geringen Nuzen, wie ſie manche Unerfahrne beurtheilen, und dahero von der Wirthſchaft ausgemuſtert wiſſen wollen. Die Schaafe geben ihr Fleiſch und Milch zur Nahrung, ihre Wolle zur unentbehrlichen Kleidung, ſogar ihre Gedärme zu klingenden Saiten, endlich den Dung auf die Felder zum Grund reicher Erndten.

Schaafe von guter Art bringen alle Jahre ihre Lamme, und für ein paar Gulden Wolle; mit 4, 6, oder 8 Jahren werfen ſie (die Maſthamel früher) beym Verkauf ein ſchönes Stück Geld ab. Der Dung allein zahlt insgemein die auf Schäfereyen zu verwendende Köſten. Da alſo die Schaafe der Wirthſchaft ſo einträglich gefunden worden, ſind ſie nicht zu vermindern, ſondern ſo gut als das Rindviehe zu vermehren.

Wir betrachten nun ihre Pflege, und ihre Nuzungen insbeſondre.

§. I. Von den guten Eigenſchaften der Schaafe und Stähre oder Widder.

Die Schaafe haben in verſchiedenen Ländern Deutſchlandes eine verſchiedene Größe, ſind dahero keine ſichere Regeln hievon zu geben; in Franken, Oeſter-

reich

reich und Böhmen, in Schwaben ſind ſie gröſſer als in Bayern und der Pfalz, und einigen andern Ländern. Im Wälſchlande ſind ſie wieder gröſſer, als im Deutſchlande, im Romaniſchen ſind ganze Heerden von rothbrauner, auch weiſſer Farbe, im Florentiniſchen theils weiſſe, theils braune, anderſtwo auch ganz ſchwarze zu ſehen. Die Gehörne ſind auch ſo verſchieden, wie verſchieden die Länder ſind, worinn ſie weiden; oft ſind ſie wie Gabeln, zuweilen Ellen lang gegen den Rücken zugerichtet, und ſo weiter.

Wer Schaafe zur Zucht aufzuſtellen, oder einzukaufen denkt, hat zu ſehen auf die Art und Landesgegend, auf das Alter, auf die Wolle, und auf die Gröſſe.

1. An guter Art und Landesgegend iſt vieles gelegen; denn man hat viele Gefahren bey jenen Schaafen, welche in niederen Lagen oder Thälern mit Sümpfen, und feuchten Wieſen geweidet; hingegen iſt man ſicher bey jenen, welche an Bergen, Bühlen und Anhöhen ihre Weiden hatten. Wenn die Art verbuzt, nicht wüchſig von unfruchtbaren Schäfereyen, ſo taugen ſie auch gar nicht zur Zucht; denn man hat ſchlechte oder gar keine Hoffnung, jemal ein gutes Viehe zu erziehlen.

2. Auch das Alter iſt zu betrachten; junge zwey- oder dreyjährige Schaafe ſind zur Nachzucht die tauglichere. Das Alter von den Schaafen iſt, wie bey Kühen und Pferden, an den Zähnen zu erkennen.

Die Lämmer haben vorne am untern Maule 6 kleine Zähne; die Jährlinge laſſen die zween mittlere von den ſogenannten Hundszähnen fallen, und ſchieben dagegen zween breitere, welche deswegen Schaufelzähne, und die Schaafe Zweenſchaufler heiſſen; nach

dem

dem andern Jahre verlieren ſie wieder zween ſpizige Hundszähne, und bekommen dagegen wieder zween Schaufelzähne, wovon ſie Vierſchaufler genennet werden. Nach dem dritten Jahre folgen auf die ausgefallene Spizzähne abermal zween Schaufelzähne, und dieſe werden Sechsſchaufler genennet; im vierteen Jahre heißen ſie Zuſezig, und bekommen keine Zähne mehr.

Oder Jährlinge haben 8 Spizzähne; jene mit 6 Spiz- und 2 Breitzähnen ſind 2 Jahre alt; jene mit 4 Spiz- und 4 Schaufelzähnen haben 3 Jahre; jene mit 2 Spiz- und 6 Schaufelzähnen zählen 4 Jahre; endlich jene mit 5 Jahren haben 8 Zähne. In den folgenden Jahren gehen die Schaafe wieder zurück, freſſen die Schaufelzähne wieder weg bis zum 9ten Jahre, bekommen ſchwarze, brüchige Zähne, verliehren ſie im 10ten Jahre, wo ſie zur ferneren Zucht untauglich ſind.

3. Die guten Eigenſchaften der Schaafen und guter Wolle ſind oben hinlänglich aufgeklärt worden, man hat aber auf den Rücken, Hals und Bauch zu ſehen, und die Wolle zu fühlen; nur trachte man zur Nachzucht die Schaafe mit feinſter Wolle, foderſamſt die Stähre zu nehmen, zugleich iſt auf einfärbige Weiſſe das Augenmerk zu richten.

4. Auf die Größe, Höhe, Länge, Dicke iſt imgleichen zu ſehen, beſonders wenn groſſe Schaafe kurze kleine Beine haben. Jene Schaafe, welche im Winter unter die Raufe kriechen, und im verſtreuten Heu und Strohe ihr Futter ſuchen, verliehren viele Wolle, oder da ihnen das Futter auf den Rücken fällt, freſſen es andere Schaafe ſammt der Wolle ab, worauf ſie am Ende des Winters halb nackend hervor kommen.

Die

Die zur Nachzucht taugliche Stähre oder Widder ſollen runden Leib, einen hohen wohl gewachſenen Kopf mit breiter Stirne, gekrümt und eingebogenen Hornen, ſchwarzlechten Augen, weiten Ohren, dicker breiter Bruſt, aufgezogenen Bauch mit groſſen Hoden, forderſamſt eine dicke, derbe und feine Wolle, einen langen dicken Schwanz haben, und ganz einfärbig, nämlich weis ſeyn. Das Maul muß mit guten Zähnen beſezt, weis ohne rothen, ſchwarzen oder braunen Flecken ſeyn. Kein Stähr iſt vor 3 Jahren zu den Schaafen zu laſſen. Ein guter geſunder Stähr kann 40, 50, höchſtens 60 Schaafe verſehen: er iſt aber einige Wochen vor dieſer Zeit beſſer zu fütteren, und wird insgemein am Ende des Herbſtmonats, nämlich um Michael zu den Schaafen gelaſſen, außer dieſer Zeit, oder wenn ſie vorbey, ſollen auch die Stähre von den Schaafen geſöndert werden, damit ſie ſich nicht umſonſt abmatten, wenn man den Mißbrauch hat, einen Lumpen an den Bauch zu binden, Stähre ſind, ſo viel möglich iſt, zu ſchonen, wenn ſie gute Dienſte thun ſollen, ohne zu verderben.

Sollten Widder träg und untüchtig werden, ſo giebt man ihnen die Stendelwurz zu Pulver geſtoſſen, mit Salz zu lecken. Im ſechſten oder ſiebenten Jahre werden ſie insgemein unbrauchbar, weshalben friſche Stähre von feineſter Wolle zur Heerde zu ſtellen.

Das Mark von geſchlachteten Widdern wird für giftig gehalten, es ſoll das Hirn ſchwächen, und zuweilen in eine Raſerey verſezen, iſt dahero nicht zu genießen.

Die zur Nachzucht taugliche Schaafe ſollen eben ſo von guten geſunden Ausſehen ſeyn, jene von feinerer Wolle, welche dicht zuſamm liegt, groß gewachſene mit kurzen Beinen ſind andern vorzuziehen. Junge Schaafe ſind niemal vor dem 3ten Jahre zum Widder zu laſſen, ſie haben erſt mit 2 Jahren ausgewachſen, dann ſind ſie zur Nachzucht tüchtiger und ſtärker, ſie bleiben hernach bis ins 8te Jahre tauglich, ſind alsdann unter das Maſtviehe zu thun, ſo iſt das Fleiſch noch zu genieſſen. Nur unrichtige Hauswirthe laſſen ſolche Thiere 10 oder gar 12 Jahre gehen, wo das zähe Fleiſch nicht mehr zu genieſſen.

Die Schaafe tragen 21 Wochen, bis ſie lammen, wornach ſich Schäfer zu richten haben. Einige treffen die Vorſicht, und laſſen die Stähre frühzeitig zu den Schaafen, damit ſie ſchon um Weihnachten lammen, welches jenen wohl angehet, die einen guten Vorrath an Futter haben, wiewohl oft die Lämmer mit den Alten das Strohe freſſen lernen, wenn das Heu mangelt, dieſe erhalten nachmals, wenn die Lämmer nach 18 Wochen das erſtemal geſchorren werden, eine ſchöne gute Wolle. Wer dieſe Abſichten hat, muß die Stähre am Ende des Heumonats zu den Schaafheerden thun: die Wolle zahlt das Winterfutter reichlich.

In dieſem Falle iſt aber ſorgſam auf die Lämmer zu ſehen, daß man ſie nicht auslaſſe, wenn Glatteis, oder Reife ſind, man treibe ſie nicht in Tannenwälder, oder wo ſie zu Tannennadeln kommen, laſſe ſie niemal durch Hunde hezen, oder über Gräben ſprengen, welches eben ſo bey tragenden Schaafen zu beob-

ach-

achten iſt, wenn man anderſt nicht Gefahre laufen will. daß ſie verwerfen.

§. II. Von den Lämmern und ihrer Pflege.

Zur Lammezeit müßen die Schäfer Tag und Nacht auf der Huth ſeyn, weil dieſe gleichſam ihre Erndtzeit iſt, ſonſt wird manches Lamm verlohren gehen. Zur Nachtzeit muß alle Stunde mit Laternen nachgeſehen, und umgeleuchtet werden, den Schaafen oder Lämmern, wo es nöthig iſt, zu helfen. Sobald ein Schaafe gelammet hat, iſt alsbald das Euter vom Schaafe zu betupfen, und die erſte Milch wegzunehmen, darauf wird das Lamm ans Euter gebracht, die Milch ins Maul gedrückt, auch wenn das Schaaf nicht halten will, mit ſeinem Lamme in ein beſondern kleinen dazu hergerichteten Stall verſperrt: der Schäfer muß kennen, welches Lamm ſeiner ächten Mutter zugehöre, damit kein fremdes beykomme.

Die ältere Lämmer ſammt ihren Müttern ſind allzeit von den jüngern zu ſöndern, damit dieſe nicht gedrückt, oder gar zertreten werden, oder an ihrer Milch einen Abbruch leiden müſſen, wenn groſſe an die Euter kommen, und davon rauben.

Zu dieſem Ende iſt der Stall in 4 Theile abzutheilen 1. für die älteſte, 2. für die mittelmäßige, 3. für die jüngere, endlich für die noch tragende Schaafe, ſo wird nicht leicht ein Lamm um ſeine Milch kommen, und deswegen Schaden leiden, oder gar aus Abgang ſeiner Nahrung zu Grunde gehen.

Fürſichtige Schäfer laſſen beym Eintreiben der Schaafe die ſchwache Lämmer zuerſt an ihre Mütter, hernach erſt die ſtärkere im Hofe oder Stalle, wie es

die Witterung zugiebt. Gute Schaafemütter treiben die fremde ſelbſt ab, und laſſen nur ihr eigenes bey; unächte an fremde Mütter fallende Lämmer müßen auch die Schäfer gleich abzutreiben ſuchen.

Wenn ein Schaaf Zwillinge hat, und ſchwach iſt, ſo muß man trachten, ein Lamm davon an ein andres Schaaf, beſonders wenn ihm das Lamm verunglücket iſt, zu bringen, jene laufen oft klagend herum, und ſuchen ihr verlohrnes Lamm, welchen hiemit zu helfen. Sogar bringen beſorgte Schäfer ſolchen Lämmern die Kühemilch zu, wobey ſie aber ſchwach bleiben.

Sind die Lämmer 3 Wochen alt, ſo wird ihnen gutes Grumet, Heu, oder zartes Laub vorgelegt, damit ſie das Freſſen lernen, welches ſie bey zarten Klee am geſchwindeſten lernen; fangen ſie an einzubeißen, ſo lege man ihnen etwas Salz mit gequollenen Erbſen oder Wicken, oder gebrüheten Haber vor, haben ſie dieſes einmal verkoſtet, ſo werden ſie begierig darauf, und laufen dem Schäfer ſelbſt zu, ſo oft er Körner herbeybringt. Eben ſo wird es nachmals mit den übrigen gehalten, ſobald ſie 3 Wochen alt ſind.

Der Wechſel im Füttern iſt nachmals vonnöthen, einmal giebt man dieſen Thierlein Laub, das andremal Heu, das drittemal Körner, darauf Grumet ꝛc. vor allen aber iſt reines gutes Quellewaſſer in beſondern kleinen Trögen vorzuſezen.

Viele ſtecken, ihre Körner zu ſparen, Habergarben auf, damit die Lämmer leichter daran freſſen lernen, das übrige verzehren nachmals die Schaafmütter, wenn ſie heimkommen. Dabey befinden ſich die in den Stall kommende Schweine und Flügelviehe gut, und ſammeln die abgefallene Körner; man

hat

hat aber fleißig aufzuſehen, daß keine Federn in Rau-
ſe, oder Tröge kommen.

Auf das Beſte ihrer Lämmer bedachte Herrſchaf-
ten wie Schäfer, laſſen die Lämmer von guter Art und
Wolle nach dem Beyſpiele der Engelländer nicht vor
16 oder 18 Wochen abſezen, auch keine Schaafe melken.
Das Abſezen geſchieht nicht räthlicher, als wenn
die Lämmer ſelbſt zu ſäugen aufhören, oder von den
Alten nicht mehr zugelaſſen werden, und auf gute Wei-
den kommen. Zu dieſem Ende hege man einen beſon-
dern nahe gelegenen Plaz, der vor Winters geackert,
mit Schaafegraſe und Täſchelkraut, ſo im Jahre vier-
mal aus Saamen wächſt, Treps und andern obge-
dachten Gräſern, auch beygemiſchten Haber beſäet
wird, dieſe iſt für Lämmer eine fürtreffliche Weide;
nur müßen die Schäfer achtſam ſeyn, die ihnen äu-
ßerſt ſchädliche Glatſchroſen aus den Zähnen zu ſchaf-
fen, denen ſie nachtrachten, davon können ſie aber in
kurzer Zeit zu Grunde gehen. Abgeſchnittene Klee-
und Kräuterfelder, erhobene Wieſen und Rangen ſchla-
gen ihnen wohl zu; nur ſind ſie von der Huth aus
niemal gleich an ein Waſſer zu laſſen, ſonſt überſau-
fen ſie ſich; man ſeze reines Waſſer in ihren Trögen vor.

Will man etwas aus den Lämmern erziehen, ſo
darf man ihnen kein Strohe, ſondern Heu und Gru-
met, zuweilen Ueberkehr, Trebern, Kleye, Schroth ꝛc.
allzeit wechſelweis zum Futter reichen: alles kommt
an der Wolle wieder, ſonſt laſſen ſie die Wolle
gehen.

Die Mutterſchaafe ſind ohnehin gut zu füttern,
damit die Lämmer an der Milch eine kräftige Nahrung
finden; man halte lieber wenige gut, als viele ſchlecht.

Nur laſſe man die Lämmer nicht zu bald abſtoſſen, die Schäfer, welche zur Zeit, wo die Schaafe gute fette Milch geben, gern melken, wiſſen allerhand Urſachen, die Lämmer bald abzureiſſen, ſie kümmern ſich wenig, daß ſie verbuzt bleiben; ſie ſollen wenigſtens bis nach Johannes mit ihren Müttern, und hernach geſöndert auf die beſte Weiden gehen; dabey nehmen beyde an der Wolle zu, die Schaafe erhohlen ſich, und die Lämmer werden ſtark genug, den Winter zu überſtehen.

§. III. Vom Leuchten und Schneiden der Lämmer.

Die Lämmerleuchte wird im Frühling vorgenommen, wo zugleich die Schöpſe, oder Hammellämmer verſchnitten werden. Einige nehmen dieſes ſchon um Oſtern vor, wo die Lämmer von der Hize und von den Fliegen oder Mücken wenig zu leiden haben. Andre ſchneiden die Lämmer nach 5 Monaten, wo aber das Schneiden wegen dem Alter ſchon gefährlicher wird, denn bey jüngeren heilen die Wunden leichter: zu dem wächſt auch die Hize an, und die Schmerzen werden den Thierlein verdoppelt.

Das Schneiden beſtehet in dem, daß, nachdem die Schöpſe von den Schaafen, das iſt, die weibliche von den männlichen geſöndert, und von den männlichen die ſchönſte zur Nachzucht als Stähre oder Widder ausgeſucht worden, den übrigen vom männlichen Geſchlechte die Saamenhoden mit ſcharfen Meſſer ausgeſchnitten, auch die eine viertels Elle lange Saamenader oder Flechſe bis zum Nabel ausgezogen werden, und zwar am Ende des März oder ſpäter, wo ſchon

grü-

grünes Gras gewachſen, außer dem müßte man Körner, und gutes Heu zuſezen.

Die zur Nachzucht auszuſuchende junge Stähre, oder Widder müßen weis, geſund, von feineſter Wolle, von breiten hangenden Hälſen, und ſonſt guten Gewächſe ſeyn. Die kleinere damit vermiſchte geſunde Säuglämmer können bey heiteren Wetter zugleich mit jenen geleuchtet, das iſt ausgeſucht werden.

Wenn die Leuchte vorbey, und die männliche von den weiblichen geſöndert worden, werden alle vorgezählt, und nach ihrer Ordnung verzeichnet, zuerſt die ganze Stährelämmer, oder unbeſchnittene junge Widder, hernach die beſchnittene Hammellämer, endlich die Kälber- oder weibliche Lämmer. Nach durchgegangener Rechnung werden alle als Zuwachs aufgeſchrieben, auch Richtigkeit halber die Hoden gezählt.

Bey dem Lämmerſchneiden uud Leuchten ware zeitshero eine böſe Gewohnheit und Mißbrauch, den weiblichen Lämmern, und künftigen Mutterſchaafen die Schwänze zu ſtuzen, und abzuſchneiden, welches gar nicht zu billigen iſt; weil dazu gar keine Nothwendigkeit verleitet, und hingegen die Nuzbarkeit ein anders fordert.

Wenn die Schaafeheerden groß, ſo trägt ſchon die Wolle von ſo viel geſtuzten Schwänzen, deſſen man beraubt wird, etwas aus; über das verurſacht man den Lämmern hiedurch Schmerzen ohne Urſache, welche zugleich im Wachsthum hinderlich ſind. Das übrigens zur Belegzeit die lange Schwänze kein Hinderniß ſeyn, zeigt ſich dort, wo man die Schwänze ungeſtuzt läßt. Will man vorgeben, es müee geſchehen, damit man die Schaafe kenne, ſo antworte ich, man könne ſie zu dieſem Ende beſonders zeichnen: man laſſe ſie nur

zwey Jahre mit den verſchnittenen vermiſcht, hernach im dritten Jahre ſöndre man ſie, und laſſe zur gehörigen Zeit die Widder dazu.

Beym Leuchten wird auch das Viehe der Schäfer und Knechte überſehen, und genau verzeichnet, wobey man die richtige Zahl des Vorviehes ꝛc. einſehen kann.

Vom Zeichnen des Viehes iſt unten beym Einzählen nachzuſehen; denn kein herrſchaftliches Viehe zu zeichnen iſt.

Die geſchnittene Lämmer können bey heiteren Wetter in warmen Tagen bald geheilt, und hernach mit ihren Müttern auf die nächſte Weide das erſtemal gehen; die zarte an die Stallewärme gewohnte Thierlein würde am kalten Luft frieren, und die Kälte nicht vertragen, wenn nicht Sonnenſchein wäre. Wenn dieſelbe eingetrieben werden, ſo muß man ſorgfältig auf die ſchwache oder matte ſehen, daß ſie nicht zurück bleiben, in einer Furche oder hinter Zäunen verſchmachten. Das Schreyen der Mütter und Lämmer iſt beym Eintreiben, beſonders wo ſie in Höfen auf Häufen ſtehen, ganz außerordentlich, jedoch ein Zeichen, daß ſie geſund ſind; denn kranke ſchreyen wenig.

§. IV. Wie die Lämmer und Schaafe im Füttern zu halten.

Das Zeichen geſunder Lämmer und Schaafen iſt, wenn ſie ſich gut füttern, tapfer freſſen, und wohl trinken; wird man die Haut zu ſehen, die Wolle aus einander ziehen, ſo wird ſie roth, der Pelz aber naß erſcheinen.

Im

Im Vorlegen des Futters muß täglich ein beſtändiger Wechſel ſeyn. Heu und Grumet ſind das erſte nothwendige Futter für Lämmer und Schaafe. Zur Winterzeit legt man in jedem Tage einmal Heu, das andremal Strohe, das drittemal Grumet vor; an einem andern Tage Waldlaub, Grumet, und Strohe; am dritten wieder etwas anderes.

Das Erbſenſtrohe iſt vor andern für die Schaafe aufzubehalten, das Ueberkehrig von den Erbſen gehört den Kälbern zu, und iſt nicht in Bünde, wo es ausfällt, und verlohren wird, einzubinden. Hernach folgt das Gerſten- und Haberſtrohe, endlich das Waizen- und das kurze Kornſtrohe, womit vieles Gras vermiſcht iſt. Das Linſenſtrohe iſt für Lämmer das beſte, für Jährlinge oder Zeitviehe aber das Wickengeſtröhe.

Vorſichtige Wirthſchafter ſehen ſich auf alle Weiſe mit Futter vor, ſie beſäen für Lämmer und Schaafe einige Aecker mit Klee und Haber, andere mit Wicken und Haber, machen hernach dieſe, wenn ſie einen Schuhe hoch gewachſen, zum Futter ein paar male, aber nicht zu kurz ab, zulezt aber ſammt den Körnern dörren dieſe wie den Klee, und haben daran das kräftigſte Winterfutter, ſo mit Strohe vermiſcht werden kann. Schäfer, welche für Maſtviehe beſorgt ſind, ſäen im Frühling einen Acker mit gelben Rüben an, und geben dieſe nachmals geſtampft dem Maſtviehe öfter, aber allzeit wenig zu freſſen, es kommt ihnen alles angewendete Futter an der Wolle und am Geld doppelt wieder.

Das Heu wird, wenn es lang, nicht ganz, ſondern auf der Strohebank geſchnitten, mit geſchnittenen Strohe gegeben. Das Grumet iſt täglich nur einmal

vorzulegen, ſonſt ballt es ſich im Magen, und die Schaafe freſſen ſich den Ekel daran.

Bey großen Schnee, wo die Schaafe nicht aus-zutreiben ſind, gebe man in die Salzleken geſchnittenes Strohe mit Haberſude. Matte Mutterſchafe erholen ſich bey jeden Haberfutter, und jene, welche ſchöne weiße Augen haben, werden geſund dabey.

Das Laub von Eichen, Buchen, Linden, Birken, Papeln, Erlen, Nußſtauden ꝛc. beſonders von Eſchen, Ulmen, und Maulbeerbäumen iſt im Anfange des Herbſtmonats, ehe Reife und Fröſte einfallen, einzuſameln, von Bäumen abzuſtreifen, von Büſchen aber, oder Zäunen, Reiſerweiß abzuſchneiden, zu dörren, und in Büſchen gebunden, aufzubehalten. Die Eſchen halten ſich zum längſten, das Laub von den Maulbeeren iſt das kräftigſte. Die abgebrochenen Zweige, welche man beym Ablauben in Weinbergen ſammelt, mit dem Laube werden in kleinen Büſcheln gebunden, gegen die Herbſtzeit auf Zäune und Pfäle außen um die Weinberge geſteckt, dabey gedörrt, endlich dürr eingebracht: dieſe ſind den Lämmern und Schaafen ein angenehmes und gedeihliges Winterfutter.

Im Anfang des Winters iſt Laub, Erbſen, Gerſten, Haber, und anderes Strohe zur Abendzeit, wo die Schaafe eingetrieben werden, aufzuſtecken, frühe aber vor dem Austreiben, gebe man, wenn naſſes Wetter iſt, trockenes Laub, und halte es mit dem Strohe ſo, daß man es bey größerer Kälte, beſonders die gröbere, zähere Geſtröhe verfüttere: am Ende des Winters freſſen ſie das Stroh ungern, und kiefeln nur daran, oder verderben vieles.

Die

Die Hammel, und ſtarkes Viehe bekommen allzeit ein geringeres, ſchwaches, ein beſſeres, die Lämmer und Mutterſchaafe das beſte Futter. Das Erbſenſtrohe und Weinlaub entziehe man den Schaafen nicht, jedoch gebe man nicht zu oft das Erbſenſtrohe, denn es brennt das Schaafeviehe, wird dabey zu durſtig, und könnte ſich dabey zu Schanden ſaufen. Wenn Schnee und kalte Nächte, wird dieſes Strohe zur Nachtzeit am räthlichſten aufgeſteckt.

Das Baumlaub geben die Schäfer den Schaafen und Lämmern zu allen Zeiten ohne Bedenken; das reine Erlen- Ulmen- und Eſchenlaub iſt dem Schaafeviehe gar geſund; wenn ſie das erſte nicht freſſen, muſtere man ſie keck als Kranke aus, das Eſchen- Aſpen- Linden- und Buchenlaub pflegen ſie aufzuheben, und den Lämmern vorzulegen, damit ſie hiebey das Freſſen lernen.

Für 100 Schaafe rechne man 6 Fuhren, theils Heu, theils Grumet, die Fuhre zu 15 Zentner. Ein Bund Heu zu einen halben Zentner, wird mit doppelten Sailen gebunden, an zwey oder drey Pläzen auf Raufe geſteckt, dabey ſammeln ſich die Schaafe herum, und davon haben 100 und mehr Schaafe ihr Mahlzeit. Nur haben Schäfer dabey nachzuſehen, ob nichts entzogen, und für Rindvieh auf die Seite geſchleppt wird.

Das Schaafeviehe iſt aus allen das heiklichſte, es verabſcheuet unreines, mit Koth beflecktes, oder ſonſt ſtinkendes Futter und Saufen, läßt alles ſtehen, auch läßt es bey unreinen Saufen die Wolle gehen, als wenn es nicht genug zu freſſen hätte, man trän-

ke es im Tage wenigſtens einmal, zur Winterszeit zweymal iſt beſſer beſonders auf trokenes Futter.

Den Mutterſchaafen, ſonderbar Maſthammeln ſchlagen die Möhr- ſonſt gelbe Rüben ungemein zu, man giebt ſie zerhakt mit Trebern, oder Hexel vermiſcht, und befinden ſich ungemein gut dabey.

Da den Schaafen viele ſind, ſo würde manchen das Futter ſtoſſen, und Stampfen der gelben Rüben ohnmöglich, oder allzu beſchwerlich ſeyn, man brauche alſo die oben angebrachte Futterſtampfen, welche in der I. Abth. §. VIII. angezeigt und beſchrieben iſt.

Mit viel Gras vermiſchte Strohbüſche können am Ende der Scheuerthore gelegt, den Schaafen dienen, damit ſie das Gras herausſuchen können.

Den tragenden Schaafen gebe man nach Weihnachten im Tage wenigſteus einmal Heu, hernach Erbſen- Linſen- und Wikenſtrohe, ein andersmal Gerſten- oder Haberſtrohe: zur Lammezeit um Petersſtuhlfeyer lege man wechſelweis Heu und Grumet bis zum Ende des Winters vor. Mit den Jährlichen iſt es eben ſo zu halten.

Das Steinſalz muß in jeder Schäferey vorräthig ſeyn, und man laſſe die Schafe alle Wochen einmal zum Salzleken, man hängt einige Stüke Steinſalz frey an Striken auf, und daran leken ſie, wo man dieſes nicht hat, giebt man anders Salz in den Salzleken vor, das Salz iſt den Schaafen wie ein Balſam, der ſie heilen muß, es hilft zur Verdauung des Futters, ſonſt freſſen ſie ſich überdrüßig daran. Nur gebe man das Salz nicht gar zu oft und zu viel ſonſt erfolgt die Raute, oder das Geblüt wird zu

den

ſehr erhizt und verbrennt, wovon ganze Heerden leiden könnten. Alles muß mit gewiſſen Ziel, Ordnung und Maaß geſchehen.

Man lege nur kein Futter mit Mäuſeneſtern vor, ſie freſſen dieſe ein, und gehen zu Grunde. Oft freſſen ſie auf den Feldern Mäuſe ein, denn ſie gehen auf Weiden, wo kurz zuvor Schweine oder Gänſe geweidet, davon erkranken ſie, oder fallen gar.

Einige Schäfer wollen Schaafe mit Heublumen mäſten, welches wohl möglich, wenn dieſe viele zeitige ölreiche Säm n enthalten, jedoch dieſe wären auf die neu n Schaafweiden auszuſäen, damit ſie den Gewinn durch verbeſſerte neue Gräſer verdoppeln.

Wohlmeinende Schäfer, deren Heerden mit Blattern, Poken, oder Raute angeſteckt ſind, ſollten Billigkeit halber ihre Benachbarte, inſonderheit auf Kopelweiden warnen, daß ſie nicht herbey treiben, nnd durch eine Erbſchaft ihren Heerden ein gleiches Uibel zuziehen.

§. V. Die Nuzungen der Schaafe, beſonders vom Melken.

Das Melken der Schaafe wird der Wolle und den Lämmern für gar ſchädlich gehalten; den die Lämmer bleiben im Wachsthume weit zurück, werden verbuzt, unkräftig, und ſchwach, die Wolle aber fällt von den Schaafen und Lämmern ſchlechter aus. Herrſchaften ſollten es dahero niemal bey ihren Heerden zugeben. Den Lämmern laſſe man die Milch ſolang, bis ſie ſich ſelbſt davon enthalten, wenn man ſchönes Vieh, und eine gute Nachzucht mit feiner guter Wolle erwarten will.

Nahe

Nahe bey Städten wohnende Schäfer, welche die Vortheile von der Wolle nicht ſonderlich ſchäzen, können ihre eigene Schaafe melken, und von der Milch wie von Käſen anſehntliche Vortheile ziehen, ſie darfen aber an Heu und Milch treibenden Futter, beſonders am Klee und anderen kräftigeren Gräſern nichts fehlen, und ermangeln laſſen; ſonſt fallen die Schaafe vom Fleiſch, und die Wolle wird noch ſchlechter.

Aus der Milch, Butter und Käſen löſen ſolche Schäfer ein anſenhliches Stück Geld, welches ihnen die Wolle nicht ertragen würde. In den Städten von Wälſchlande wird viele Milch, Butter und Käſe vom Schaafen genoſſen, man macht die Käſe gar häufig, und ſammelt die obenher ſchwimende Butter, Bicotta genannt, welche ungemein ſchmakhaft iſt; man trägt auch die geronnene Milch zum Verkauf herum, und nimmt ein nicht zu verachtendes Geld dafür ein, welches gewiſſe Schäfer oder Landleute auf gleiche Weiſe einnehmen könnten.

Die Wälſchen thun dieſes nicht allein im Wälſchlande, ſie ziehen ſich auch ins Deutſchland heraus, ſind allda ganz geſchäftig, zur Beſchämung eines manchen Deutſchen, und machen ſich Vortheile, wo man keine geſucht.

Die Wälſche ſage ich, pachten in den nahe an Wien gelegenen Schäfereyen den Schäfern die Milch ab, melken die Schaafe, thun die gemolkene Milch in viele kleine Geſchiere, ſobald die Milch geronnen, ſo tragen ſie dieſe im Frühling und Sommer in Wien wie in Rom ꝛc. herum, rufen ſie unter den Namen Puogne, ſo eine geronnene Schaafmilch zur Erfriſchung

bedeuten ſoll, aus, und tragen ein von andern unerwartetes Geld davon.

2. Andere Nuzungen beſtehen in der Wolle, welche die ſchäzbareſte, wie feiner die Wolle iſt. Von dieſen iſt oben vieles gemeldet worden, und ich ſage kurz, daß dieſe Wolle von 9 Millionen Schaafen in Spanien, und von 10 Millionen Schaafen in Engelland beſondere Quellen beſonderer Reichthümer ſind, welche nur jene genießen, und daraus ſchöpfen werden, die mit Verbeſſerung der Weiden, und ſpaniſchen Nachzucht ernſtlich daran ſind.

Die Wolle wird in Manufaturen, Zeug- oder Tuchmachereyen und Fabriken verarbeitet. Die ſpaniſche Wolle, oder jene von der ſpaniſchen Nachtzucht hat ihre natürliche Fette von den andern, dieſe Fette liegt foderſtſam nahe an der Haut an, wenn dahero dieſe Schaafe geſchorren werden ſollen, ſo kann man zwar die äußere kothige Seite abwaſchen, und von den Scheeren ſolche Schaafe reinigen, damit man keine kothige Wolle bekomme, die ſchon abgeſchorrene Wolle aber iſt niemal zu waſchen, damit man das natürliche Fett nicht heraus waſche. Dabey iſt manchmals, wenn die Wolle gekämmt, und zum Verarbeiten zugerichtet wird, das Schmalzen mit Buchelöle zu erſparen, oder in weit geringerem Maaße zu gebrauchen. Man leiſtet daher für Fabriken und Wollemanufaturen einen beſondern Dienſt, wenn man das Wollewaſchen beſagtermaßen behuthſam vornimmt.

Die Wolle wird nachmals mit ſchönen langen Kämmen gekämmet, und endlich lang ausgezogen, auf den bekannten Wollrädern geſponnen, wie das Kupfer in IV. Theil. vorzeigt, von der feinern werden

den die feinſten Fäden, und davon die feinſten Zeuge oder Tücher erhalten, wie in den Fabriken, beſonders in der kaiſ. königl. Fabrike zu Linz zu ſehen, welches kaum ihres Gleichen in der Größe und herrlichſten Zurichtungen haben kann. Die ungeſponnene Wolle dient zu feinen, oder andern Hüthen; die gefleckte, braune, oder ſchwarze Wolle taugt den Strümfwirkern. Wie die Zeuge ꝛc. zugerichtet werden, wird ordentlich im IV. Theile behandelt werden.

3. Eine dritte Nuzung wirft ſich vom Maſtviehe heraus. Einige befleißen ſich ſchöne Maſthammel, beſonders an den ſo genannten Haushammeln in Franken zu erziehen: ſie werden mit grünen oder dürren Klee zur Zeit, wo man ſie ordentlich mäſten will, gefüttert, man giebt ihnen öfter gelbe Rüben, oder Erdäpfel mit geſchnittenen Heu oder Strohe vor, andre geben geſchnittene weiße Rüben, wohl geſalzen mit etwas Haber vermiſcht, und tränken ſie des Tags einmal, wieder andre mäßten ſie mit Strohe von Haber oder Gerſten, ſammt Heublumen, erhalten ſie dabey ſo fett, und mit feiner Wolle, das ein paar Stücke leicht um 6 bis 8 Rthlr. verkauft werden.

Beym Schlachten hat man nebſt der Wolle das Fleiſch ganz mit Fette unterwachſen, von unvergleichlichen Geſchmack, man hat ferner das Fette oder Unſchlicht der Gedärmen in großem Maaße zum Lichte ziehen, oder in Lampen, und zu andern Gebrauche ſogar die Gedärme ſelbſt geben, gereiniget und zugerichtet die beſten Saiten für klingende Werkzeuge, wovon im IV. Th. zu leſen iſt. Endlich die Häute oder Fälle haben einen ſtarken Gebrauch, jene von Lämmern werden zum Pargament, andre zu Beinkleidern,

der, Seſſel, Handſchuhe, ꝛc. verwendet. Die Franzoſen wiſſen außen von geſchlachteten Hammeln ein zartes Häutlein abzuziehen, Kanepin genannt, wovon ſie Fächer und feine Handſchuhe für das Frauenvolk zurichten.

Von was großen Nuzen der Dung von Schaafen ſeye, iſt ſchon oben beſonders im I. Theile erklärt worden. So viele von dieſen Thieren zu erhaltende Vortheile ſollen demnach alle Land- und Hauswirthe, wie ſie es verdienen, zu ſchätzen wiſſen, folglich ernſtlich daran ſeyn, die Schaafezucht zu vermehren und zu verbeſſern. Mit Vermehrung, Abänderung und Verbeſſerung der Huthweiden, wird ſchon der ächte Grund zur Verbeſſerung der Schaafezucht und der Wolle gelegt, es werden die Seuchen gehoben, die Krankheiten gemindert, oder gar abgewendet, es kömmt nur darauf an, daß man ernſtlich mit Vertheilung der Huthweiden zu Werke gehe, worauf die Verbeſſerung der ganzen Landwirthſchaft, in Anbetracht der Viehzuchten und des Feldbaues beruhet. Aus einem folgt, das andere, wird eines verbeſſert, nämlich die Huthweiden, ſo iſt auch alles übrige verbeſſert. Einſicht, Fleiß, guter Willen, und Geſchicklichkeit machen alles unmöglich ſcheinende möglich.

§. VI. Vom Einzählen der Schaafe.

Damit kein Mangel am Futter ſeye, ſo iſt das Schaafeviehe im Frühling, und zur Herbſtzeit, oder vor Winters einzuzählen: um Michaelzeit iſt die tauglichere Zeit zu dieſem Geſchäft, weil die Mutterſchaafe erſt geſtährt haben, oder trächtig geworden, wo ihnen kein Schaden geſchehen kann.

Das

Das Einzählen wird in Gegenwart der Herrſchaft durch alle Gattungen der Schaafe und Hammeln oder Lämern vorgenommen, und man überſiehet und zählt ab die Lämmer, die Jährlinge, die Zeithammeln, die Maſthammeln und Schaafe, die nicht tragen, endlich die Zuchtſchaafe und Stähre: beym Abzählen wird zugleich die Rechnung eingeſehen, den Ueberſchuß oder Abgang von den Schaafen zu entdeken, fehlt es, ſo muß der Schäfer, wenn er eine Schuld hat, den Erſaz machen; die gezählten Schaafe werden wieder eingeſchrieben.

Dieſe Zählung iſt öfter, auch unvermuthet, und ohne Vorwiſſen der Schäfer zu wiederhohlen, damit man erſehe, ob alles richtig zugehe, und wie es mit den Heerden ſtehe.

Beym Einzählen iſt zu ſchauen auf die feine Wolle, auf das Alter, auf das Gewächs, und auf die Güte, auch Geſundheit des Viehes; denn ſchlechtes Vieh mit dinner grober Wolle iſt auszumuſtern.

Das herrſchaftliche Schaafeviehe ſoll man wieder die bishero eingeriſſene Gewohnheit niemal mit Ohrenſchlizen, Brennen, oder ſonſt auf eine Art zeichnen laſſen, es iſt ganz überflüßig, macht dem Viehe unnöthige Schmerzen, die Ohren ſollen ganz bleiben, und das Vieh ſoll ganz ungezeichnet ſeyn.

Des Schäfers, oder der Knechte Viehe hingegen, ſoll und kann gezeichnet ſeyn, damit man des Schäfers Viehe kenne, hiedurch kann vielen Betrügereyen vorgebogen werden; denn die Schäfer wiſſen alle Zeichen nachzumachen, geſchlizte Ohren können ſie aber an ihren Schaafen niemal den herrſchaftlichen ganzen Viehohren gleich herſtellen, würden ſie auch

Herrſchaftliche ſchlizen, und den Ihrigen beyzählen wollen, ſo würde ſich die friſche Wunde nicht ſo ſchnell verwachſen.

Auf dieſe Art kennt die Herrſchaft ihr Vieh, weil es ungezeichnet iſt, und wollte der Schäfer den Vorwand gebrauchen, der Hund habe einen ſolchen Schaafe das Ohr geſchlizt, ſo muß er auf der Stelle noch bey friſcher Wunde die Anzeige darüber thun, hiedurch allen Unterſchleif zu verbannen.

Prakſchöpſe, alte Schaafe, und was nicht zur Nachzucht tauglich iſt, werden von Wintersanfang aus der Heerde gehoben, allein gehütet, und ſo viel möglich iſt, mit rauhen Futter ohne Schaden des andern Viehes genährt, wobey kein ſondrer Aufwand zu machen, ſie werden dennoch bis Johannestag zum verkaufen und ſchlachten tauglich.

Die ausgeprakte zur Nachzucht untaugliche Schaafe werden von den Stähren abgehalten, unter die Maſthammeln oder Schöpſe geſteckt, zugleich damit gefüttert und geweidet, ſonſt würden ſie zum Schlachten untauglich ſeyn, oder müßten ſich erſt nach abgeſtoſſenen Lämmern erhohlen, allein geweidet, und gegen den Winter geſchlachtet, oder verkauft werden. Dieſe gehen im Sommer und Herbſt auf fette Wäſen Felder und Stoppeln, auf abgemähte Klee- und Reihgras- oder Futteräcker werden darauf fett. Wollen einige nicht zunehmen, und man vermerkt, daß ſie krank, ſo ſchlachte man ſie bey Zeiten, ſo hat wenigſtens das Fell noch einen Werth, ehe ſie gar hinfallen.

Wenn fette Schaafe fallen, ſo kann oft das Fette daran Schuld ſeyn, daß ſie erſticken: man kann von dieſen die Wolle, Felle, und das Fette, oder Un-

ſchlicht zu Lichtern ꝛc. auch die Gedärme zu Saiten benůzen, das übrige entweder unter den Dunghaufen vergraben, oder das Fleiſch, ſo nach ausgebratener Fette übrig iſt, mit den Knochen verbrennen, und mit der Aſche Anger, Felder, oder Wieſen dungen.

Kranke Schaafe ſind allezeit von der Heerde zu ſöndern, und auf Anger, oder Rangen, oder in geſchloſſene Grasgärten zur Weide zu laſſen.

Untreue Schäfer ſchlachten oft Schaafe, und geben bey der Herrſchaft vor, ſie ſeyen gefallen: man laſſe ſich aber die Häute davon vorzeigen, wenn dieſe mit rothen Adern verſehen, worinn das Blut geblieben, ſo ſind ſie gefallen, die Häute von den guten Geſchlachteten ſind weis, ohne jenen Adern, weil das Blut beym Schlachten davon abgefloſſen.

Kranke Schaafe ſind leicht an ihrer Trauer, oder in den weißen, wie Unſchlicht, oder gelb ausſehenden Augen, aus Zittern, hart athmen ꝛc. zu erkennen.

Die Wolle wird oft mit Pechzeichen verdorben, man laſſe das Pech bey Seite, miſche dagegen Unſchlicht mit 8 Theilen von Theen, verdicke dieſes mit gepulverten Holzkohlen, und zeichne mit dieſen die Schaafe. Luft oder Regen ziehen dieſe Farbe oder das Zeichen nicht aus, die Wolle kann aber zulezt von dieſer Farbe mit Seifen gereiniget, und abgewaſchen werden.

§. VII. Vom Salze, und dem Salzleken.

Das Steinſalz wird den Schaafen an Stricken hangend, oder ſonſt liegend ein oder das andremal in der Woche zu lecken gegeben, oder man ſtreuet an=

andres Salz in dazu gerichteten Becken. Auf 100 Schaafe rechnet man 70 bis 80 Pf. Salz im ganzen Jahre, welches Herrſchaften alle Vierteljahre zu 20 Pf. oder eine ſo viel haltende Meze mittheilen.

Den Lämmern wird es einmal vor dem Abſtoßen und das andremal vor der Wintereinzählung gereicht. Wer fürchtet, die Schaafe mögen das Salz nicht erhalten, oder es werde ſonſt verbraucht, der ſtreue gleich beym Abgeben Heuſaamen darunter, Wermuth gepulfert, oder die Stendelwurz thut es auch.

Die Schaafe geben ihre Luſt zum Salzlecken mit ſchnellen Laufen an Tag, auch ſchreyen ſie ſtark, man richtet alſo die Salzlecke bey heiteren ſchönen Wetter zu, und ſtreue bey trockenen Wetter das Salz ein. Dazu miſchen einige den kranken Schaafen ihre Arzeneyen, oder den geſunden zum Bewahrungsmittel wieder verſchiedene Krankheiten, gedörrten Wermuth, und Bitterklee, auch Hollerbeerhülſen, Angelika und Giftkraut; andre reiben rohe Wagentheen mit Heuſaamen ab, bis ſie wie Broſamen vermalen ſind, und vermengen dieſe mit Salz.

Schon obgedachtermaſſen iſt das Salz zwar öfter, jedoch räthlich und geſparſam zu geben, damit, was es auf einer Seite wie ein Balſam heilen ſoll, es auf der andern Seite nicht noch andere Uebel zuziehe, denn giebt man es den Schaafen zu oft und zu viel, ſo muß es nothwendig trocknen, erhizen, das ganze Geblüt ſchärfen und verbrennen, es geht alſo in eine Säure über, die Schärfe naget, und es ſezen Faulungen an: ſind ſolche Schaafe ſonſt feſt und ſtark, ſo ſchlägt das ſcharfe Waſſer durch eine Raute aus — — Man gebe demnach das Salz Menſchen

und Viehe wie ein wahres Gewürz, ſo wird es nicht ſchaden, ſondern nuzen, und wieder die Fäulung bewahren.

§. VIII. Vom Schaafeſcheeren.

Zur Zeit, wo das Schaafeviehe im Frühling junges Gras zur Nahrung erhält, hebt ſich die Wolle, und bleibt allenthalben, beſonders in Gebüſchen und an Dornen hängen: Schäfer ſollen alſo die Schaafe niemal in Gebüſche mit Dornen, Bronbeerhecken, Hagdornen und Hiefen treiben, damit nicht ein groſſer Theil von der Wolle verlohren wird, welche gar ſelten, und nur von gar fleißigen Knechten aufgeſammelt wird; denn andere laſſen ſie ganz zurück, und gönnen ſie den Vögeln, damit ſie ſich hievon ihre Neſter bauen. Die Schaafe ſollen allzeit, beſonders im Frühling und bey leidentlicher Wärme auf den freyen Feldern bleiben, nur blos bey groſſer Hize in hohe Hölzer gehen.

An Orten und in Ställen, wo nicht viel Sand, und vieles Strohe zum Einſtreuen iſt, bleibt die Wolle reiner, es darfen alſo die Schaafe nur geſchwemmt werden, und iſt kein Waſchen nöthig. Wenn hingegen die Wolle ſandig und unrein iſt, ſo tretten zwey bis drey Perſonen zuſammen, nehmen ein Stück um das andere zu waſchen vor, und drücken den Sand heraus.

Die Wolle rein zu halten, ſind beym Strohemangel Tannen- und Fichtenwedeln einzuſtreuen, nicht aber Moos, weil dieſes in die Wolle kriecht, ſich einhängt, und nicht wieder herauszubringen iſt.

Nach

Nach dem Waſchen muß den Schafen, bis ſie geſchoren werden, wohl eingeſtreuet werden.

Zur Zeit der Schaafeſchure müßen alle Schaafe von jeder Heerde in Gegenwart der Herrſchaft abgezählt werden, den Abgang merkt man in der Liſte an, und hält Rechnung mit den Schäfern, welche wo nicht alle Monate, doch alle viertel Jahre zu pflegen iſt.

Im Frühling werden insgemein auf 100 Stücke 10 Scheerer gerechnet. Im Herbſt aber, wo zweyſchürige Schaafe ſind, rechnet man bey kürzeren Tagen 8. Stücke auf eine Perſon. Die Wolleleſer und Kehrer, die Zuträger, Auslanger und Sacker ſind insbeſondre zu beſtellen.

Die Scheerer haben an einigen Orten den Tag zwey Pfunde, an andern haben ſie auch Eſſen und Trinken dabey. Das Scheeren wird vorgenommen an heiteren Tagen auf grünen Wäſen, wo die Wolle reiner bleibt, oder in reinen Scheuertennen; die geſchorne Schaafe werden täglich verzeichnet. Iſt hernach die Wolle geſacket, und ſind die Säcke vernähet, ſo muß man ſie an ſicheren trockenen Orten unterbringen.

Die Wolleſcheerer ſollen nicht ſchlumpig handeln, und die Wolle verderben, ſondern ſie glatt abſcheeren, die Schaafe nicht ſchneiden, oder ſtechen, auch nicht blos 3 oder 4 Stücke ſcheeren, ſonſt verdienen ſie ihren Lohn nicht.

Nach der Schure wird das Viehe bey trockenen hellen Wetter wie ſonſt getrieben, aber an naſſen, windigen, kalten Tägen zu Hauſe unterhalten; denn die von ihrer Wolle entblößte Schaafe, können in kalter Witterung nicht dauern, ſie kriechen zuſammen, oder erſtarren gar, und müßen nacher Hauſe geführt werden. Im Falle, daß Schaafe erſtarren ſollten, bringt

man ſie zu Hauſe in Tonnen mit etwas laulechten Waſſer, wäſcht und reibt ſie ſtark, trocknet ſie warm gehalten, mit warmen Tüchern, und wenn ſie ſich erhohlt haben, ſchaft man ſie wiederum in ihren Stall. Man hat im Frühling, wo es kalt, ein ſorgſames Aug auf geſchorne Schaafe zu werfen, ſie fallen oft mit heißen Hunger auf das Grüne bey der Kälte los, und bleiben gar dabey liegen, zuweilen gehen ſie eben ſo in die Korn- und Waizenfelder, ohne daß ſie ſich zurück halten laſſen, ſie ſind auch nur mit äußerſten Gewalt wieder heraus zu ſchaffen, man hüte ſich alſo in ſolche Gegenden zu treiben.

Wenn das herrſchaftliche Viehe geſchoren, ſo wird auch jenes, ſo dem Schäfer zugehörig iſt geſchoren, und auf die nämliche Weiſe beſorgt. Darauf zählt man das Viehe ein, zeichnet das Viehe des des Schäfers und der Knechte, und berichtiget alles.

Man pflegt viele Berechnungen über die Vortheile von Schäfereyen zu entwerfen, welche hier beyzuſetzen überflüßig ſcheinen. Insgemein koſtet eine Schäferey von 1000 Stücken an Korn, Gerſte, Haber, Heidekorn, Erbſen, Kraut, Rüben, Lein, Wicken ꝛc. für den Schäfer ſammt allen Strohegattungen, Heu und Grumet, Salz ꝛc. 130, oder 160 fl. Rhein. hingegen tragen ſie an Wolle, Fleiſch, Dung und andern Nuzungen 800 auch 1000 fl. Rhein. ziehet man nun die Auslagen ab, ſo ſiehet man den offenbaren Gewinn, und ein Stück trägt ins andre gerechnet, wenigſtens 6 fl. ein; hätte man die ſpaniſche Schaafezucht mit verbeſſerten Weiden, ſo trüge ein Stück ſicher gegen 10 fl.; man berechne demnach der Engel-

länder und Spanier Vortheile von 9 oder 10 Millionen Schaafen.

Verſchiedene Heil- und Hausmittel wider verſchiedene Krankheiten der Schaafe, ſind im Anhange zu ſehen.

VII. Abhandlung.

Von den Schweinen, und ihrer Nuzbarkeit, Pflege, 2c.

Auch die Schweine ſind in der Wirthſchaft nicht gering zu betrachten, ſie machen an ihren Fleiſch und Eingeweide einen ſtarken Beytrag: alle Landleute verſehen wenigſtens in Franken und Bayern ihre Haushaltung ſo damit, daß ſie dieſes Fleiſch bey ſtärkeren und beſchwerlicheren Arbeiten genießen. Das Schweinfett muß auch manches Gemis oder Zuſpeiſe, ſonderbar das Sauerkraut, mild und ſchmackhaft machen. Iſt in den Waldungen eine gute Maſtung zu hoffen, ſo können viele Maſtſchweine verkauft, und dafür ein ſchönes Geld eingenommen werden. Viele Wirthſchafter ſtehen an, ob nicht die Schweinzucht vortheilhafter als jene von Schaafen oder Kühen ſeye. Allein die Sache leidet einen Abfall, freylich wo man Ueberfluß an Spühlig und dergleichen hat, läßt ſich etwas mit der Schweinzucht wagen, jedoch nicht in geringen Haushaltungen.

§. I. Die Erforderniß bey Zuchtſchweinen.

Eine Schweinmutter von guter Art ſoll groß, lang geſtreckt ſeyn, einen langen dicken Hals, ſtarken Kopf, breite Schultern und Kreuz, breite hangende Ohren, und einen gleichen Bauch mit vielen Säugezügen oder Dutten, auch weiſſe linde Borſten haben; Schweine mit hohen Beinen, wenn ſie nicht langſchäftig dabey, ſind nicht hoch geachtet. Zur Nachzucht beſtimmte, müßen lang an den Müttern ſaufen, und vorzüglich gut gefüttert, ohnehin von guter geſchlachter Art ſeyn, wenn etwas daraus werden ſoll.

Faſt eben ſo ſoll der Eber = oder Bär, auch Beuß genannt, beſchaffen ſeyn; er muß einen dicken groſſen Kopf mit kleinen fackelnden Augen, groſſen dicken Hals, kurze dicke Füße, und ſtarke Bruſt haben. Ein Eber iſt für 10 Schweinmütter genug, im zweyten Jahre iſt er ſchon tauglich, und bleibt brauchbar bis ins vierte oder fünfte Jahr, wo er am Ende des Aprils geſchnitten und gemäſtet wird. Der Schnitt iſt mit Brandwein zu ſchmieren, er heilt bey Ebern, wie bey verſchnittenen Schweinmüttern hart, und nicht ſelten verunglücken ſie.

Die gefährliche Zähne ſind mit einer Beißzange, nachdem man das Schwein mit an den Füßen gemachten Seile umgeworfen, und das Maul mit eingeſteckten Prügel eröffnet hat, mit darauf gethanen Hammerſchlage abzuzwicken.

Zur Zeit, wo die Eber ihre Dienſte leiſten ſollen, müßen ſie vorzüglich gut gefüttert werden.

Junge Zuchtſchweine laſſen einige auch gleich nach dem erſten Jahre zum Eber, ſie fehlen aber groß, weil dieſe Thiere noch nicht ausgewachſen haben, denn es kommt

kommt nur eine kleine verbuzte Waare heraus: ein Fehler, ſo in Bayern ſtark im Gange iſt, und zu verbeſſern wäre wie jener mit den Kühen, welche ſie dort auch ſchon im zweyten Jahre zum Ochſen kommen laſſen; im dritten Jahre ſollen erſt die junge Mutterſchweine zum Eber gelaſſen, und bis dahin verhalten werden; runzend oder muthend den Eber oder Bären verlangen, den geben einige feineſt gepulvertes Glas zwiſchen Brodſchnitten, oder ſtreuen ihnen todte Bienen auf das Futter.

Die Zeit, wo ſie zum Eber zu laſſen, iſt vom Ende des Hornungs bis in den halben April, ſie tragen 15 Wochen, oder 4 Monate, und bringen ihre Junge, ſind dieſe nach 5 Wochen vom Saufen entwöhnt, ſo kommen ſie wieder zum Eber. Die Zuchtſchweine bleiben 7 Jahre tauglich, werden hernach verſchnitten, und gemäſtet. Bey guten Futter werfen ſie faſt dreymal in einem Jahre, wenn man die Junge bald weg ſchaft. Jene von 12 bis 14 Warzen oder Dutten werden für die beſte gehalten, weil ſie eben ſo viele Junge nähren können. Werfen die Schweine mehr als 12 oder 14 Ferkeln, ſo ſind die übrige wegzuſchaffen, ſonſt gehen ſie zu Grunde. Wenn die Schweine ferkeln, iſt darauf zu ſehen, daß nicht die Mütter ſelbſt ihre Junge freſſen, haben ſie dieſes einmal angefangen, ſo iſt es nicht mehr abzugewöhnen.

Man ſchaffe forderſamſt den Eber weg, und laſſe keinen zukommen (denn dieſer frißt alle Junge weg) bis ſie erwachſen. Die Mutterſchweine müßen forderſamſt beym erſten und zweyten Ferkeln wohl gefüttert werden, ſonſt treibt ſie der Hunger dazu an.

Die Schweinmütter müßen zur Zeit, wo ſie ferkeln, allein in einem Stalle von andern abgeſöndert ſeyn, damit die Junge mehr Bequemlichkeit haben; wenn ſie anheben zu freſſen, ſo müßen ihre Tröge alſo gerichtet ſeyn, daß ſie nicht hineinſteigen, und ihr Freſſen verunreinigen.

Jene Ferkeln, welche im März, April und May fallen, werden für die tauglichſte zum Aufziehen gehalten, wenn ſie 8 Monate alt, koſten ſie ſchon ihr Geld, ältere werden Laufer genennet, und wachſen täglich ins Geld. Die am Ende des Sommers und im Herbſt fallende junge Ferkeln ſind nicht zum Aufziehen, es ſeye denn, man habe überflüßiges Futter, ſie werden Laubfäller genannt, haben gern ſchwarze Zähne, welche ihnen im Freſſen hinderlich, daß ſie hart zunehmen, es ſeye denn, man ſeze ihnen mit Gerſtenſchrott und andern guten Futter zu. Die erſtere gegen den Sommer fallende ſind leichter, als jene gegen den Winter zu nähren, außer dem iſt kein gar großer Unterſchied.

§. II. Von der Erziehung, und vom Schneiden junger Schweine.

Die junge Schweinlein oder Ferkeln arten ſich gleich im Anfang, und nach 3 Wochen bemerkt man einen groſſen Unterſchied zwiſchen den Wüchſigen, ſie wachſen, wenn die Schweinmütter gut gefüttert werden, ſchnell und ſchön auf, werden, wenn ſie zum Aufziehen gewiedmet ſind, erſt nach 5 Wochen vom Saufen entwöhnet, jene, welche man zu Zuchtſchweinen nehmen will, ſollten allzeit 6 Wochen lang ſaufen, damit ſie einen beſſeren Vorſchub bekommen. In der fünften oder ſechſten Woche bereitet man ihnen gute Getränke, damit ſie nach und nach ſaufen, und die

Milch vergeſſen lernen, zu ihren Getränken kann Milch mit Mehl oder ſchlechten Körnern kommen, ſo ſchwingen ſie ſich ſchnell in die Höhe, und nehmen ſtark zu; Afterkorn, oder ſonſt ſchlechtes Korn iſt das tauglichere.

Will man Mutterſchweine zur Nachzucht ausſuchen, ſo ſind ſie von der dritten bis zur fünften Brute oder Wurfe zu nehmen, jene von der fünften bis zur achten Brute ſind auch nicht zu verachten, nur nehme man die wüchſigere und ausgeſuchte dazu, damit man die ſchöne gute Art fortpflanzen könne.

Im Winter ſind dieſe wie andere Schweine warm zu halten, ſonſt ſchlägt ihnen die Kälte in die Köpfe, worauf ſie leicht im Sommer verunglücken können. Die junge wie alte Schweine ſollen ohnehin nicht kothig ſeyn, denn ſie gedeihen nicht, ſondern kommen ins Abnehmen, und verderben.

Die Schweine zu ſchneiden iſt die beſſere Zeit, wenn ſie annoch an ihren Müttern ſaugen, weil die hierbey gemachte Wunden weit leichter und geſchwinder zuheilen. Die Schweinſchneider ſind zuweilen ſchlaudernd, verſchneiden die Schweinlein nur zum Theil, worauf ihnen keine Maſtung zuſchlagen will, zuweilen nähen ſie auch die Gedärme an; man hat alſo aufzuſehen, daß ſie die Geilen bey jungen Bären, oder die Mutter- oder Saamenbehältniſſe bey Tauſchen heraus nehmen, ſonſt verdienen ſie ihren Lohn nicht. Der Schnitt wird mit etwas Fette, beſonders bey einfallender Wärme wider Fliegen und Mücken mit etwas Wagenſchmier geſchmiert. Eine Zeit lang muß man mit guten Futter zuſezen, bis ſie vollkommen geheilt, und hergeſtellt ſind.

Wer Schweine, ſie ſeyen jung oder alt, einkaufen will; hat allzeit die obgedachte Vorſchrift vor Augen zu halten, ſo wird er nicht fehlen.

§. III. Vom Füttern und Mäſten der Schweine.

Kein Thier iſt hitziger, gefräßiger und durſtiger, als die Schweine. Die Mutterſchweine haben kaum ihre Junge verlaſſen, oder ſind deren beraubt worden, ſo verlangen ſie gleich wieder nach den Bären, ſo einige bären, andere runzen heißen, und bringen nach andern 15 Wochen wieder 8, 10, 12, 14, oft 16, oder 18 junge, ſie vermehren ſich dahero unter den großen in der Wirthſchaft brauchbaren Thieren am ſchnelleſten, werden eben deshalben für die einträglichſte gehalten, wenn man mit Futter nachſezen kann.

Dieſe Thiere ſind die gefräßigſte, und faſt unerſättlich, ſie freſſen den ganzen Tag, und packen alles an; Hüner, Gänſe, Enten, die eigene Junge, ſogar Kinder, wenn ſie dazu kommen, und was immer unter ihren Rüſſel fällt, verzehren ſie; man hat dahero ſorgſam auf kleine Kinder zu ſehen, wenn Schweine im Hauſe oder in Zimmern zu ihnen kommen, ſo ſind ſie ihr Fras, wie nicht ein Beyſpiel erwieſen hat.

Die Schweine wühlen auch alles herum, weshalben die Gärten vor ihnen zu ſchließen. Das Saufen lieben ſie auch den ganzen Tag, und können es auf dem Felde nicht entbehren. Das bey heißen Tagen abfallende Koth wird für ſchädlich und den Luft anſteckend gehalten, wenn es am freyen Luft, und Sonne liegt.

In großen Haushaltungen, wo man überflüßiges Futter an Spühlig, Obſt, Aefterig, Trebern,

Brandweinſpühlig, Abfällen von grünen Gemüſen, Rüben, Erdäpfeln, auch dazu Eicheln hat, kann man ſicher mit der Schweinzucht etwas anſehnliches gewinnen, wenn man ſie aufziehet, die erzogene noch jung, oder alt, und gemäſtet verkauft.

In kleinen Haushaltungen koſten ſie mehr, als ſie Nuzen bringen, weshalben man nur ſo viele, als man bequem ernähren kann, einſtellen muß, das ins Hauſe nöthige Fleiſch zu erhalten; mit dieſem Gewinn allein ſoll man ſich begnügen, und man hat keinen Schaden.

Da die Schweine alles freſſen, was nur immer eine Speiſe ſeyn kann, ſo ſind ſie leicht zu unterhalten; alles Spühlig aus Brandweinbrennereyen, oder aus jeder Küche von gereinigten Geſchirren, beygemiſchte Seifenwäſſer, alle Abfälle von jedem grünen Gemüſe, Kraut, Blättern, Wurzeln, Rüben, Gräſer, Dorſchen, Kleye, ſchwarzes Mehl, ſchlechte Körner, Lein- und andere Oelkuchen, faules Obſt, oder die Schelfe davon, Trebern vom gepreßten, zu Moſt oder Eſſig verwendeten Obſt, auch vom unreifen, wovon Brandwein gebrennt worden, Diſteln von den Aeckern, Erdäpfeln, Eicheln, auch Bücheln (welche jedoch den Schweinen nicht ſo geſund, und einen flüßigen Speck machen, weshalben man die Büchel zu Oel in Fabriken, wozu ſie wirklich in Wien geſucht, und bezahlt werden, anwenden ſollte) geben ihnen rohe oder in warmen Tränken zugerichtet, die Nahrung. Mühler und Becker können mit Kleyen und ſchwarzen Mehl zur Schweinmaſt, oder Nahrung vieles thun.

Die Fütterzeit iſt täglich dreymal frühe, mittag, und abends, gehen ſie aber auf die Weide, ſo ſind

ſie allein frühe und abends zu füttern; man giebt ihnen im Sommer die Getränke nur laulecht oder milchwarm, im Winter können ſie wärmer ſeyn, wegen den kalten Trögen, worinn alles leicht erkaltet, doch ſoll der Mehl- oder Kleyetrank niemal ſo heiß ſeyn, daß ſie den Rüßel oder Ingeweide verbrennen, welche davon zu mürb, und zu Würſten unbrauchbar werden.

Die Schweine ſind zwar unreine Thiere, und freſſen alles Unreine, was andere Thiere nicht freſſen, ſelbſt das Koth ꝛc. ſie müßen jedoch auf gewiſſe Art mit reinen Futter unterhalten werden, wenn man ſie geſund erhalten will, ſie ſind vielen Krankheiten unterworfen, welche aber gröſtentheils von ihrer Nahrung zu Hauſe, oder auf den Weiden herkommen. Zu Hauſe in den Küchen hat man Sammlungen von Spühlig in groſſen Steinen, Küfen, oder auch in kupfernen Keſſeln, darinn bleibt das Spühlig oft gar zu lang, auch zur Verſäuerung ſelbſt ſtehen, oder man ſchüttet täglich friſches Spühlig zu, ohne das alte verfüttert zu haben, und die Tröge, oder Behältniße gehörig zu reinigen.

Dieſe, dieſe ſind die Haupturſachen aller Schweinkrankheiten, beſonders der Finnen, Bräune, Raute, ꝛc. Man halte alſo, wenn man auf einen Spühligvorrath denken muß, allzeit ein paar Behältniſſe, und verfüttere allzeit das alte Spühlig weg, ehe es anfangen kann, in eine Säuerung überzugehen.

Wenn man den Schweinen giebt, was über Nacht auf zinnernen oder kupfernen Geſchirren geſtanden, oder wenn Pfefferkörner unter das Spühlig mit Kaffeeſaz ꝛc. kommen, ſo giebt man den Schweinen ein tödtliches Gift, und darf gar nicht wundern, wenn ſie

oft insgeſammt in einer Nacht im Stalle zu Grunde gehen, und todt gefunden werden. Unwiſſende rufen oft: Zauberey! — — Nein es iſt keine Zauberey, ſondern eine ganz natürliche Sache. — —

Zwey-drey-oder vierjährige Schweine ſind die tauglichſte zur Maſt, ſie legen weit beſſer zum Speck an, als junge, welche nur dem Fleiſch zuſezen. Vor allen müßen den Maſtſchweinen die lange Zähne mit ſcharfer Beißzange abgebrochen werden, ſonſt iſt in den Ställen keine Ruhe zu hoffen, ſie würgen, wühlen, und ſtoſſen alles zuſamm, man gebe ihnen in ſolchen Fällen einen Stock, Wurzel, oder altes Rad in den Stall, womit ſie ihre Zeit vertreiben. Will nichts helfen, ſo ſchlize man ihnen den Rüſſel ein wenig mit einem Meſſer, ſo werden ſie ruhig und ſtill. Bey der Einſtellung zur Maſtung hat man auf die gute Art, Länge und Größe, Gefräßigkeit zu ſehen. Unbeſchnittene ſind hart zu mäſten, denn ſie werden gern, wenn ſie 3 Wochen lang im Stalle, läufig, und nehmen ab, wollen nicht mehr freſſen; dieſes wiederhohlen ſie einigemale. Wer die Schweine ſchnell fett haben will, ſtelle ſie zur Zeit, wo ſie von den Getreidſtoppeln kommen, ein, füttere ſie anfangs mit Schrott oder mit gelben Rüben und Schrott; man gebe ihnen aber dieſen öfter und allzeit wenig, ſo freſſen ſie mit Luſt, und werden nicht überdrüßig. Brandweinſpühlig bringt ſie ſchnell in die Höhe. Vom Schrott bricht man täglich etwas ab, füttert ſie auch zulezt mit puren Gerſtenſchrott, und ſie ſind in 6 oder 8 Wochen fett. Geſchrottene Eicheln mit Kleye oder ſchwarzen Mehl unter die Getränke gegeben, machen ein kerniges

ges Fleiſch, und feſten Speck, dahero Speckſchweine damit trefflich herzuſtellen ſind. Erdäpfeln wie gelbe Ruben machen das ſchmackhafteſte Fleiſch, und mäſten geſchlachte Schweine in 3 bis 4 Wochen. Alte zum Kochen untaugliche Erbſen gequollen, und mit guten ſchwarzen Mehl, ſtellen ſie auch in 4 Wochen zum Schlachten gut her. Nur gebe man dieſes Maſtfutter oft, aber allzeit wenig; des Tages 6 oder 8 male iſt nicht zu oft; je fetter übrigens die Schweine werden, ſo weniger freſſen ſie, zulezt iſt eine Hand voll genug.

In Franken werden, beſonders wenn die Eicheln gerathen, ungemein viele Schweine gemäſtet, und ſie werden nicht ſelten zur Schaue aufgeſtellt; ich ſahe einsmals Schweine, wo die Mäuſe tief in den Speck eingefreſſen, ohne daß ſolches die Schweine fühlten; in Eiſſenheim hatte ein Becker ein ungemein fettes Schwein, ſo zulezt im Tage blos einen in Milch geweichten Wecken gefreſſen.

Der Speck und das Schmeer von den Maſtſchweinen haben ſtarken Gebrauch in der Wirthſchaft; das Fleiſch und die Schinken im Rauchfang ſind deſſen Schaz für das ganze Jahre; wie dieſe gut zu erhalten, wird der vierte Theil erklären.

§. IV. Von dem Schweintriebe und der Huthmaſtung.

Der Schweintrieb iſt eben ſo ſchädlich, als jener von jedem andern Viehe; denn die Schweine thun vielen Schaden durch ihren Wuhl, und weil ſie zu hizig, fallen ſie in jedes verſäuertes Lackenwaſſer, woran

ſie

ſie ihren Giftrank finden, welcher ſie öfter wiederhohlt, bald hinrichtet.

Bey dem Schweintriebe gewinnt man wenig oder gar nichts, ja man hat vielmehr großen Schaden; in Bayern läßt man die Schweine frey auf den Saamen = Kraut = und andern Feldern im Sommer wie im Winter laufen; damit ſie ſich aber nicht verlaufen, oder Schaden thun können, umzäunt man jedes Stück Feld mit einem todten Holzzaune (denn lebendige Zäune zu machen, fällt keinem ein) der bald wieder verdirbt, und erneuert werden muß, dabey iſt aber gewiß kein Gewinn — — — Ja man wird erſt bey einreißenden Holzmangel den Schaden fühlen, und zu ſpat aufwachen.

Was man gewinnt, möchte ein Mittagfutter ſeyn, welches dabey zu erſparen iſt; allein die Schweine laufen, und freſſen ſich bey der ſchlechteſten Nahrung vielmehr hungerig, und rennen abends in vollen Lauſe nacher Hauſe, damit ſie ihren Hunger ſtillen können. Auf den Wäſen und Wieſen durchwühlen ſie alles, und richten groſſen Schaden an, dabey verliehren ſie das Koth, ſo die Gräſer verderbt, und dem Schaafeviehe unbrauchbar macht: andere Schäden ungerechnet, welchen ſie verurſachen, wenn keine Verzäunungen um die Aecker ſind; ich ſahe öfter mit Augen, wie in Bayern die Alte mit Jungen in den ſchönſten Waizenäckern zur Erndtzeit ihre Weiden geſucht — — allein dieſen Schaden achtet man wenig — —

Gehen die Schweine in die Waldungen, alldort eine Nahrung an den Eicheln und Bücheln zu ſuchen, ſo richten ſie dort neue Schäden an; ſie durchwühlen alles, und laſſen kein junges Bäumlein aus dem Saa-

men erwachſen, oder aufkommen, wühlen die zarte Bäumlein, ſo allbereit aufgegangen, und friſch erwachſen, wieder um.

Man ſollte demnach allenthalben die Verbote, in den Wald Schweine zu treiben, ergehen laſſen, und den Landleuten verſtatten: oder vielmehr gebieten, die Eicheln und Bücheln aufzuſammeln, und die Schweine damit zu Hauſe zu mäſten. Bey dieſer Aufſammlung, welche vor Winters geſchiehet, iſt man verſichert daß 1. nicht alle Eicheln und Bücheln aufgeſammelt werden, ſondern für den Wald einiger Saamen bleibe, weil nicht alle Früchte genau aufgeleſen werden können, und 2. daß junge im Frühling aufgewachſene zarte Bäumlein nicht wieder abgenagt, oder ausgewühlt werden, 3. auch das ſchon erwachſene Stämmlein unbeſchädigt bleiben, und aufkommen können. Urſachen, welche jede Herrſchaft bewegen müßen, den Waldtrieb aufzuheben.

Wenden Förſter und Jäger ein, und ſagen, der Wuhl der Schweine in den Waldungen lockere den feſten Boden, und darein verwühlte Eicheln, oder Bücheln können beſſer anſchlagen, und wachſen, ſo frage ich ſie: was alles dieſes Lockern und Aufgehen des Saamens nüze, wenn die Schweine im folgenden Herbſt die aufgegangene Bäumlein wieder auswühlen, oder abfreſſen, und verderben? Was hilft der Wuhl auf Wuhl, wenn nach verlezten Baumwurzeln die Stämmlein abſtehen müßen? — — wenn die verlezte Bäumlein verfaulen? — oder austrocknen? Solche Eiferer für die Wälder gehen nur mit einem Häcklein verſehen an die leere Waldpläze, lockeren den Boden auf, und ſäen die taugliche Sämen, ſo werden unter ihrer Auf-

ſicht

Aufſicht bald ſchöne Bäume aufwachſen, und ſie werden ſich um die Waldungen, wie um das gemeine Weſen verdient zu machen, alle Gelegenheit haben.

Die Näße, Reife, Thau, und beſonders die große Sommerhiz iſt den Schweinen gar beſchwerlich und ſchädlich; an trockenen und dürren Orten, auf Bergen können ſie nicht ſeyn, weil ſie keinen Durſt leiden wollen, und darfen, ſie müßen alſo in Brüchen und Moräſten, oder Sümpfen eine Abkühlung und Linderung ihres Durſtes ſuchen, und zu ihren Verderben ſaufen.

Es bleibt alſo der Schluß, man ſolle die Schweine gröſtentheils zu Hauſe halten, und nicht mehr einſtellen, als man mit dem, was das Haus zur Nahrung abwirft, ernähren kann; und dieſes um ſo mehr, wenn alles übrige Viehe nach eingeführter Stallefütterung zu Hauſe bleibt, und die Huthweiden in Aecker, Wieſen und Kleefelder oder Gärten verwechſelt worden. Ich förchte gar nicht, daß die Schweinzucht hiebey leide, oder vermindert werde; vielmehr habe ich alle Urſache zu behaupten, daß nach dem Maaße des vermehrten Rind- und Schaafeviehes auch das Schweinviehe vermehrt, und eine gößere Anzahl an Schweinen gehalten werden könne. Denn

1. Iſt gewiß, daß wenn mehr Früchte auf mehr Aeckern gebauet werden, für ſie mehr Körner oder ſchlechtes Mehl und Kleyen abfalle, und ihre Fütterung verbeſſere.

2. Werden mehr Gemüſe in Gärten, mehr weiße und gelbe Rüben, Erdäpfeln, und dergleichen auf den Aeckern gebauet, ſo haben die Schweine an den Abfällen offenbar mehr Nahrung zu hoffen, welche ſehr

beträchtlich ausfallen kann, nachdem man viel bauet.

3. Bey der Vermehrung des Rindviehes, beſonders der Kühe, kommt ein großer Beytrag für alte und junge Schweine an der geronnenen dicken Milch, an der Molke oder Schotten beym Käſemachen, am Spühlig, und allem dem, was eßbar iſt, und in größeren Vorrath gewonnen wird.

4. Dabey müßen die Schweine ſicher weit geſünder bleiben, und zum Wachsthum ſtärker anſezen.

Da man aber zur Erndtzeit die Schweine in die Getreidſtoppeln zu treiben gewohnet ware, ſo kann dieſer Trieb, wenn er räthlich ſcheinet, beybehalten werden, weil die auf den Feldern verlorne Körner, und Getreidähren den Schweinen ungemein gut zuſchlagen, und hiedurch gleichſam der erſte Grund zur Maſtung gelegt wird. Dieſe Körner könnten aber, wenn man die Schweine nicht darauf gehen läßt, bey der Rübenſaat untergeackert, und eine abzugraſende Futterweide, oder eine gute Schaafeweide geben.

Wer jedoch eine gute mäſtende Weide für Schweine zurichten will, richte es nach Art der Engelländer ein. Die Engelländer bauen einen ſchicklichen Acker mit Klee an, und wenn dieſer erwachſen, treiben ſie die Maſtſchweine dahin, nachdem ſie den mehreſten großen Klee abgemähet haben, laſſen den übrigen den Schweinen, wobey ſie ohne aller Mühe fett werden.

Hätte ich einen Vorſchlag zu machen, ſo ſollte man die Saamenbollen von den Erdäpfeln, wenn ſie reif, einſammeln, und auf einen beſondern Acker, oder auf einige Beete ausſäen, ſind hernach dieſe im Herbſt ſo groß als wälſche Nüſſe aufgewachſen, ſo treibe man

die

die Schweine darauf, und ſie haben ſicher die gedeihlichſte Maſtung, ohne daß man dabey eine Mühe habe.

Der Klee wie der Erdäpfelſaamen, könnten auf einem Stücke von der Huthweide zum Ackerfeld hergerichtet, wie im I. Theil zu ſehen, ausgeſäet, für die Schweine einer ganzen Gemeinde eine Huth- und Maſtweide abgeben, wobey alle Inwohner ihr Vergnügen haben müßten; dahin wären ſie inner einem lebendigen Zaune zu verſchließen, und würden keines Hirten oder Hüthers bedarfen; nur ſoll ein gutes Quellenwaſſer dabey ſeyn, wo ſie ihren Durſt löſchen können. Ein ſolcher Acker wird dabey wie bey Schaafen gepfercht, und im nächſten Jahre, wenn man nicht räthlicher noch einmal Erdäpfeln anſäen will, wohl gebauet mit Hanfe oder Leine beſäet, oder zum Hopfengarten angelegt, ſo wird man mit Erſtaunen ſehen, wie alles ſchön herwachſe; denn dieſe Gewächſe lieben einzig den Schweindung, und kommen dabey herrlicher fort, da faſt alle andere zurück bleiben. Auf ſolche Weiden wäre auch Schweinbrod anzubringen, wie im III. Theil zu ſehen.

Auf dieſe Art hat man anſtatt der ſonſt unnützen Huthweiden ganz neue Weiden, worauf die Schweine ohne alle Unköſten zu mäſten ſind, folgſam hat man alle Jahre daran eine ſichere Maſtung, es mögen die Eicheln gerathen, oder nicht; gerathen ſie, ſo leſe man die Eicheln auf, und verwende ſie das Jahr hindurch zur Maſtung, ſo kann man die Maſtſchweine doppelt halten, ſomit mehr junge erziehen, und aufſtellen. Es bleibt alſo mein Schluß und Saz, daß mit Aufhebung aller Huthweiden nicht nur mehr Rind- und Schaafeviehe, ſondern auch mehr Schweine er-

halten, beſſer genähret, und ſicherer gemäſtet werden können, wie jeder erfahren wird, der meine Vorſchläge befolgt. Ich mißrathe ohnehin die jungen Spanferkeln, die ein junges unkräftig- und ketſchiges oder unreifes Fleiſch geben, ſo häufig zu ſchlachten, hat man nun mehr Futter für die Schweine, ſo kann man mehrere unterhalten, und ſie zur Zeit, wo ſie ein unterwachſenes gutes Fleiſch geben, mit Vortheil ſchlachten.

Im Brach- und Heumonat ſollen die Schweine niemal auf die Weiden gelaſſen werden, theils wegen der ihnen ſchädlichen Hize, theils weil ſie die kleinen Johanneskäfer, und andere giftige Inſeckten freſſen, davon erkranken, auch oft gar hinfallen. Wer etwas dergleichen wahrnimmt, gebe gleich etwas Schwefelgeiſt mit Theriack und Safran in ſcharfen Eßig ein, wenn er ſie zu retten gedenkt.

Viele andere Heilmittel wider verſchiedene Krankheiten ſind im Anhang einzuſehen.

Man könnte übrigens fragen, wo denn nach abgeſchaften Huthweiden, die arme Schwein- und Viehhirten hin ſollen? Antwort, ſie ſollen anſtatt müßig, und unwiſſend bey oder mit den Heerden, umzuwandern, nützliche und emſige Arbeiter im Feldbaue und ſonſt werden, ſelbſt ihr Brod gewinnen, wie andre Mitbürger, wozu ihnen die Gemeinde ſelbſt Anlaß Gelegenheit und eine Beyhilfe, (wenn ſie dennoch die Regungen der Barmherzigkeit fühlen) machen können, wenn ſie ihnen bey Vertheilung der Huthweiden, etwas zum Feldbaue ꝛc. anweiſen, wovon ſie ſich anſtändig nähren können.

§. V.

§. V. Von den Stallungen für die Schweine, das Schlachten ꝛc.

Die Ställe für Schweine ſollen, wie die übrigen Vieheſtälle, mit Mauerſteinen aufgeführt ſeyn, damit ſie nicht durchbrechen, oder leicht einen Schaden machen können. Aus eben dieſer Urſache ſollen auch die Schweintröge nicht von Holz, ſondern von Steinen ſeyn, ſo können ſie dieſelbe nicht vernagen.

Das Pflaſter von den Ställen iſt abſchüßig zu richten, damit die Unreinigkeiten abfließen, und das Lager für Schweine rein bleibe.

Auf 100 Maſtſchweine könnte der Stall 25 Ellen lang und 20 Ellen breit ſeyn, damit darinn allzeit 25 Schweine von einander geſöndert ſtehen können, werden 4 Eintheilungen gemacht. Die ſteinernen Tröge können beym Eingang 6 Ellen lang, und 15 Zolle breit, tief eingemauert feſt ſtehen: die Höhe des Stalles im Lichten kann 5 Ellen ausmachen.

In den Seitenwänden von jedem Stalle, ſind an der Decke 3 Luftlöcher einen Schuh weit im Vierecke anzubringen, damit die Ausdünſtungen dadurch verfliegen, und die Schweine friſchen Luft haben.

Der Schweinmiſt wird ordentlich ausgeſchaft, und am räthtlichſten mit dem Pferdemiſt vermiſcht, ſo macht einer dem andern gut: allein aufbehaltener taugt in Hopfengärten, wo er am kräftigſten zuſchlägt ſonderbar wenn Schweine das Spühlig aus Bierbräuereyen und Brandweinbrennereyen mit dem gekochten Hopfen genießen; dieſer Miſt ſoll den ſchädlichen Mehlthau vom Hopfen abhalten, vielmehr bekömmt der Hopfen davon einen ſtarken Trieb, das er ſelbſt ganz ſtark

den Saamen der zarten Inſeckten, ſo den ſogenannten Mehlthau ausmachen, unanſtändig, oder ſie zu nähren nicht zart genug iſt, dabey gehen dieſe Inſeckten zu Grunde, und der Hopfen muß wohl gerathen.

Das Schlachten wird das ganze Jahr, forderſamſt um Martinus, oder im Wintermonat vorgenommen, wobey der Landmann die Ingeweide mit Fleiſch zur Winterſpeiſe, das beſte Fleiſch aber zur Sommernahrung beſtimmt, an den Würſten hat man eine ergiebige, und für Haushaltungen zuträgliche Speiſe, die gar nicht zu verachten, oder für klein anzuſehen.

Eines finde ich beym Schweinſchlachten auszuſtellen, daß man nämlich ſo wenig darauf bedacht, die Häute von den ſtarken Schweinen abzuziehen, und zum Leder zurichten zu laſſen, wo es zum Bücher einbinden die beſte Dienſte leiſten könnte. Dieſe Häute werden mit dem Fleiſche in Stücke zerhauen, nachmals genoſſen, und weil ſie unverdaulich ſind, bringen ſie Manchen allerhand Schwach- und Krankheiten, oder gar den Tod; denn alle die ohne Feld-Garten, oder Handarbeiten, ohne ſtarken Bewegungen im Gehen und Reiten ſind, oder ſonſt ein ſtilles ruhiges Leben führen, werden bey genoſſenen Schweinhäuten erkranken, ohne daß ſie auf dieſe Urſache der Unverdaulichkeit denken. Würden dieſe Häute beſagtermaſſen zu Leder gewidmet, und nicht genoſſen, ſo wären wenigere krank, oder ſie hätten mehr Brech- oder Laxiermittel erſpart.

In großen Städten ſcheinet beſonders auszuſtellen zu ſeyn, daß man allda, ohngeachtet der Ueberfluß am Gemüſe Rüben und andere Abfällen, an Küchenſpühlig, Fleiſchwäßern ꝛc. iſt, gar nicht auf

deren

deren Sammlung für Schweine bedacht. Der Platz und die Umſtände erlauben zwar nicht, in der Stadt ſelbſt Schweine zu unterhalten, es könnte aber füglich in den Vorſtädten oder nächſten Mayer- oder Bauernhöfen geſchehen, wohin man alles in der Stadt geſammelte Schweinfutter verführen und verfüttern könnte. Mezgern oder gewiſſen Pachtern ſollte daran gelegen ſeyn, diesfalls in jeder Haushaltung die Beſtellung zu machen, und das beſtellte Spühlig auch nur gegen ein kleines Trankgeld abzuhohlen: es könnten in den größeren Städten oft mehr 100, oder gar mehr 1000 Schweine hievon unterhalten werden, da doch dermalen alles in Döhlen oder auf Gaſſen unnüz liegt, und verfließt; weil man dieſe Salz- und ölreiche Stücke, ſo vielen andern bey ihrer Faulung eine neue Nahrung zuführen könnte, nicht einmal zum Dung zu verwenden bedacht iſt.

Es iſt unbegreiflich, wie doch möglich ſeye, daß an ſolchen Orten, wo viele witzige Köpfe ſind, ſo gar wenige auf ernſtliche Verbeſſerungsmittel, und den Nahrungsſtande denken, oder ihm aufzuhelfen trachten. An einigen Orten ſchlägt man ſich faſt um das Koth, um den Dung, um Aſche ꝛc. oder zahlt ſie recht theuer, und in den größten Städten ſiehet man dieſe Stücke täglich in ungeheuer Menge ausführen, an Flüße ſchütten, damit ſie fortgeflößet werden, hernach klagt man über die Unfruchtbarkeit des Bodens. Man darf z. B. nur die Ufer der Wien betrachten; ſo ſiehet man an einem Orte Leimenwände und ausgeriſſene verbrennte Backſteine aus allerhand Oefen, Viehehörner, Gebeine, Miſthaufen, Gerberlohe, faule Holzerde, bey den Wäſchereyen Aſche ohne

ne Erde, Seifenwäſſer. ꝛc. Alles dieſes könnte die nächſten Felder und Gärten, oder Weinberge zur vollkommenen Fruchtbarkeit herſtellen. — — Allein — die Schweinarten ſind in verſchiedenen Ländern verſchieden, wie die Art zu ſchlachten verſchieden iſt, Im Wälſchlande ſind alle Schweine ſchwarz, an der Farbe den Wilden ganz ähnlich, ſie haben vorzüglich große, dicke und lange Hälſe. Wenn die Schweine fett, ſo wiſſen ihnen die Mezger im Genick, oder Seite aufs Herz einen Stich anzubringen, daß ſie taumelnd hinfallen, ohne ſich zu verbluten, ſie werden alsbald noch warm auf Wägen oder Karren geladen, in die Officinen der Städte abgeführt, und aldort nach abgenommenen Geblüte ausgeweidet ꝛc.

Durch die vorzügliche Milde höchſter Fürſten und Herrſchaften, welche auf das Wohl ihrer Untergebenen, den erſteu Augenmerk gerichtet halten, ſind dermalen die wilde Sauen, wie das übrige Wildprät, faſt allenthalben, wo nicht gar ausgerottet, doch gemindert, damit der arme Landmann von dieſen Feinden ſeiner Früchte befreyet lebe, und in etwas verſchnaufe. Damit jedoch dieſes ſchwarze Wildprät nicht gar vertilget, ſondern ein nüzlicher Gebrauch davon gemacht werde, halten verſchiedene einen wirthſchaftlichen Gebrauch davon zu machen, die wilde Sauen in verſchloſſenen Pläzen, haben Junge davon in Ställe gebracht, ſie mit den Zahmen begaten laſſen, und erhielten hiedurch eine ſchöne Art von wilden Schweinen. Von dieſen wird hernach von Zeit zu Zeit, ein Stück gut gemäſtet, nachmals für die Haushaltung eine Zeit lang mit den Hunden gehezt

hezt, endlich erſchoſſen, wie ſchwarzes Wildprät behandelt, zugerichtet, und verſpeiſet.

Herrſchaften erhalten durch dieſe Wege die Art, ſie haben dabey ihre Ergözung, und wenden der Wirthſchaft alles zu, was durch dieſe verdorben, oder verlohren ware, ſolang ſie den freyen Lauf hatten.

VIII. Abhandlung.

Von den Geiſen oder Ziegen, auch etwas von Hunden und Kazen.

§. I. Von den Geiſen, Böcken, und ihrer Nuzung.

Dieſe Thiere ſind nicht minder in der Wirthſchaft nuzbar als fruchtbar: eine gute Geiſe kann oft die Stelle einer ſchlechten Kuhe an der Milch vertretten. Die Geiſe bringen insgemein zwey, oft drey Junge, ſind alſo fruchtbarer als Schaafe: die Junge wachſen im zweyten Jahre ganz aus, und ſind ſchon im zweyten Jahre zum Bock zu laſſen, und zwar zur Herbſtzeit, damit ſie im Frühling ihre Junge bringen.

Die Geiſe ſind nicht haicklich im Freſſen, ſie nehmen insgemein mit dem vorlieb, was andere Thiere nicht mögen, jedes Gras, Laub an Dornſtrauchen, oder Gebüſchen, Waldbäumer, an Hecken, Rangen, und was bey Kühen oder Pferden abfällt, freſ-

freſſen ſie gerne, ſind dahero insgemein der Armen Eigenthum, weil ſie leicht zu nähren. Man hat ſie nicht gern in Waldungen, wo ſie am Gehölze ſchaden, ſie müßen dahero mit den Schaafe- Schwein- oder andern Heerden gehen, damit ſie keinen Schaden bringen.

Jene, welche Holzzäune haben, und keine Scheere zum Abſchneiden gebrauchen wollen, laſſen nur die Geiſe daran, ſo nagen ſie das Laub ab, nehmen auch die äußere Spitzen hinweg, und erſparren eine Mühe.

Auch im Winter freſſen ſie das gedörrte Wald- und Baumlaub, ſo man ihnen vorlegt: im Sommer klettern ſie auf Felſen und Bergen herum, ihre anſtändige Kräuter zu ſuchen. Im Winter müßen ſie wieder die Kälte verwahret ſeyn, und die Reinigkeit gedeihet ihnen.

Milchtreibende Kräuter und Gräſer für Geiſe ſind das Epheu und Finfingerkraut, denn wenn ſie von dieſen zu Freſſen bekommen, geben ſie viele Milch, und lohnen mit dieſen die wenigen Gaben.

Gute Geiſe müßen gute und viele Milch geben, lang hangende Euter haben, auch mit vielen und dicken Haaren wie die Böcke verſehen ſeyn, unter dem Maul haben ſie ein paar Warzen.

Die Böcke ſollen groß, mit langen Haaren und breiten Seiten, dicken Beinen, vollem und kurzem Halſe, lappig- und abhandenden Ohren, kleinem Kopfe mit ſonſt weichen glänzenden Haaren, ſammt zwey Warzen am Kienbacken verſehen ſeyn.

Die Geiſe werden 10 auch 12 Jahre alt, nicht aber die Böcke: die leztern liebt man in Pferdeſtällen, wenn ſie von ganz ſchwarzer Farbe ſind, ſie freſſen

das den Pferden abfallende Futter, wachſen dabey ſchön auf, und zahlen das, an ihnen Verwendete mit einer guten Haut, welche an großen Böcken hoch gehalten wird; wenn die Böcke im zweyten oder dritten Jahre recht fett, ſo werden ſie ehe ihr Stinkzeit kommt, geſchlachtet, und das Fleiſch wird wie Schaafefleiſch zubereitet.

Die Böcke haben ihre Krankheiten, und fallen zuweilen unvermuthet hin. Wenn dieſe, oder Geiſe nicht mehr freſſen wollen, ſo giebt man ihnen das Futter, ſo Schaafe oder Kühe aus dem Maul haben fallen laſſen, ſtreicht ihnen dieſes ins Maul, und ſie werden bald wieder zu freſſen anfangen.

Entgehet den Geiſen die Milch, ſo miſcht man etwas Anis, und Fenchel unter ihr Futter, fährt im Melken fort, wenn auch keine Milch kommen will; auf dieſe Art können ſogar Junge melkbar gemacht werden, daß ſie auch, wenn ſie noch keine Junge hatten, die Milch bald geben.

Die Krankheiten der Geiſe ſind hart zu erkennen, in dergleichen widrigen Fällen, ſtoſſen einige die Dornwurzel im Mörſel zu Pulver, gießen Regenwaſſer daran, und laſſen ſie davon ſaufen, und erhalten ſie geſund. Andere ſtoſſen geſottene Krebsſchaalen, und geben den ausgepreßten Saft zu trinken ein.

§. II. Von fremden ausländiſchen Geiſen, von dieſer und der inländiſchen Nuzen.

Die angoriſchen Ziegen, oder die arabiſche Geiſe in Arabien haben theils ſchneeweiße, theils ſilberfarbe zarte, zur halben Elle lange Haare, aus welchen

chen die fürtreflichſte Zeuge, nämlich die Kamelotte, ſonſt Kamelot genannt, gemacht werden, ſie ſind im übrigen unſern Geiſen ganz gleich, haben zwey Hörner, freſſen das Gras, Laub und Kräuter eben ſo; ſie werden alle Jahre wie Schaafe geſchorren, heißen in Arabien Kamele, und die Haare Kamelhaare, welche alſo nicht mit den Kamelthieren aus Afrika zu vermiſchen ſind, da man in der irrigen Meinung iſt, die Kamelotte kommen von den Kamelthieren her.

Mir iſt noch zur Stunde etwas Verwunderns-würdiges, daß da man aus allen Welttheilen die Seltenheiten, und Thiere in Europa überbringt, man dieſe Ziegen noch nicht herbey gebracht, oder damit Verſuche zur Nachzucht angeſtellt hat, dieſe Haare zum Garn und feineſten Zeugen zu Kamelotte zu erhalten.

Im Wälſchlande ſind die junge Geislein eine gar gemeine Speiſe zum Braten Caprete genannt, im Deutſchlande werden ſie meiſtens bey Juden, oder auch bey Herrſchaften, ſelten bey gemeinen Leuten genoſſen: dort ſihet man oft an jeder Officien 40, 50, auch mehr geſtochene junge Geislein zum Aushauen hangen, und verkaufen.

Die romaniſche Geiſen ſind ganz weiß, und groß mit langzottig- und herab hangenden Haaren: ſchon im Märzmonat und dem folgenden Sommer, werden ſie Heerdenweis in Rom durch die mehreſte Gaſſen getrieben, man ruft die Milch aus, und wer ſolche verlangt, dem wird ſie friſch gemolken, auf der Stelle gegen die Zahlung abgereicht: von Kühen

iſt

iſt wenig und ſelten, von Eſeln leichter, aber von Geiſen die mehreſte Milch zu erhalten.

Die Geiſemilch wird für die geſündeſte gehalten, und deshalben von den Herren Leibärzten angerathen. Wer dieſe Milch als eine Kur gebrauchen will, füttere den Geiſen im Frühling gute Kräuter und Gräſer, ſonderbar Sauerampfen, Petterſille, Salbey, Jſop, Zikory, Selleri, und dergleichen.

Dieſe Milch iſt ſehr zart, taugt deswegen nicht wohl zu Butter, aber beſſer zu Käſe, nachdem ſie mit Schaafemilch vermiſcht worden, und bey dem Käſemachen wirft ſich eigentlich die ſogenannte Ricotta in die Höhe, wird mit Binſenkörblein herausgehoben, auf Bretter geſtellt, damit die Molke auslaufen könne, und nachmals in den Städten verkauft, wie Butter auf das Brod geſchmiert, der zu Boden liegende Käs wird auch herausgenommen, in Förme gebracht, ausgepreßt, getrocknet, endlich mit Salz wohl um und um beſtreuet, nachmals eben ſo in den Städten verkauft.

Die Ziegen- oder Geisfelle haben verſchiedenen Gebrauch: daraus wird das Pergament, Korduan- und Savianleder zu Beinkleidern, Schuhe, Handſchuhe, auch das ſogenannte Hünerleder zugerichtet; nämlich die Geisfelle werden im Kalch eingeweicht, dann zieht man die obere Haut herab, färbt dieſe dinne weiße Haut, blau, grün, violet, oder roth, und heißt es Hünerleder: in Dännemark iſt man mit deren Verfertigung am ſtärkeſten beſchäftiget.

Auch die umgewendet gereinigte, einmal durchaus geſchlizte Gedärme taugen wie bey Schaafen zu den klin-

klingenden Saiten, wovon im IV. Theile zu handeln.

§. III. Von den nothwendigen Hunden und Kazen.

Dieſe Thiere ſind vielen aber nicht allen Haushaltungen entbehrlich, nur kommt es darauf an, daß man die nothwendige beybehalte, die unnüze und überflüßige aber wegſchaffe. Ein Hündlein zur Haltung der Wache, oder zur Ergözung iſt allzeit zuläßig, aber viele große Hunde, auch zu viele kleine unnüze ſind keineswegs zu billigen, weil ſelten ein guter Gebrauch davon gemacht werden kann.

Dieſe machen der guten Wirthſchaft überall einen Abtrag, oder ſie zeigen an, daß man wider die ganze Natursvorſchrift das Viehe mehr als Menſchen liebe, und beſorge, ſomit keine, den chriſtlichen Geſäzen verhältnißmäßige Liebe unterhalte. Hat man ein übriges Stück Brod oder Fleiſch, ſo iſt man dieſes von ſeinem Ueberfluß dem elenden und ſchmachtenden, oder ſonſt verlaſſenen Armen ſchuldig. Oft müßen arbeitende Dienſtbothen in den Häuſern bitteren Hunger leiden, und die Hunde erhalten vom Tiſche die niedlichſten Speiſen; Fleiſch zum Ueberfluß, daß ſie gar kein Brod mehr freſſen — — —

Eine Unordnung, welche auf gar keine Art gebilliget werden kann, ſonderbar wenn die Hunde noch dazu ihren Raum, Kaffee, und ihre Schlafebette haben müßen, wo hingegen mancher bedürftiger Mitmenſch auf der Gaſſe oder Strohe liegen muß, ohne daß man ihm eine Hilfe zu leiſten denkt.

Große Hunde gehören nicht in Zimmer und Wohnungen, damit ſie ihren Hundsgeſtank verbreiten, ſie

ſind

ſind zu den übrigen Thieren in die Ställe zu verbannen, oder in den Höfen zur Wache aufzuſtellen. Ein großer Hund kann dem Mezger auf Straſſen, und beym Viehetriebe, dem Jäger zum Jagen in dem Walde, dem Landmanne auf ſeinem Gute dienen, und dem Schäfer auf ſeinen Weiden, auch dem einſam wohnenden Müller durch ſeine Wachtſamkeit ſchüzen, die übrige ſind überflüßig, und freſſen nur den Armen das Brod vom Munde weg. Jene, welche ſich der Hunde zum Holz- Gras- oder Kleeziehen an Wägelein geſpannt bedienen, handeln wohl, weil ſie hiedurch ihr Brod verdienen müßen.

Eben ſo iſt es mit Kazen zu halten, eine oder die andere gute Kaze kann viele Mäuſe wegfangen; wo viele ſind, raumen ſie alles weg, und iſt nichts von ihnen ſicher; an deren ſtatt ſind nüzliche Thiere aufzuſtellen. Die Pelze und Gedärme haben guten Gebrauch zu den obgedachten Saiten, übrigens vergrabe man ſie an Bäume von ſchlechten Ausſehen.

IX. Abhandlung.

Von dem in die Hauswirthſchaft erforderlichen Flügelviehe.

Jedem Land- oder Hauswirth muß zur erſten Regel ſeyn, daß er nichts kaufe, ſondern alles verkaufe, was er in ſeiner Wirthſchaft an Flügelviehe jährlich entrathen kann. Das Flügelviehe iſt für groſſe Haushaltungen ein wichtiger Gegenſtand, und kann auf ſei-

ne Art ſo viel als anders Vieh eintragen. Ich erachte deswegen für nöthig, deſſen Nachzucht mehr bekannt zu machen.

§. I. Von den Gänſen, ihrer Nuzung und Maſtung.

Die Gänſe ſind im Wälſchlande ein ſeltener Vogel, weil man dort keine Federn, ſondern die Schaafe=oder Baumwolle zu Betten gebraucht, im Deutſchlande hingegen haben ſie ſtarken Gebrauch. Sie ſcheinen einigen, ungeachtet ſie die Federbette lieben, ganz gehäßig; allein ſie ſind in großen Höfen räthlich zu unterhalten; ſie geben an ihrem Fleiſche, Fette und Eyern eine gute Nahrung, an den Federn die Bette, an den Flügeln die Federwiſche, endlich an den Kihlen die Schreibfedern. In großen Höfen, wo viele Getreide ausgedroſchen werden, finden ſie ihre Nahrung und kiefeln die unreife, annoch in den Aehren ſteckende Körner aus, welches beſſer iſt, als wenn dieſe den Mäuſen übrig bleiben, ſonſt begnügen ſie ſich mit dem, was an Krautdorſchen, oder gepuzten Rüben abzufallen pflegt. Im Sommer koſten ſie gar nichts, wenn ſie auf den Weiden ſind, welche jedoch insbeſondere anzuweiſen ſind, damit ſie nicht mehr Schaden verurſachen, als Nuzen bringen; damit ſie auch nicht von ihrer angewieſenen Weide entfliehen können, ſollte man ſie zwiſchen hohen Geſtäuden ſchränken, oder an gewiſſen Pläzen hüthen laſſen.

Einige wollen die Gänſe verbannet wiſſen, weil ſie mit dem bißigen Koth die Gräſer abtreiben.

Freylich das friſche allenthalben auffallende Koth iſt jedem Graſe ſchädlich, wenn es aber auf Häufen gebracht wird, und vergähren kann, hat es ſeinen

Nu=

Nuzen, wie jedes andere; würden es müßig ſtehende Hirten zuſamm ſammeln, und auf Häufen richten, ſo hätten ſie nach 6 Wochen einen Dung, der ihre Mühe lohnen könnte.

Anſtatt der Gänſe rathen einige die Schwanen an, wovon man die Federn erhalten kann; allein da ſie nichts als bloſſe Federn abwerfen, hingegen das Fleiſch ungeachtet iſt, ſo ſcheinen die Gänſe vorzuziehen.

Einige fodern zu 6 Gänſe, andere zu 10 oder 15 einen Ganſer, oder Gänſerich; die Ganſer ſind an langen Beinen und Hälſen, auch am ſtarken Schreyen leicht von den Gänſen zu unterſcheiden.

Die Gänſe legen ihre Eyer ſehr bald im Hornung oder März: einige legen 4, 6, oder 8, andere 10, 12, oder mehr Eyer, welche nach und nach zu ſammeln, und an mittelmäßigen Orten aufzubehalten ſind. Erfahrne in der Wirthſchaft wiſſen, daß die Gänſe ihre Eyer gern überall fallen laſſen, ſie ſind deswegen frühe vor dem Austreiben zu befühlen, wenn ſie Eyer haben, werden ſie verſperrt gehalten.

Die Gänſeyer zum Brüten müßen friſch ſeyn, jene, ſo ein halbes Jahr alt ſind, auch jene von jungen Gänſen taugen nicht znm Brüten, wie jene von alten Gänſen, welche ohne Ganſer ſind. Die beſte Legegänſe ſind jene, die hangende, faſt bis zur Erde gebogene Bäuche haben.

Sobald die Gänſe viele Federn in den Neſtern liegen laſſen, ſo iſt es ein Zeichen, daß ſie bald brüten wollen; man legt derohalben einer ſolchen Gank 10, 12, oder höchſtens 15 Eyer unter, ſezt ſie in ein Stroheneſt, ſtellt Freſſen und Waſſer mit Sande in einem reinen erdenen Geſchirre vor, ſonſt gehen ſie

vom Neſte weg, wobey die Eyer gern erkalten. Nach 4 Wochen ſchliefen die junge Gänslein aus, werden einige Tage mit hart geſottenen und kleingehackten Eyern, ſammt beygemiſchter Waizenkleye, auch zuweilen mit grünen Gerſteſaamen oder klein gehackten Neſſeln gefüttert, welche gut zuſchlagen. Wenn man ein paar grüne Wäſen ins Zimmer bringen, und ihr Saufen in einem darein geſezten Tröglein vorſezen kann, werden ſie munter, viele legen Glasgalle aus Glashütten als ein Bewahrungsmittel wider die Krankheiten; eingeweichte Gerſten- oder Haberkörner; auch Schrott mit Neſſeln und Kleye vermiſcht, geben ihnen eine ſtärkende Nahrung.

Nach 4 Wochen fangen ſie an, Kiele zu treiben, wo ſie am ſchwächeſten ſind, man gebe alſo ſtärkende Haber- oder Gerſtenkörner zuvor gequollen, oder geröſtetes Brod frühe und Abends. Vor dem Sonnenſchein, und bey der Thaunäſſe ſind ſie niemal auszutreiben, auch laſſe man ſie nicht zu Neſſel- und Diſtelſträuche, ſonderbar halte man ſie bey der Kälte und ſtarken Regen zu Hauſe.

Die flücke Gänſe werden wie die alte, alle 7 oder 8 Wochen vom März bis zum Wintermonat, wenn es nicht zu kalt iſt, unter den Flügeln, auf den Rücken, an den Füßen, und am Bauche berupft; die zu mäſtende Gänſe werden nicht gerupft, ſo ſchlägt ihnen die Maſtung beſſer zu.

Die Kiele zum Schreiben werden im März und Wintermonat aus den Flügeln gezogen, ſonſt verlieren ſie dieſelbe. Im Sommer freſſen ſie Salate, Kraut, Wurzeln, Rüben, Erdkohlraben, Erdäpfeln, oder nur

die Abfälle davon. Im Winter beſtehen ſie bey ſchlechten Afterkorn, Kleye, Schrott, Hirſeſpreue.

Die unterlegte Gänseyer werden auch von den Püphünern ausgebrütet, wie von andern Hünern.

Die Gänſemaſtung verdienet beſonders angemerkt zu werden. 1 die Juden mäſten die Gänſe mit Nudeln von Haber = Gerſte und Heidekornſchrott; unter das Mehl miſchen ſie kleine geſtoſſene Pfeffer und Salz, damit die Gänſe durſtig werden, und viel ſaufen mußen, wodurch die Leber ausgedehnet und groß wird. Die gemachte Nudeln werden währenden Füttern in Milch eingetunkt, öfter aber allzeit mit wenigen gefüttert, auch allzeit friſches Waſſer beygeſezt, damit ſie ihren Durſt löſchen.

2. Eine andere Art iſt dieſe; man giebt den Gänſen trockenen oder angefeuchteten Haber, oder trockenes Korn, würflecht geſchnittene gelbe oder weiße Rüben, Erdäpfeln ꝛc. damit 3 Wochen gefütterte Gänſe erhalten ein ſchönes fingerdick angelegtes Fett. Mit gelben Rüben oder Erdäpfeln gemäſtete Kapaunen und Indianer bekommen ein gar ſüßes, und ſchmackhaftes Fleiſch davon. Mit täglich dreymal vorgeſchütteten Heidekorn ſollen ſie in 14 Tagen fett ſeyn.

3. Einige Juden mäſten ihre Gänſe in 14 Tagen ſo: ſie nehmen eine oder zwey Mezen Kornmehl ſammt einer Meze Kleyen, machen davon mit warmen Waſſer einen dicken Taig, und daraus langlechte runde Kügelein, oder Nudeln, die ein wenig im Waſſer kochen, hernach im Ofen abtrocknen; mit dieſen werden nachhero die Gänſe geſchopt, nachdem ſie zuvor in Waſſer eingetunkt worden, damit ſie ſchlüpferig werden;

im Tage werden dieſe Nudeln fünfmal eingeſteckt, und reines Waſſer wird zum Saufen beygeſezt.

4. Die leichteſte Art Gänſe zu mäſten iſt, wenn man ihnen einen ſchlechten Laib Brod vorſezt, da der ein zwey Daumen weites Loch hat; dieſes wird mit in Bier genezten Haber ausgefüllt, ſie freſſen anfangs den Haber, hernach verzehren ſie den Laib Brod, und wenn ſie damit fertig, ſezt man eben ſo mit einer andern mit Saufen bey, ſie werden dabey in 14 Tagen fett, wo man ſie ſtechen, und das Schmalz davon in den grünen Gemüſen gar wohl benüzen kann.

5. Einige pflegen einen Taig aus ſchlechten Waizen oder Gerſtenmehl mit etwas beygemiſchten Hönig zu machen, davon werden Nudeln zugerichtet, und damit Gänſe oder Kapauner gemäſtet.

6. Eine ſeltſame Art haben die Juden in dem, ſie ſtecken die Gänſe in einen Sack oder Korbe ſo, daß ſie immerzu ſizen müßen, und ſich nicht aufrichten können, ſie binden auch die Augen zu, und ſtecken Erbſen in die Ohren, damit ſie weder ſehen noch hören, und hiedurch nicht zum Schreyen bewogen werden; ferner geben ſie ihnen täglich dreymal einen Brey oder Suppe von Gerſtenmehl gemacht, ſezen Waſſer mit Sande dazu, daß ſie es erreichen können; hievon ſollen ſie eine drey bis vier Pf. ſchwere Leber bekommen.

Die Leber von dergleichen fetten Gänſen ganz zu erhalten, iſt der Leib auf der Seite aufzuſchneiden, dieſe wird gleich in kaltes Waſſer, im Winter auch in Schnee gelegt, wird ſchön weis, und entweder ganz in einer Brühe zugerichtet, oder zerſchnitten, und wie Küheäuter gebacken aufgeſezt. Die Juden weichen die aus den Gänſen genommene rein gewaſchene Leber in war-

warme Milch mit geſtoſſen = und aufgeſtreuten weißen Pfeſſer 2 Tage lang; inzwiſchen wird alle 2 Stunde friſche Milch beygegoſſen, wobey ſie auflauft, und noch ſo groß wird; darauf wird ſie wieder rein gewaſchen, und mit einem Tuch abgetrocknet in den Tiegel ſammt einem Stücke friſchen Butter, einer ganzen mit Nägelein beſteckten Zwiebel, Muskatblühe und Citronenſchaale gelegt. So muß ſie lang dämpfen, in die Brühe werden auch zerribene Semeln mit Weine gethan, endlich mit Citronenſaft aufgetragen.

Von den ausgeweideten Gänſen wird ferner das Fett genommen, und ſo wie ſonſt das Schweinfett zerſchnitten, und ausgelaſſen, ein wenig geſalzen, und in erdenen Geſchirren aufbehalten; mit dieſem werden die Speiſen wie mit Butter, beſonders die grüne Gemüſe lind und mild zugerichtet.

Gemäſtete Gänſe oder Ganſer, welche noch beſſer anſezen, werden, wenn ſie gedörrt werden ſollen, ſo gerupft, daß die fette Haut keinen Schaden leidet, und nicht zerreißt; darauf werden ſie über ein kleines Flatterfeuer von Strohe unter öfteren Umwenden ſchnell abgeſengt, mit warmen Waſſer abgewaſchen, nach abgehauenen Halſe und Flügeln in der Mitte geſpalten, und ausgeweidet. Nach dem Ausweiden werden ſie ſtark mit Salze berieben, dicht in ein reines Faß aufeinander gelegt, und bleiben ſo 3 Tage zugedeckt ſtehen; nachmals werden ſie vom Salze befeuchtet herausgenommen, beym Knye mit Bindfaden angebunden, damit ſie an langen hölzernen Spießen aufgehangen werden können. Noch naß vom Salzwaſſer aus werden ſie über und über mit Kleye beſtreuet, darinn umgewälzet, daß man vom Speck oder Fleiſch nichts

mehr ſehen kann; darauf werden ſie an den hölzernen Spieſen, jede frey und einen Finger breit von der andern, 8 Tage in den Rauchfang aufgehangen, wohin nur Rauch ohne Feuerhize langen darf; nach 8 Tagen werden ſie herab genommen, und andere 8 Tage an den freyen Luft des Bodens gehangen, endlich wieder herab genommen, die Kleye mit Leinwad rein abgerieben, ſo wird die Haut außen ſchön gelb, der innere Speck ſchneeweis, und das bloſſe Fleiſch roſenroth seyn, und ſich in der mit vielen Gittern verſehene Speiſekammer ein ganzes Jahre ſaftig und gut erhalten.

Noch erachte für nothwendig zu erinnern, daß man die junge oder andere Gänſe und Braten niemal an Spieſen braten ſolle, in Backöfen oder in erdenen Geſchirren gedämpft, gerathen ſie ungemein, ſind mürb und mild, da hingegen am Bräter gebratene hart, und zähe werden.

§. II. Die Zucht der Enten und ihrer Pflege.

Die Enten ſind kleiner, und nur halb ſo groß als die Gänſe; ſie ſind die gefräßigſte Waſſer oder Hausvögel, ſie nähren ſich aber am allerleichteſten; ſie freſſen alle Getreidearten und Körner, wie ſie immer einen Namen haben; kleine Fiſche, Gewürme, Schnecken, Raupen, Fröſche, Inſekten, Gedärme, Unrath und Schlame, kurz alles, was immer den Magen füllt, ſie ſuchen alles unflätige im Waſſer, was ſonſt die Schweine außer dem Waſſer lieben.

Das Männlein bey den Enten heißt Entrich oder Enteträger, iſt merklich größer, hat ſchöne ſpiegelgrüne Federn am Halſe. Zu 10 Enten iſt ein Entrich vonnöthen; dieſer kann 3 Jahre dienen, hernach ſind

junge

junge Entriche nachzuziehen. Die graue Enten ſind den wilden ähnlich, und an Gräben, Flüßen, Bächen, Weyern oder Seen vorgezogen, auch dauerhafter als die weiße, ſie werden nicht ſo leicht beym Waſſer von den Geyern geſehen, oder ſuchen gleich unter dem Waſſer, worein ſie ſchießen, ihre Sicherheit.

Bey großen Landgütern und in Brauhäuſern ſind im Winter leicht gegen 30 Enten mit 3 Entrichen zu halten, weil ſie an dem, was zu Grunde gehen würde, ihre Nahrung finden, und dabey gleichſam nichts koſten. Enten müßen einen niedern zu verſchließenden Stalle mit 30 Stroheneſtern auf den Seiten herum haben. Jede Ente legt 20 auch 30 oder mehr Eyer in ein Neſt, welche wohl aufzubehalten, und Brütenden unterzulegen ſind; einer Ente giebt man 14 oder 15, den zahmen Hünern 12, den Indianern, oder Piphühnern aber 20 Eyer, woraus nach 4 Wochen langen Brüten junge Enten kriechen.

Den Jungen giebt man in den erſten 3 Tagen gehackte Eyer mit eingeweichten Schmollen oder Broſamen, darauf etwas angefeuchteten Schrott oder Kleye mit Milch. Hat man Lacken mit grünen Meerlinſen, ſo kann man ſie dahingehen laſſen, oder Meerlinſen herbey bringen, und ihnen in Waſſer vorgeben, ſo koſten ſie wenig Futter; endlich gebe man eingeweichte Trebern, oder Kleye, bis ſie 4 Wochen alt; denn bekommen ſie, wenn es auch ein paar hundert wären, gar kein Futter mehr. Die alte wiſſen ſchon ihre junge ans Brau- oder Brandweinhaus, an die Dreſchtennen, an die Bäche, Gräben, Wäßer, und Lacken mit Fröſchen, auf die Wieſen mit Inſekten, an die Döhle und geheime Orte, zu Weyer mit Meerlinſen zu führen;

ren; auch zur Erntzeit gehen ſie den Wägen mit Getreide fleißig nach, die ausfallende Körner aufzuleſen.

Freylich wer die Enten länger füttern will, oder ſie an das Freſſen vor den Thüren gewöhnt, dem würden ſo gefräßige Vögel hoch zu ſtehen kommen; allein wer füttert die wilde Enten, die ſich zu vielen tauſenden vermehren? Die Entezucht iſt, wer ſie auf beſagte Art haben kann, die nüzlichſte, und koſtet blos ein gar weniges in den erſten Wochen, wenn nur Bäche, Wäſſer, Lacken oder Weyer in der Nähe ſind.

Zur Zeit, wo die Enten ihre Eyer legen, iſt wohl darauf zu ſehen; denn ſie vertragen, und verlieren ſie überall auf Wäſen und Wieſen; bey Weyern legen ſie ſolche gern ins Gras oder andre Büſche, wo ſie zu ſuchen. Wenn ſie ſich mauſen wollen, ſind ſie wie Gänſe, zu berupfen, man läßt ihnen nur wenige. Die Entenfedern ſind nach den Gänſefedern die beſte, ſie werden entweder verkauft, oder trocken in Bette gefüllt.

Die Enten zu mäſten, gebe man mit viel Waſſer befeuchtete Klepe, oder Haber, Gerſte, Wicken, Hirſe, Biertrebern, Eingeweide von Thieren ꝛc. ſo werden ſie leicht, und bald fett; mit Erdäpfeln, oder gelben Rüben, welche würflecht geſchnitten vorgegeben werden, gemäſtete erhalten ein terniges, ſchmackhaftes Fleiſch.

Von den wilden Gänſen, und Enten iſt anzumerken, daß ſie den zahmen faſt gleich. Die erſte ſiehet und höret man öfter im Luft, als auf der Erde, ſie ſind etwas kleiner, von braun- grau- oder ſchwarzlechter Farbe, ſie machen im Fluge insgemein einen Triangel oder eine lange Reihe, da eine Gans voraus fliegt. Wo ſie Sicherheit merken, ſezen ſie ſich auf die Saamenfel-

der

der, es halten aber allzeit einige die Wache. Die Jäger finden ſich oft im Röhrig und Gebüſchen verkleidet ein, und ſchießen ſie, wie bey Ingolſtadt in Bayern zu geſchehen pflegt. Die junge, wilde Gänſe ſind ein guter Braten, alte aber ſo hart, daß man ſie ſelten genießen kann. Die ſammt den Federn abgezogene Häute haben verſchiedenen Gebrauch zu Kleidern ꝛc.

Die wilde Enten ſind alle grau, oder braun, niemal iſt eine weiße dabey. Zur Zeit, wo Bäche und Flüße gefroren, finden ſie ſich gern an offenen Plätzen, oder an Quellen, welche das Eis nicht haben, ein, wo ſie häufig geſchoſſen, einen Braten abwerfen.

Man hat im Wälſchlande, wie auch in einigen Landen vom Deutſchlande, beſonders in Oeſterreich und Franken eine beſondere Art von Enten, einige nennen ſie die Biſamenten, andre die Türkiſche oder Indianiſche; dieſe ſind faſt noch ſo groß, als andre; die Entriche haben eine gleiche Größe mit den Gänſen, ſind aber nicht ſo hoch wegen ihren niedern Füßen, an der Farbe ſind die Biſamenten grau, blau, weislecht, auch rothlecht mit rothen Barth um den Schnabel, wie die Piphanen.

Dieſe Enten vermehren ſich ſchnell und ſtark, lieben ihre Neſter hoch in Ställen zu haben, ſie fliegen wie Hühner auf und ab, fliegen aber auch gerne davon, weshalben ihnen die Flügel kurz zu halten, oder zu lähmen wären: werden ſie jedoch gut gefüttert, und haben Junge, ſo gehen ſie ſelten weiter.

Da übrigens dieſe Enten für Herrſchaften einen guten Braten abwerfen, ſo wären ſie mehr zu verbreiten, man wird ſie bey verſchiedenen Herrſchaften, wo

ſie

ſie unterhalten werden, in Franken und Oeſterreich leicht erhalten, und von Eyern nachziehen können.

Schon im erſten Theile iſt angemerkt, daß, wenn eine Plage von Schnecken über Saamenfelder kommt, und dieſe den Saamen abfreſſen wollen, man nur eine Heerde Enten dahin treiben darf, ſie freſſen alle weg. Gleiche Dienſte werden die Enten auf Krautäckern, wo die Würme oder Raupen über Hand genommen, thun, wenn man ſie dahin bringen, und dort ihre Weide wird ſuchen laſſen.

Gärtner können damit eben ſo ihr Glück in den Gärten wider Würme, Schnecken, Raupen ꝛc. verſuchen.

§. III. Von den Hühnern, Hähnen, und ihrer Zucht.

Die Gattungen von den gemeinen, wie von den fremden Hühnern ſind verſchieden; einige von den gemeineren ſind ohne Schwanz, und heißen Gluthühner; andere haben die Feden umgekehrt auf dem Leib, und heißen Strupichte, ſie werden auch, wie ſie zur Mauszeit ihre Federn verlieren, ganz nacket; die übrige ſind die bekanntere von verſchiedenſten Farben, auch an einigen Orten größer, an andern wieder kleiner.

Eine beſonder gute, auch größere Art von Hühnern iſt jene, welche man die Wälſche nennt, ſie haben Federbüſche auf dem Kopfe, und können vor dieſen nicht auf die Höhe ſchauen, weshalben ihnen die Geyer gefährlich ſind, welchen, weil ſie auf beyden Seiten nicht in die Höhe ſchauen können, ſie auch nicht auszuweichen im Stande ſind. Dieſe Hühner ſind im Wälſchlande die gemeinere, werden aber auch allenthalben in Franken gefunden; ſie ſind nicht allein merklich größer, als die andre, ſondern ſie legen auch weit

grö=

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baumann, Christian,

Entdeckte Geheimnisse der Land- und Hauswirthschaft, eines jeden Landes fü
r jedes Land zum Besten aller Innwohner Deutschlandes

Bd.: 2 : Mit sechs Kupfern

Wien 1783

Oecon. 184-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10293924-1
VD18 90049748